Allgemeines

Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Fünfundsechzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1833.

Wille (Johann Georg), Kupferstecher, geb. den 5. Nov. 1715 auf der Obermühle unweit dem Städtchen Königsberg bei Gießen. Er starb den 8. Aug. 1808.

Williams (Helena Maria), englische Schriftstellerin, bekannt durch eine gewisse Vorliebe für Napoleon, geb. zu London den 27. Juni 1769, starb zu Paris den 14. Dec. 1827.

Willkür, die ungebundene Wahl — aus Wille und Kür, Wahl, zusammengesetzt. In der Psychologie heißt so das Wahlvermögen und der Zustand, in welchem man zwischen Verschiedenem wählen kann, was voraussetzt, daß der Geist mehre Zwecke denken kann und nicht durch den Mechanismus des Vorstellens, welcher durch Übermacht des Körpers bewirkt wird, beherrscht sei. Sie ist also mehr als Spontaneität (s. d.). In menschl. Willkür steht, oder der Willkür überlassen ist alles Das, was weder durch das Sittengesetz, noch auch durch ein bürgerliches Gesetz untersagt ist (s. Freiheit und Wille).

Wilna (Wilno) ehemals die Hauptst. des Großherzogth. Litthauen, jetzt Hauptort des russ. Gouvern. Wilna, am schiffbaren Flusse Wilia (Wilna). Sie hat 3000 H., 25,000 E., darunter 5000 Juden, ansehnliche Paläste u. a. Gebäude, 35 Kirchen und Klöster des kath. Ritus, zu welchem auch die Domkirche (mit dem Grabmale des h. Casimir) gehört, und 7 Kirchen andrer Religionsverwandten. Die 1803 von der russ. Regierung bestätigte und neu eingerichtete Universität mit einem Fonds von 142,000 Silberrubeln, hat 32 Professoren, 12 Adjuncte in 4 Facultäten.

Wilson (Sir Robert Thomas), geb. 1777, war britischer Generalmajor, Großkreuz des östr. Maria-Theresia-, Ritter des portug. Thurm- und Schwert-, des russ. St.-Georgs- und des preuß. rothen Adlerordens. Sein Vater, der berühmte Maler und Schriftsteller, Benjamin W., hatte ihm eine gute Erziehung gegeben. Im Nov. 1806 begleitete er den Gen. Hutchinson, der eine Sendung an den russ. Kaiser hatte. Hier erwarb sich W. im Kriege mit den Franzosen die Achtung des Kaisers und fand nach dem Frieden zu Tilsit in Petersburg eine ausgezeichnete Aufnahme. 1808 vollzog er in Lissabon die ihm übertragene Organisation der lusitanischen Legion. Darauf bewies W. in dem russ. Kriege 1812 nicht weniger Muth und Geschicklichkeit. Großes Aufsehen erregte s. großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frankreich im Dec. 1815. Durch aufgefangene Briefe wurde das Geheimniß entdeckt und W. nebst seinen Freunden, mit Einwilligung des Herzogs v. Wellington und des engl. Gesandten, in das Gefängniß Laforce gebracht. Zugleich entdeckte die pariser Polizei, daß W. sich bittere Äußerungen über das Haus Bourbon in Briefen an s. Freunde in England erlaubt habe. Der Proceß der 3 Engländer vor dem Assisengericht in Paris (April 1816) ward nach franz. Gesetzen so entschieden, daß sie zu 3monatlichem Gefängniß verurtheilt wurden. Im Juli 1816 kehrte W. nach London zurück. Der Prinz-Regent mißbilligte s. Handlung, weil er seinen Stand als britischer Officier durch die bei der Entführung angewandte Verkleidung gemißbraucht habe. Dies Alles erbitterte den ohnehin sehr reizbaren Sir Rob. W., und er schrieb in solcher Stimmung Mehres, was eine strenge Prüfung nicht aushält. Das meiste Aufsehen erregte die von ihm ohne s. Namen herausgegebene Schrift: »**A sketch of the military and political power of Russia**« (Lond. 1817.). Was W. über die außerordentlichen Fortschritte

der ruſſ. Kriegsverwaltung ſeit dem tilſiter Frieden und über den vortrefflichen Zuſtand des ruſſ. Heeres 1815 als Kenner und Augenzeuge bemerkt, bleibt allemal wichtig.

Winckel (Thereſe Emilie Henriette aus dem), Künſtlerin zu Dresden, die Tochter des k. ſächſ. Obriſtlieut. Jul. a. d. W., der 1806 in der Schlacht bei Jena blieb, ward geb. zu Weißenfels den 20. Dec. 1784. Muſik und Malerei wurden Thereſens treueſte Begleiterinnen. Sie ſchreibt und ſpricht Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch; ſie ertheilt Unterricht auf der Harfe und in Sprachen; ſie hat jüngere Freundinnen muſterhaft gebildet. Als Malerin den hohen alten Meiſtern huldigend, hat ſie deren Werke mit einer Treue wiederholt, die ihr im In- und Auslande gerechte Anerkennung erworben hat. Um durch den Unterricht der berühmteſten Lehrer, eines Nadermann und Marin, ihr Spiel auf der Pedalharfe ausbilden zu laſſen, und um ihr die Gelegenheit zu verſchaffen, die aus Italiens Galerien nach Paris entführten Kunſtſchätze zu ſtudiren, reiſte die Mutter 1806 mit ihr nach Paris. Hier blieben Beide $2\frac{1}{2}$ Jahr. David wurde in der Malerei der Tochter Freund und Lehrer. Er gab ihr das Zeugniß, ſowie ſie habe noch Niemand Correggio nachgeahmt. Während dieſer Zeit verlor ihre Mutter durch das Sinken der öſtr. und der ſchwed. Staatspapiere ihr Vermögen. Was die Tochter bisher aus reiner Kunſtliebe erſtrebt hatte, das wurde jetzt ihr Lebensunterhalt. Sie gab auf ihrer Rückreiſe Concerte, und wohnt ſeitdem in Dresden mit ihrer Mutter vereinigt und von gleichgeſinnten Freunden und Freundinnen umgeben. Ohne Schriftſtellerin ſein zu wollen, iſt Mehres von ihr durch den Druck bekannt geworden.

Winckell (Georg Franz Dietrich aus dem). Dieſer erfahrene und gelehrte Forſtmann, Jäger und Jagdſchriftſteller ward geb. am 2. Febr. 1762 auf dem Rittergute Priorau im Königreiche Sachſen.

Winckelmann (Johann Joachim). Dieser berühmte Alterthumsforscher, war der Sohn eines Schuhmachers zu Stendal, 1717 geb. Dem blinden Rector der dasigen Schule zum Vorleser und Führer dienend, gewann er dadurch an Bildung und Kenntnissen sehr, ging im 18. Jahre nach Berlin auf das Gymnasium, im 20. auf die Universität, mußte dann aus Mangel mehre Hofmeisterstellen übernehmen und ward endlich zu Seehausen 1743 Conrector, wo er aber, bei höchst karger Besoldung, in sehr bedrängter Lage lebte, bis er 1748 auf sein eignes Ansuchen beim Grafen Bünau, in Nöthenitz bei Dresden, als Secretär bei dessen Bibliothek angestellt wurde. Die Nähe Dresdens mit allen den Kunstschätzen bot ihm die herrlichste Ausbeute und die erfreulichen Bekanntschaften mit Lippert, Hagedorn, Oser ꝛc. dar; und als der päpstl. Nuntius Archinto ihm eine Stelle an der Vatikan-Bibliothek zu Rom, unter der Bedingung, die Religion zu ändern, anbot, so nahm er dies mit Freuden an und trat 1754 zur kathol. Religion über; seine Schrift »Gedanken über die Nachahmung der griech. Kunstwerke«, die er nun zuerst herausgab, erregte großes Aufsehen. Im J. 1755 reiste er nach Rom ab, wo er, durch Gönner, Beschützer und Freunde aufgemuntert und unterstützt, ganz in seinem Elemente war und mit glühender Liebe und Begeisterung alle Schätze des classischen Alterthums, vorzüglich der Kunst, umfaßte, und 1763 das Amt eines Oberaufsehers aller Alterthümer in Rom erhielt. Eine Reise nach Deutschland im J. 1768, die er mit dem Bildhauer Cavaceppi antrat, brachte ihn leider! seinem Ende nahe. Von düsterer Schwermuth ergriffen, kehrte er in Regensburg um, ging nach Wien und trat 1768 die Rückreise nach Italien an. Ein gewisser Arcangeli gesellte sich zu ihm – lockte Winckelmann seine Geheimnisse ab, und, von Habsucht hingerissen, ermordete der Verruchte zu Triest mit mehren Dolchstichen den unbefangenen

arglosen Winckelmann, der nach 7 Stunden den Geist aufgab! — Auf die Bildung seiner und der nachfolgenden Zeit hat Winckelmann bedeutend gewirkt, die jetzige Blüthe der Kunst und Wissenschaft vorbereitet und Grundsätze aufgestellt, die neuerdings durch die Tiefe philosophischer Speculation wiedergefunden wurden. Seine **Monumenti inediti** und seine Geschichte der Kunst werden immerfort das Andenken des merkwürdigen Mannes unsterblich erhalten. Göthe's treffliche Schrift: »Winckelmann und sein Jahrhundert« (Tüb. 1805.) bedarf keiner Anpreisung. Noch verdienen auch die Bemühungen des **Dom. de Rossetti** erwähnt zu werden, dem großen Künstler ein Denkmal in Triest zu errichten. Nach einem Aufrufe an ganz Europa, zu diesem beizutragen, dessen Erfolg aber nicht nach Wunsche ausfiel, trug er dennoch den größten Theil der Kosten dazu selbst und das Monument ward 1825 vollendet.

Wind. Die den Erdball überall umgebende Luft zeigt, gleich allen flüssigen Körpern, ein beständiges Bestreben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Wird dies Gleichgewicht irgendwo gestört, etwa durch Kälte, welche bekanntlich die Luft zusammenzieht, oder durch Wärme, welche sie ausdehnt, so strömt die benachbarte Luft, zur Wiederherstellung dieses Gleichgewichts, herbei; das ist die nächste und gewöhnlichste Ursache der Winde. Damit verbinden sich andere Umstände, um sehr merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen, namentlich der zwischen den Wendekreisen herrschende, beständige Ostwind, der den Seefahrern so bekannt ist, daß, um von Europa nach Amerika zu segeln, man erst bis zur Region dieser Winde hinaufschifft, und, sich ihnen überlassend, den Ocean dann in gerader Linie durchschneidet. Die Ursache dieser Winde ist in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche bekanntlich in der Richtung gegen Osten vorsichgeht, zu suchen. Die stärkere Erwärmung der Luft zwischen

den Wendekreisen bewirkt ein beständiges Zuströmen kälterer Luft aus den Polargegenden, also von Punkten, welche bei der Umdrehung der Erdkugel einen mindern Schwung erleiden als die Äquatorialgegenden (vergl. Abplattung der Erde.). Bei der Ankunft in der letztern bringt die Luft diese mindere Geschwindigkeit mit, dergestalt, daß das mit der rotirenden Erdkugel gegen Osten fortgeführte Schiff sich an diese weniger geschwinde Luft stößt, oder, weil die erstere Bewegung vom Schiffer nicht empfunden wird, einen von Osten wehenden Wind erfährt.

Windbüchse, ein Schießgewehr, welches so eingerichtet ist, daß stark verdichtete Luft die Kugel, statt des bei andern Gewehren nöthigen Pulvers, forttreibt. Schon in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. gab es Windbüchsen. Im 17. Jahrh. wurden sie häufiger, und in Nürnberg fertigte man sie oft unter dem Namen Windkanonen in einer Größe, daß sie 4pfündige Kugeln 400 Schritte mit einer Stärke trieben, ein 2 Zoll dickes Brett zu durchbohren. Das Wesentlichste, wodurch sie sich von andern Büchsen unterscheidet, ist die Windkammer, der Behälter, wo die eingepumpte und comprimirte Luft aufbewahrt wird, bis ein Ventil dieselbe in der Menge herausläßt, als zum Forttreiben einer Kugel gehört. Es versteht sich, daß man da mehr als ein Mal losschießen kann, ehe wieder neue Luft eingepumpt wird.

Windkugel, Äolipile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer Röhre von enger Öffnung, in welchem man etwas Wasser bis zum Sieden erhitzt, dessen Dampf dann mit einem lebhaften Zischen aus dem Schnabel dringt.

Windrose oder Schiffsrose ist ein Theil des Compasses (s. d.). Man nennt nämlich so die den Horizont vorstellende und nach 32 Windstrichen eingetheilte Scheibe des Compasses, weil sie einige

Ähnlichkeit mit einer Rose hat. Nach einem gewissen Striche seine Fahrt nehmen, heißt daher so viel, als nach einer der 32 gedachten Compaßlinien den Lauf des Schiffes einrichten. Die 4 Gegenden, Nord, Süd, Ost, West, welche die Scheibe oder den Horizont in Quadranten theilen, heißen Hauptgegenden, die kleinern Abtheilungen Nebengegenden. Jede der 4 Hauptgegenden wird in 2 gleiche Theile getheilt, und die Benennung jede dieser ersten Nebengegenden wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Norden und Süden allezeit vorangehen; sie heißen daher Nord-West (N. W.), Nord-Ost (N. O.), Süd-West (S. W.), Süd-Ost (S. O.). Diese 8 Gegenden werden ferner in 2 gleiche Theile getheilt, und es entstehen nun 8 neue Nebengegenden: Süd-Süd-West, West-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost, Süd-Süd-Ost. Der Bogen des Horizonts, oder die 16 Gegenden werden noch ein Mal in der Mitte abgetheilt, und es entstehen nun noch 16 Nebengegenden: Süd- gen Westen, Süd-West gen Süden u. s. w.

Windsor, ein königl. Schloß, auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Windsor am südl. Ufer der Themse, in der engl. Shire oder Grafschaft Berk. Eine steinerne Brücke führt über die Themse zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eton, berühmt wegen seiner lat. Schule. Wilhelm der Eroberer erbaute dasselbe kurze Zeit nachher, als er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümlichen Ansehen, hat 2 Höfe, welche durch den sogen. runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt werden. An der Nordseite des obern Hofes befinden sich die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Zimmer der Prinzen, und gegen S. die der vornehmsten Kronbedienten. Der untere Hof ist wegen der St.-Georgencapelle merkwürdig, worin frü-

her der letztverst. König alle Morgen in den Wochentagen s. Andacht hielt. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Malereien von verschiedenem Werthe. An allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 180 Fuß lange St.-Georgssaal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hosenbandordens bei feierlichen Gelegenheiten bestimmt ist. Er ist mit Frescomalereien von Verrio verziert, welche die ganze Länge des Saales einnehmen und Scenen aus der britischen Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der königl. Thron, und über diesem das St.-Georgenkreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Inschrift: »Honny soit qui mal y pense«. In einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem Tische die in Weiß und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog v. Marlborough jährlich am 2. Aug., am Tage der Schlacht von Blenheim, nach Windsor bringen und dort niederlegen lassen muß, widrigenfalls er s. Recht auf Blenheim verliert.

Winkler (Karl Gottfried Theodor), als Pseudonym Theodor Hell, ist am 9. Febr. 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen geb., kam aber sehr früh mit s. Vater, einem ehrwürdigen Geistlichen, nach Dresden. Als W. 1796 Wittenberg verließ, fand er bald beim Stadtgerichte zu Dresden eine Anstellung. 1801 ging er an Langbein's, des Erzählers, Stelle als Geh. Kanzellist zum geh. Archive über, rückte 1805 zum wirkl. Geh. Archivregistrator auf, fand aber bei den Geschäften seines Berufs von nun an Muße genug zu der vielseitigsten literarischen Thätigkeit. Von Michaelis 1814 bis Ostern 1815 stand W. der Verwaltung der Hofbühne zu Dresden, von Ostern 1815 bis Michaelis dess. J. ders. Bühne in Leipzig vor. Mit der Rückkehr des Königs von Sachsen ernannte man ihn zum Theatersecretair in Dresden unter dem Hofmarschall, Grafen v. Vitzthum, und

fügte später die Cassirerstelle bei der Besoldungscasse der Staatsdiener bei, mit der 1816 noch das Secretariat bei der k. Akad. der Künste vereinigt ward; der Titel eines k. sächs. Hofraths ward ihm 1824 dazugegeben. Genaue Kenntniß der ital. Sprache bei vieler praktischen Musikkenntniß war der nähere Grund, weßhalb unserm W. 1825 auch zu s. andern Geschäften die Regie der ital. Oper übertragen ward.

Winter (Peter v.), Kapellmeister zu München geb. zu Mannheim 1754, gest. 1825. Anfangs sich mehr den Wissenschaften und Sprachen widmend, überließ er sich in der Folge ganz der Tonkunst und wurde, als vorzüglicher Violinist, beim Hof-Orchester angestellt. Er studirte nun besonders bei Vogler, ward dann, als er schon sehr beliebte und geschätzte Compositionen geliefert hatte, noch mehr durch mehre Reisen nach Italien ꝛc. und hauptsächlich bei Salieri ausgebildet und erlangte nun bald unter den ersten Tonkünstlern einen ausgezeichneten Rang; sein Ruf zog ihm mehre vortheilhafte Anerbietungen zu, die er jedoch nicht annahm. Als einer der fruchtbarsten Compositeurs hat er sich beim größern Publicum besonders durch seine Opern berühmt gemacht. I fratelli rivali (die Brüder als Nebenbuhler), für Venedig, Tamerlan, für Paris, Calypso, für London geschrieben, dann Marie von Montalban, Helena und Paris, die Pyramiden, das Labyrinth, Ogus, Mahomed, Colmal ꝛc., ganz ausgezeichnet aber das unterbrochene Opferfest, gewiß sein Meisterwerk, stellen Winter unter die vorzüglichsten und beliebtesten Op[illegible] Compositeurs, die durch das Angenehme, Ausdrucksvolle, durch heitere, muntere Laune, dann aber auch wieder durch das Edle, Große, Erhabene, ihre Werke so ganz hervorzuheben verstehen. In jeder andern Gattung hat Winter ebenfalls viel geleistet, und unter den Cantaten zeichnet sich hauptsächlich Timotheus oder die Macht der Tonkunst aus. Noch hatte er auch das Verdienst, als vorzüglicher Sing-

lehrer treffliche Schülerinnen zu ziehen, worunter die berühmte Metzger, die ihn zum Theil auf seinen Reisen begleitete, nachher als verehelichte Vespermann, im hohen Grade sich auszeichnete. Er st. zu München am 17. Oct. 1285.

Winter (Johann Christian Friedrich), Universitätsbuchhändler zu Heidelberg, geb. 1773 zu Gochsen am Kocher im Altwürtembergischen, wurde als Abgeordneter zum ersten badischen Landtage gewählt, und die gedruckten Verhandlungen von 1819 enthalten Beweise seiner Gesinnung und seiner Thätigkeit. Allgemeineres Interesse hatte sein Antrag auf Herstellung der Preßfreiheit, gemäß der badischen Constitution, ferner sein Bericht für die Vermehrung der Dotation der Universität zu Freiburg, und seine Motion für die bessere Unterstützung der heidelberger Universitätsbibliothek und der akademischen Institute. Bald nach dem ersten Landtage wurde W. demagogischer Umtriebe beschuldigt, lange Zeit in polizeilichem Hausarrest gehalten, vom Hofgericht zu Manheim aber frei und unschuldig erkannt. Mit großer Stimmenmehrheit wurde er hierauf auch zum Bürgermeister erwählt und noch 2 Mal zum Abgeordneten in die badische Ständeversammlung.

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, welche bei uns im astronomischen Sinne mit dem kürzesten Tage (22. Dec.) anfängt und mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der südlichen Halbkugel fällt er in die Zeit unsers Sommers. In der nördlichen Halbkugel währt der Winter nur etwas über 89, auf der südlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördl. Winter in die Sonnennähe, der südliche aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde langsamer geht und also um so viel Tage länger verweilt. — In der heißen Zone findet nach unserm Begriffe kein Winter statt; hier gibt es nur eine Regenzeit, die aber nicht kalt ist. Eine ziemliche Strecke über

die Wendekreise hinaus, in beiden gemäßigten Zonen, ist noch derselbe Fall. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja selbst in Neapel, Sicilien, dem südlichen Spanien und Portugal, kennt man wenigstens für gewöhnlich weder Eis, noch unsere Winterkälte. Im Januar pflegen bereits die Mandelbäume zu blühen und die Gartengewächse gedeihen in dieser Zeit zum Theil besser als im Sommer. Weiter hinauf, schon im Kirchenstaat, gefriert es öfter; noch mehr in Oberitalien. Diesseits der Alpen, wo der Winter immer mehr steigt, wird er schon ziemlich anhaltend und streng, und erreicht endlich jenseits des Polarkreises einen Grad von Kälte, der unsere Vorstellung übersteigt. Dieselbe Fortschreitung findet nach dem Südpol zu statt.

Winterfeldt (Hans Karl v.), k. preuß. Generallieutenant, Ritter der schwarzen Adlerordens ꝛc., ward 1707 zu Vanselow in Vorpommern geboren. Friedrich d. Gr., der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen geschenkt hatte, erhob ihn, der damals noch Lieutenant war, bald nach seiner Thronbesteigung, zum Major und Flügeladjutanten, und sendete ihn wenige Monate darauf (1740) nach Petersburg, das dortige Cabinet dafür zu gewinnen, daß es sich nicht in den ersten schlesischen Krieg mische, den er beschlossen hatte. Der Zweck ward vollkommen erreicht und W., zum Heere zurückgeeilt, trat an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er sich bei der Ueberrumpelung Glogaus (8. März 1741), besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) auszeichnete. Er leitete darauf noch das glänzende Gefecht bei Rothschloß (22. Jun.). Im zweiten schlesischen Kriege (1744) machte er sich bei dem Rückzuge aus Böhmen bemerkbar. 1745 lieferte er den ungarischen leichten Truppen bei Schlawentiz (11. April) ein glänzendes Gefecht, und schlug bald darauf den General Nadasti bei Landshut. Er nahm darauf vorzüglichen Antheil

am Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und an dem glücklichen Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf (23. Nov.), und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. Als die aus dem dresdner Cabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Absicht der Gegner übrig ließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Ansicht gewann die Oberhand. Er ward kurz vor dem Ausbruche des Krieges Generallieutenant und erhielt den schwarzen Adlerorden. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am Halse verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt und dann bei dem Armeecorps des Herzogs v. Bevern angestellt. — Der Herzog lagerte am 31. Aug. (1757) an der Landskrone bei Görlitz, W. jenseits der Neisse, den rechten Flügel gegen Meys, den Holzberg mit 2 Grenadierbataillonen besetzt haltend. Im östreich. Lager war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschlossen, um diesem ein Compliment zu machen, den Angriff auf W.'s Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. Sept. 66 Bat. und 70 Escadronen zusammengezogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf Holzberg, jene beiden Bat. mußten ihn nach tapferer Gegenwehr verlassen. W., der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen starb. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten. Seine marmorne Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin.

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne, bei ihrem scheinbaren Umlaufe, den weitesten Abstand südwärts vom Aequator erlangt hat. Dies geschieht um den

21. Dec. Wir haben alsdann den kürzesten Tag (nämlich von beiläufig 7½ Stunde) und die Sonne beschreibt den kleinsten Bogen über unserm Horizont. Der Winterpunkt ist der Anfang vom Zeichen des Steinbocks, obschon dieses Sternbild den Ort verlassen hat (vgl. Vorrücken der Nachtgleichen), und jener Punkt daher jetzt in das Bild des Schützen fällt.

Winterschlaf der Thiere. Es gibt eine kleine Anzahl von Thieren, welche außer der täglichen Ruhe, die sie mit den meisten übrigen Thieren theilen, mehre Monate hindurch in einer Art von Scheintod, oder wenigstens in völliger Unthätigkeit liegen. Außer dem Igel und der Fledermaus gehören alle übrige Säugthiere, die man Winterschläfer nennt, durchgehends zu der Familie der Gefingerten. Auch beschränken sie sich nicht bloß auf die kältern Klimate, sondern auch in warmen Gegenden finden sie sich. So hält die Jerboa in Arabien und der Taurick in Madagascar den Winterschlaf. Die Zeit, wo sie den Schlaf anfangen, fällt meistens in den Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln, und wo die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zustand von scheinbarer Unthätigkeit versinkt. Der Instinkt treibt die Thiere um diese Zeit, sich eine sichere Schlafstelle aufzusuchen. Die Fledermaus verbirgt sich in dunkle Höhlen oder in die Mauern verfallener Gebäude. Der Igel wickelt sich in Blätter ein, und legt sich gewöhnlich unter Gestrippe von Farrenkräutern. Hamster und Murmelthiere vergraben sich in die Erde, und die Springmaus von Canada schließt sich in eine Kugel von Thon ein. Dabei rollen sich diese Thiere gewöhnlich so zusammen, daß die Glieder vor der Kälte geschützt sind, daß die Eingeweide des Unterleibes und selbst die Luftröhre zusammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Viele dieser Thiere, besonders die Nager, wie der Hamster und die Wanderratte, häufen vorher Vorräthe an, von

denen sie wahrscheinlich leben, bis der Schlaf sie übermannt. Während dieser Periode bemerkt man nun zuvörderst Abnahme der Wärme. Diese wird bei manchen Thieren um 20°, bei andern um 40 — 50° Fahrenheit vermindert; doch ist sie immer noch größer als die Temperatur der Luft in den Wintermonaten. Wenn sie im Winter erweckt werden, so nehmen sie sehr bald wieder ihre natürliche Wärme an, und diese künstliche Erweckung schadet ihnen nicht. Ferner athmen die Winterschläfer viel langsamer und ununterbrochener. Oft bemerkt man mehre Minuten, ja wol gar eine Viertelstunde lang, nicht den geringsten Athem, selten wird man mehr als einmal in der Minute sie athmen finden. Daher verderben sie auch durch das Athmen die Luft weit weniger, und können selbst in verdorbener Luft viel länger aushalten als wenn sie wachen. Natürlich muß sich das Herz ebenso langsam bewegen. Beim Hamster schlägt es im Winterschlafe nur 15 Mal in der Minute, während man im wachenden Zustande bei ihm wol 115 Herzensschläge zählt. Ihre Reizbarkeit ist sehr gering, und man hat Hamster in diesem Zustande zergliedert, die nur dann und wann nach Luft schnappten, wenigstens das Maul öffneten und auf deren Gedärme Schwefelsäure und Weingeist wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Murmelthiere kann man nur durch starke elektrische Schläge wecken. Ebenso ist die Verdauung gemindert, Magen und Gedärme sind gewöhnlich leer, und selbst wenn die Thiere erwacht sind, zeigen sie nur in geheizten Zimmern Freßbegierde; so vermindert sich auch ihr Gewicht während des Winterschlafes ungemein. Die Ursachen dieses Zustandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers gesucht. Wahr ist es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer sind, daher die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweisen können. Auch öffnet sich die große Hohlvene nicht bloß in das rechte Herzrohr, son-

dern sie theilt sich in zwei ansehnliche Stämme, und die Thymusdrüse, die bei den Kindern im Mutterleibe so bedeutend groß ist, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indessen muß man doch, wenn man die Ursachen dieses Zustandes aufzählt, manche äußere Umstände nicht übersehen. Es ist gewiß, daß die Kälte. wenn sie auch nicht die einzige Ursache ist, doch einen bedeutenden Antheil an dieser Erscheinung hat. Daher diese Thiere auch mi ten im Sommer einschlafen, wenn man sie in kalter Temperatur zu erhalten weiß, dagegen bleiben sie munter, wenn man sie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter versieht. Doch fallen sie hier sogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeitlang unterlassen wird. Bei manchen Winterschläfern wirkt vorzüglich eingeschränkte Luft; so kann man den Hamster sehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein Behältniß sperrt, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln sind auch die Schwalben, nach sichern Zeugnissen, einem ähnlichen Winterschlafe unterworfen. Die Mauerschwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Ritzen alter Gemäuer, sondern man hat sie auch oft aus dem Schlamme des Wassers gezogen, und sie durch Wärme wieder erweckt, sodaß man daraus eine allgemeine Regel hergeleitet, die indessen keineswegs gültig ist, da sie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Klimate aufsuchen. Die im Schlamme gefundenen Schwalben sind höchst wahrscheinlich durch zufällige Ursachen aufgehalten, haben sich im Röhricht versteckt, und sind so in diesen Zustand verfallen. Auf ähnliche Weise hat man auch einst einen jungen Kuckuck erstarrt im Wasser gefunden, ohne daß bei diesen Vögeln der Winterschlaf Naturgesetz wäre. Bei den Fröschen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien ist der Winterschlaf sehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50° Fahrenh. sinkt, vermindert sich sogleich die Zahl der Herzensschläge von

30 bis auf 12 in der Minute. Wenn man ihnen in diesem Zustande mit Gewalt Futter beibringt, so findet man es nach geraumer Zeit ganz unverdaut. Auch bleiben Frösche, Schlangen und Eidechsen, die man in einer künstlichen Kälte erhält, oft jahrelang in einem solchen Zustande. Daher kommt es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeschlossen gefunden, die vielleicht viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Schnecken und Insekten, halten bekanntlich ihren Winterschlaf. Einen unvollkommenen Winterschlaf findet man bei dem gemeinen Bären, der im Nov., wo er vorzüglich fett ist, sich in seinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und so den Winter über selten erwacht. Aber wenn dies geschehen, pflegt er sich die Tatzen zu lecken, die ohne Haare und voll kleiner Drüsen sind, daher man geglaubt hat, daß er seine Nahrung allein aus ihnen ziehe. Auch der Dachs verschläft den größten Theil des Winters, indem er seine Schnauze in einen Fettbeutel am Hinterleibe steckt.

Wismuth (auch Bismuth), ein Metall von röthlichweißer Farbe, blättriger Textur und von 10fachem specif. Gewicht; es ist fast so hart wie Kupfer, aber weder zäh noch geschmeidig, sondern spröde. Es schmilzt fast eben so leicht als Zinn und verflüchtigt sich in der Glühhitze.

Wissen, das, ist eine Ueberzeugung, welche sich entweder auf Sinnesanschauung und Erfahrung gründet (das historische W.), oder auf mathematische Anschauung, d. i. die reine, unabhängig von aller Erfahrung uns inwohnende Anschauung von Größe, Gestalt und Zahl (das mathematische W.), oder auf die Begriffe des Verstandes (die verständige, oder philosophische Erkenntniß); meistens aber ist es das Ergebniß aller dieser Erkenntnisse zusammen.

Wissenschaft, im Allgemeinen jede erweiterte, deutliche und

geordnete Kenntniß oder der Inbegriff Dessen, was man weiß. Im engern Sinne aber bezeichnen wir durch Wissenschaft ein organisch verbundenes Ganzes von Erkenntnissen, im Gegensatze eines bloßen Aggregats derselben. Einem solchen Ganzen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erscheint, ist Einheit der Idee nothwendig.

Wissenschaftskunde sowol als Encyklopädie der Wissenschaftslehre bezeichnet entweder im Allgem. die Theorie der Wissenschaft oder denjenigen Theil der Logik welcher die allgemeinen gesetzlichen Bedingungen der Wissenschaft überhaupt entwickelt, oder insbesondere, das von Fichte (s. d.) unter letzterm Namen aufgestellte System.

Witt (Johann de), Großpensionnair von Holland, berühmt als Staatsmann, bekannt durch sein tragisches Ende, war der Sohn des Bürgermeisters Jakob de Witt in Dortrecht, und 1625 geboren.

Witte (Karl), Doctor der Rechte u. der Philosophie zu Breslau, geb. zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle, 1800. Dieser Mann, der in seinem 16. Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte auf eine ausgezeichnete Art bei der Universität zu Heidelberg erhielt, verdient als ein merkwürdiges Beispiel aufgestellt zu werden von Dem, was glückliche, obschon nicht ganz außerordentliche Naturgaben, unter zweckmäßiger Leitung auch schon sehr frühzeitig vermögen. Er schrieb im 12. Jahre seine erste lat. Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine besondere Vorliebe zeigte.

Wittekind, ein berühmter Fürst der alten Sachsen und einer ihrer vorzüglichsten Anführer im Kriege gegen Karl d. Gr., dessen Begebenheiten nur zum Theil bekannt sind. Die Sachsen, ein zahlreiches und tapferes Volk, bewohnten u. d. N. der Ostfalen, Westfalen und Engern, zu welchen Letztern W. gehörte, das nördliche Deutschland zwischen dem Rhein, der Elbe und Nordsee, oder das heutige West-

falen und Niedersachsen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle ihre Nachbarn, besonders die fränkischen Grenzen. Karl d. Gr. beschloß daher, sie unter seine Herrschaft zu bringen. Zugleich wurde die Religion als ein Bewegungsgrund dazu gebraucht. Der Krieg begann gegen sie im J. 772, und dauerte bis 803, also 30 Jahre hindurch, mit Inbegriff verschiedener Waffenstillstandsverträge, die Karl mit den Sachsen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch erlitten die Sachsen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil die Franken durch bessere Kriegskunst und Kriegszucht, durch zweckmäßi ere Waffen und den guten Gebrauch derselben ein großes Uebergewicht über sie hatten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachsen Frieden und versprachen Gehorsam. Aber sobald Karl sich mit seiner Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen sie aufs neue zu den Waffen. So fing auch W. 782 einen neuen Krieg an. Ein von Karl ihm entgegengeschicktes Heer wurde fast gänzlich aufgerieben. Karl kam nun selbst mit einem mächtigen Heere, und als ihm W., der sich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf sein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er sich dafür, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachsen die Köpfe abschlagen ließ. Durch dieses Verfahren wurden die Sachsen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufstande gereizt. Aber sie wurden (783) in 2 blutigen Treffen bei Detmold und am Hasefluß so geschlagen, daß sie fast keinen Widerstand mehr leisten konnten. Karl versuchte nun auch gelinde Mittel, und bewog durch große Versprechungen die beiden Heerführer der Sachsen, W. und Albion, sich ihm zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen (785). W. erhielt seine Besitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Karl zum Herzoge von Sachsen. Durch Bischöfe und Priester, die Karl schickte, und durch 8 Bisthümer, die er in Westfalen und Niedersachsen stiftete, suchte er die Sitten der

Nation zu mildern und sie im Gehorsam zu erhalten. Dennoch empörten sich die Sachsen zu wiederholten Malen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erst im J. 803 endigte der Friede zu Selz, der ihnen verschiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der christlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, diese mit der äußersten Erbitterung geführten Kämpfe. — Daß W. der Stammvater der sächsischen Regenten sei (s. Wettin), ist aus der Geschichte keineswegs zu beweisen. W. soll sein Leben im J. 807 in einer Schlacht wider den schwäb. Herzog Geroald verloren haben. Sein Leichnam soll zuerst in Paderborn, dann in Engern in der Grafschaft Ravensberg beigesetzt worden sein. Hier befindet sich ein Monument, welches ihm Kaiser Karl IV. soll haben setzen lassen.

Wittelsbach, s. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, diese durch Luther und Melanchthon welthistorische Stadt, liegt in dem merseburger Regierungsbezirk der preuß. Prov. Sachsen, an der Elbe, über die eine hölzerne, 500 Ellen lange und $11\frac{1}{3}$ Elle breite Brücke führt. Sie ist jetzt stark befestigt. Vor der letzten Belagerung im J. 1813 hatte sie 602 Häuser, verlor aber durch dieselbe 285 Wohnhäuser, und zählt mit der Besatzung 6345 Einw. Seit 1817 sind 2 neue Vorstädte auf dem linken und rechten Elbufer entstanden. Die Schloß- und Universitätskirche, an die Luther am 31. Oct. 1517 seine berühmten 95 Sätze anschlug, und in der Luther, Melanchthon und die Kurfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige begraben liegen, ist seit 1817 auf königl. Kosten von den während der letzten Belagerung erhaltenen Beschädigungen wiederhergestellt worden. — Die 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität, welche mehre Grundstücke, darunter 8 Dörfer und außerdem 354,694 Thlr. an Capitalien (darunter 79 Stipendien) besaß, ist von der preuß. Regierung mit der hallischen vereinigt,

dafür aber ein theologisches Seminarium errichtet worden. 1547 wurde sie in Folge der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Karl V. eingenommen, allein Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geschützt. Im siebenjährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10. — 14. Oct. durch die auf den Weinbergen aufgestellte Reichsarmee bombardirt, und der preuß. Commendant, Obrist Sakemon, zur Uebergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuser wurden hierbei ein Raub der Flammen. Sie hörte auf, eine Festung zu sein, ward aber, da sie noch mit einem Wall und nassen Graben umgeben war, auf Napoleons Befehl, im J. 1813, unter dem Marschall Victor, beim Vorrücken der Russen so gut wiederhergestellt, als es die Zeit gestattete. Wittenbergs Garnison bestand damals aüs polnischen Truppen. Vom 26. März bis 20. April durch das Corps des Gen.-Lieut. v. Kleist blockirt, während des Waffenstillstandes verstärkt, palliſadirt und mit einem bedeckten Wege versehen, ward es nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülow'schen Corps eingeschlossen. Ende Oct. rückte die Brigade des Generalmajors v. Dobschütz davor, die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung Torgaus, am 28. Dec. Das von den Franzosen befestigte, ungefähr 100 Schritte vor dem Schloßthore gelegene Armenhaus ward in der Nacht zum 2. Jan. erstürmt, der bedeckte Weg in der Nacht zum 7. genommen, in der folgenden das Couronnement desselben begonnen, und die hier aufgeführte Batterie am 12. in die Bastion längs des Schloßthors Bresche gelegt. Da der Gouverneur, General la Poype, die Auffoderung zur Uebergabe ablehnte, so stürmten die Preußen Wittenberg um Mitternacht in 4 Colonnen. Die gegen die Bresche gerichtete drang zuerst ein, und sehr schnell war der Platz, mit Ausnahme des Rathhauses und Schlosses, genommen, in welche sich die Garnison geworfen hatte, die sich indeß

bald darauf ohne Bedingung ergab. Der Verlust der Belagerer betrug etwa 400 Mann, davon beim Sturm 8 Officiere, 100 Mann. Der General, Graf Tauenzien, der diese Belagerung, sowie die von Torgau, geleitet hatte, erhielt das Großkreuz des eisernen Kreuzes und den Ehrennamen Tauenzien von Wittenberg. — Bei der dritten Jubelfeier der Reformation legte der König in Wittenberg den Grund zu einem Denkmale Luther's, dessen Bildsäule in Berlin, nach Schadow's Modell, in Eisen gegossen und 1822 aufgestellt worden ist. S. »Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit histor. und artist. Erläuterungen«, herausgeg. von J. G. Schadow (Direct. der königl. Akad. d. Künste zu Berlin, Wittenberg 1825, 4., mit Kpfrn.). Ueber die Organisation der Universität s. den Aufs. vom Hofr. Pölitz in dessen »Jahrb. der Gesch. und Staatsk.«, 1828, Dec. (»Erinnerungen an die Hochschule zu Wittenberg«).

Witterungskunde. Die Witterungskunde oder Meteorologie beschäftigt sich mit Aufsuchung der bestimmten und festen Regeln und Grundsätze, wonach Witterungs- und Wettererscheinungen in dem Dunst- oder Luftkreise erfolgen müssen. Dazu gehört die Kenntniß 1) aller Luftarten und ihrer Verwandtschaften; 2) des äußern Baues der Erdflächen, besonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Abflusses aller Ströme und Flüsse, der großen Landseen, Waldungen und umgebenden Meere; 3) der Abdachung der Länder in Niederungen und des Abhanges des ganzen Landes vom Aequator nach den Polen; 4) des täglichen und jährlichen kreisförmigen Umlaufs des Erdballs; 5) der wechselseitigen Ab- und Zuströmungen der Zonalwärme und Kälte; 6) der vom Lande angezogenen Abdunstungen der Weltmeere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7) der täglichen Luftströme aus den Gebirgsschluchten beim Umschwung des Erdballs; 8) der Luftbewegungen oder Winde, durch die mannigfalti-

gen Schattenseiten der Gebirge, einzelnen Berge, Wolken, der Nachtseite des Erdballs und a. Erhöhungen; 9) der Störungen des Gleichgewichts der Luft durch elektrische Explosionen und a. feurige Lufterscheinungen; 10) der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen unter der Schneelinie u a. Gegenstände mehr. Alle diese vielseitig mitwirkenden Ursachen enthalten die hinreichenden Gründe zur Erscheinung der täglichen Witterung oder des Wetters.

Witthum (vidualitium, dotalitium, douaire), der Theil von den Gütern des Mannes, welchen nach seinem Tode seine Witwe zu fodern hat. Dieses Verhältniß hat vielfache Veränderungen erfahren.

Witwencassen sind Anstalten zur Unterstützung hinterlassener Witwen. Es gibt deren 2 Hauptgattungen, welche wesentlich von einander verschieden sind: 1) solche, die ein durch Vermächtnisse, oder Schenkungen, oder Besoldungsabzüge gebildetes Capital besitzen, dessen Zinsen jährlich unter die Witwen vertheilt werden, im Verhältniß zu den von ihren Ehegatten geleisteten Beiträgen. Hier wird, um ganz sicher zu gehen, gewöhnlich keine bestimmte Summe zugesichert, sondern die Größe der Unterstützung richtet sich nach der Zahl der Interessenten und der Witwen; von dieser Art ist die Universitätswitwenkasse in Göttingen. 2) Solche, die auf Leibrentenfuß (s. Leibrente) eingerichtet sind. Ihre Natur ist folgende: Eine ansehnliche Anzahl von Ehemännern, deren Frauen noch sämmtlich am Leben sind, macht sich anheischig, entweder auf einmal, oder nach und nach eine gewisse Geldsumme durch ihre Beiträge zusammenzubringen, um ihren dereinstigen Witwen eine dem Beitrage gemäße, stets gleiche Pension bis zum Tode der Witwe oder bis zur Mündigkeit der Kinder zu versichern. Man kann in diese Anstalten auf zweierlei Weise eintreten: a) auf Capitalfuß, d. h. durch Herschießung einer Summe

auf Einem Brete; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergestalt, daß man jedes Jahr zu bestimmten Zeiten eine gewisse Summe als Beitrag hergibt. — Die Größe der der Witwe zugesicherten Leibzente wird berechnet: a) nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts; b) nach dem wahrscheinlichen Tode Beider; c) nach der Größe des Einsatzes, welcher letztere jedoch verfallen ist, wenn die Frau vor dem Manne stirbt.

Witz. Der Witz, als Eigenschaft des Subjects, ist eine auf vorzüglicher Anlage beruhende Fertigkeit, die Aehnlichkeiten an denjenigen Dingen, welche der natürliche Verstand als verschiedenartige zu betrachten pflegt, leicht, schnell und lebendig aufzufassen und darzustellen. Da dies Auffinden der Aehnlichkeit Vergleichung voraussetzt, so kann man auch sagen, der Witz ist eine natürliche Fertigkeit der vergleichenden Urtheilskraft im Auffinden solcher Aehnlichkeiten, durch welche die Dinge in eine sinnreiche Beziehung treten, oder kurz ausgedrückt, eine spielende Urtheilskraft. Der Witz aber, als Product, bezeichnet den glücklichen und sinnreichen Vergleich und was durch denselben bewirkt wird, ja oft auch versteht man unter dem Witzigen das Sinnreiche überhaupt, besonders aber sofern es in Worten ausgesprochen wird (die Franzosen sagen daher **bon mot**). Der Witz zeigt sich um so mehr als Fertigkeit, je leichter er Dasjenige verknüpft, was für den gewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu stehen scheint, mithin je tiefer die Aehnlichkeit liegt ferner je reicher er selbst an Auffindung solcher Beziehungen ist. Er wird als Talent sehr unterstützt durch Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Anschauungen, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und damit verbundene Uebung und Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weßhalb ihn Jean Paul auch den angeschauten Verstand zu nennen scheint. Er äußert sich ebensowol im Erkenntnißgebiete, als im Gebiete der Kunst und des

gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, sowol ernst als belustigend. Das Belustigende desselben aber beruht vorzüglich auf der schnellen und spielenden Aeußerung der Verstandesthätigkeit, und ist um so größer, je mehr es durch sinnreiche Beziehung ungleichartiger Gegenstände überrascht, und um so lächerlicher, je größer und anschaulicher der Contrast der verglichenen Gegenstände ist. Letztere Art pflegt man wol auch vorzugsweise Witz zu nennen, und die Einfälle desselben erscheinen dann gewöhnlich unter der Form der Ideenassociation und werden oft durch Vergesellschaftung der Vorstellungen hervorgerufen. Im letztern Falle, und insofern sein Zweck keine ernstliche Belehrung, sondern die spielende Aeußerung der Kraft sein einziger Zweck ist, ist er im vollen Sinne des Worts spielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in der Wirklichkeit existirt, oder bloß durch Vorstellung der Einbildungskraft scheinbar hervorgebracht ist. Indessen darf der Schein doch nicht willkührlich sein (denn der Witz ist keine Urtheilskraft), und selbst das Scheinverhältniß, welches er aufstellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch so geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (tertium comparationis) nennt. Je tiefer, treffender und sinnreicher dieser Vergleichungspunkt ergriffen ist, desto sinnreicher und tiefer ist der Witz, und um so schaler und leichter, je zufälliger diese Beziehungen, und je leichter sie auch dem alltäglichsten Kopf in die Augen fallen. In Rücksicht seiner Gegenstände ist der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenstände (dahin gehört z. B. das Wortspiel), ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes sind in Hinsicht ihrer Darstellung eigentlich, wenn der Witz sich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält, oder uneigentlich und bildlich, wenn das Sinnliche mit dem Nichtsinnlichen, oder

umgekehrt, vergleicht. Man redet auch von einem scharfsinnigen Witz; das ist nun entweder ein solcher, welcher durch Blicke in das Wesentliche und Innere der Dinge entspringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der sich der Unterscheidungen und Entgegensetzungen des Scharfsinns scheinbar oder als Mittel zu Vergleichungen bedient. Was seine Wirkungen anlangt, so ist der Witz im Ganzen eine heilsame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande und Gefühle nachtheilig wirken, und führt oft zu Kälte oder zu Zerstreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abspannung des Geistes und Aberwitz. Selten auch ist der bloße Witzige geliebt. Daher muß sich der Witz mit andern Vorzügen des Geistes verbinden. Und er ist vorzüglich angenehm, wo er mit Gutmüthigkeit sich verbindet; vermieden und gehaßt insbesondere, wenn er, als Spott, die Absicht hat, zu verletzen. Der Witz kann, weil er Talent ist, nicht Zweck der Erziehung sein. Die Entwickelung desselben aber wird besonders durch mannigfaltige und lebhafte Anschauung, leichten geselligen Umgang und heitere freie Verhältnisse begünstigt. Durch freien geselligen Umgang wird ein gewisser Takt in der Anwendung des Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum Witzbold wird, d. h. zu einem Menschen, der Witz am unrechten Orte anwendet oder verschwendet. T.

Wladimir (Wlodimir), Zar von Rußland, ward (981), nach dem Tode seiner beiden Brüder, Herr des ganzen damaligen russischen Staates, und vergrößerte denselben durch Besiegung verschiedener benachbarter Völker. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griech. kaiserl. Prinzessin Anna Romanowna ließ er sich (988) taufen, und nahm mit seinem ganzen Volke die christl. Religion an. Die er-

sten Religionslehrer der Russen kamen aus Konstantinopel, und vor ihnen wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griech. Kirche eingeführt. W. wird, als der erste christl. Regent und weil er viele Klöster und Schulen stiftete, in der russ Geschichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Er starb 1015. Seine Nachkommen theilten zu ihrem eignen Verderben das Reich unter sich. Zu seinem Andenken stiftete die Kaiserin Katharina II. am 22. Sept. 1782 den St.-Wladimirorden.

Wodan ist gleichbedeutend mit Odin, eine der mächtigsten Gottheiten des Nordens. Man hat ihn auch von dem indischen Buddha herleiten wollen. Die alten Sachsen und Thüringer verehrten namentlich den Wodan als ihren Kriegsgott, und jene schwuren in dem Kampfe mit Karl d. Gr. ein feierliches Gelübde, demselben alle feindliche Gefangene zu opfern (vergl. Nordische Mythologie). Die Römer fanden ihren Mars in demselben wieder.

Wohlfahrtsausschuß, Comité de salut public. Unter diesem Namen verschleierte der Berg, oder die Partei des Terrorismus (s. d.) im Nationalconvente (s. Frankreich) die Dictatur, welche die Männer des Schreckens an sich rissen, um die Girondisten (s. d.) und die gemäßigte Partei niederzuschmettern, damit der Berg herrsche und die Republik über ihre innern und äußern Feinde triumphire. Der richterliche oder vielmehr Henkersarm, welcher diesem anfangs neun-, später zwölfköpfigen Souverain blindlings gehorchte, war das Revolutionstribunal (s. d.). Der Wohlfahrtsausschuß ward an der Stelle des kaum 10 Tage alten Comité de défense générale den 6. April 1793 errichtet und vom Convente, aus dessen Mitte seine Mitglieder (darunter Danton, Barère, Camben) gewählt waren, mit unumschränkter Vollmacht zu geheimen Berathschlagungen

und zur Aufsicht über die Minister versehen; nur nach eignem Ermessen sollte er in jeder Hinsicht für die öffentliche Wohlfahrt sorgen; daher ward ihm, einige Monate später, auch das Recht ertheilt, Haftbefehle zu erlassen.

Wohlgemuth (Michael), geb. in Nürnberg 1434, gest. daselbst 1519. Wenn auch dieser Künstler durch seine Werke weniger bekannt wäre als er ist, so verdient er doch schon als Lehrer des noch berühmter gewordenen Albr. Dürer, der ihn noch, als W. 82 J. alt war, malte, dankbar genannt zu werden.

Woiwoda, ein slawisches Wort, das so viel als Heerführer im Kriege (dux belli) bedeutet, und aus den beiden slawischen Worten Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Walachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe sie von den griech. Kaisern, mit denen sie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen Statt sie nachher den Titel Hospodar, so viel als Herr, annahmen. Jetzt heißt Woiwod der türkische Pachter der Abgaben eines Bezirks. Im ehemaligen Königreiche Polen nannte man Woiwoden die Statthalter in den Landschaften (Woiwodschaften), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei, und machten die erste Klasse der weltlichen Reichsstände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels stattfand, so führte jeder Woiwode den Adel seiner Woiwodschaft in das Feld.

Wolcott (John). Dieser u. d. N. Peter Pindar bekanntere satyrische Dichter wurde 1738 zu Dodbrocke, einem Dorfe in Devonshire, geboren und erzogen zu Kingsbridge und Bodnim. Nachdem er das Gesicht verloren, starb er 1819 zu Somers-Town 81 J. alt. Die Anzahl seiner Schriften von 1778 — 1813 ist sehr ansehnlich. Eine, jedoch nicht Alles enthaltende, Ausg. erschien 1812.

Wole, der schützende Geist der Erde, die uralte Seher'n. Vor ihr heißt der älteste Theil der Edda Voluspa, das Gesicht der Wole.

Wolf (Christian, Freih. v.), Kanzler der Universität Halle, ein berühmter deutscher Philosoph und Mathematiker, ward 1679 zu Breslau geb.

Wolf (Friedrich August), der größte Philolog seiner Zeit, ward geb. am 15. Febr. 1759 zu Haynrode, einem Kirchdorfe der Grafschaft Hohnstein, unweit Nordhausen. Sein Vater war Cantor und Organist des Dorfs. Eine in den letztern Jahren oft wiederkehrende Kränklichkeit, deren Heilung sein Arzt nur vom wärmern Himmel des südlichen Frankreichs erwartete, gab ihm den Entschluß ein, dorthin zu reisen. Er verließ im April 1824 Berlin und kam, höchst erschöpft durch die nur zu ungeduldig beeilte Reise, im Juli zu Marseille an, wo ein heftiger, nicht ganz unverschuldeter Lungenkatarrh den Faden seines Lebens am 8. Aug. zerriß. W. hinterläßt außer seinen lat. und deutschen Schriften, in denen er sich als schöpferischen Meister in fast allen philologischen Disciplinen erweist, zahlreiche Schüler, welche die von ihm gestiftete preiswürdige Schule des freien, von keinem Meister abhängigen Selbststudiums fortsetzen werden, streng darauf bedacht, daß sie nimmer in eine Schule für —aner ausarte, wie die seines Namensvetters, des hallischen Philosophen.

Wolfe (James), ein besonders durch seinen Heldentod berühmt gewordener englischer General. Frühzeitig durch große militairische Talente ausgezeichnet, ward er in dem Kriege, der 1754 zwischen England und Frankreich wegen Grenzstreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert, und erhielt 1759 den Oberbefehl eines besondern engl. Armeecorps von ungefähr 7000 M., welches bestimmt war, den Franzosen Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich auf die Eroberung von Quebeck, der Hauptstadt dieser Provinz

an. Die engl. Flotte unter Admiral Saunders, auf welcher sich W. mit seinem Corps befand, segelte zwar in dieser Absicht den St.-Lorenzfluß hinauf, aber die ersten Versuche der Engländer, zu landen und die Franzosen anzugreifen, schlugen fehl, und W., durch Anstrengungen und Kummer über das Mißlingen seiner Unternehmungen heftig angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wiederhergestellt war, gelang es ihm (Juli 1759), auf der östlichen Seite von Quebeck zu landen. Da aber der franz. Heerführer, Marquis Montcalm, sich in einer festen Stellung zwischen den Engländern und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte W. seinen Plan, schiffte sein Corps wieder ein und landete mit demselben (12. Sept.) im Westen von Quebeck, ohne daß die Franzosen es vermuthen und verhindern konnten. Montcalm war nun genöthigt, um die Stadt zu sichern, den Engländern am folgenden Tage eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war sehr hitzig, und von beiden Seiten ward mit gleichem Muthe gefochten. Auf welcher Seite die überlegnere Anzahl von Truppen oder der größere Verlust gewesen, ist aus den sich widersprechenden Berichten nicht mit Bestimmtheit abzunehmen. Die Franzosen mußten das Feld räumen. Beide Heerführer wurden tödtlich verwundet und mußten aus dem Treffen gebracht werden. Auch ihre beiden Stellvertreter wurden verwundet. W. war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern bloß um den Ausgang der Schlacht besorgt. Mit Ängstlichkeit erkundigte er sich danach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Feinde gänzlich geschlagen wären und von allen Seiten wichen sagte er: »Nun bin ich zufrieden«, und wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Folgen der Schlacht waren sehr wichtig. Die Franzosen versäumten, wider des sterbenden Montcalm's Rath, Verstärkungen an sich zu ziehen, zogen sich zu weit zurück, und überließen die Stadt Quebeck ihrem Schick-

sale, die, auch durch das Feuer der engl. Schiffe geängstigt, 4 Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen sich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im pariser Frieden verblieb. — W. war erst 35 J. alt, und hatte sich ohne mächtige Verbindung, bloß durch sein Verdienst emporgeschwungen. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Grabmal errichtete. — Seine letzten Augenblicke sind durch ein schönes, wol allgemein bekanntes Kunstblatt (einen gelungenen Kupferstich von Will. Woollett nach dem Gemälde des trefflichen Malers Benj. West) verewigt worden.

Wolff (Pius Alexander) wurde, so viel uns bekannt geworden, 1782 im Kreise einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht zum Schauspieler erzogen, sondern für den Stand des Gelehrten bestimmt. Daher hatte er sich auch diejenigen Kenntnisse früh zu erwerben gesucht, welche diese Bestimmung erforderte, und die ihm auch auf seiner später eingeschlagenen Laufbahn so nützlich wurden. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, feiner Beobachtungsgabe und einem scharfen Blick des Geistes ausgerüstet, dabei unterstützt von einer mehr feingebildeten als starken und kräftigen Gestalt, und einem alle Abstufungen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen bezeichnenden Organe, schien er zum darstellenden Künstler gleichsam von der Natur berufen. Er folgte diesem Rufe, und wir finden ihn seit 1804 als Mitglied der Schauspielergesellschaft in Weimar, zu der Zeit, wo sich das dortige Theater zu der Kunsthöhe zu erheben begann, auf der es ein Muster für die deutschen Bühnen ward, welche den Geist desselben sich anzueignen geneigt oder fähig waren. Da sich 2 der größten Geister, die Deutschland erzeugt hat, und die beiden ersten dramatischen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe), selbst mit der Leitung dieser Bühne angelegentlichst beschäftig-

ten, so fand ein Mann von W.'s Geist und Talenten, um so mehr, da er sich Beider besondern Gunst zu erfreuen hatte, vielfache Gelegenheit und Unterstützung, um sich zum wahren Künstler auszubilden. Mittheilungen darüber hat W. selbst in Holtei's »Monatl. Beitr. zur Geschichte der dramatischen Kunst« (1828) drucken lassen. Lange war man in Deutschland schwankend gewesen, was man für das höchste Ziel des darstellenden Künstlers anerkennen sollte. Nachdem die steife manierirte Pracht, das conventionnelle Pathos, die mehr declamatorische als dramatische Darstellungsart der Franzosen, besonders in dem höhern Drama, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängstlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affects durch Sturm und Drang, Wüthen und Toben auf den Brettern verdrängt worden war, und sich Jeder zum Schauspieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Gestalt und durchdringende Stimme verliehen hatte, erhob sich, besonders durch Göthe geweckt, der Genius echter Kunst, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemessenen Gange der Regel, sowie durch die Unterordnung des Wirklichen unter das Ideale, das Ziel, nach dem der Künstler zu streben habe. Die weimarische Bühne bildete damals einen Kreis verschiedener Talente, die gemeinsames Streben unter Leitung eines hohen Genius gleichsam zu einer Künstlerfamilie vereinigte. W. fühlte sich in diesem schönen Kreise bald einheimisch, und strebte, indem er sich besonders der Tragödie zuwandte, und in das Fach jugendlicher Helden oder ernster, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Menschen. Sein Hamlet, sein Posa, Max Piccolomini, Weißlingen, Orest, und späterhin sein Tasso wurden als musterhafte Bildungen in ihrer Art ausgezeichnet und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf, der mit der Freiheit seiner Darstellungen

immer gewachsen ist. Allein nicht bloß das ernste Drama zog sein Neigung an, sondern er zeichnete sich auch später im Komischen aus wozu er in seiner reichen, leicht beweglichen Phantasie, seinem feine Beobachtungsgeiste große Hülfsmittel fand. Vornehmlich sagte ihm das Humoristische zu. Man sah ihn immer mit Vergnügen im Lust spiele, wiewol die eigentliche Sphäre seines Talents das Trauerspi (in der Bedeutung, wo es das ernste Drama mit einschließt) geblieben ist. In der letztern Zeit hat er sich der ausgeführten Seelencharakte ristik mit großem Erfolg gewidmet. Man denke an den Maler in »Bild«, Graf Leicester, den Vater im »Fluch und Segen«, Herr v Uhlen. W. wurde auch selbst dramatischer Dichter. Er schrieb ei heiteres Lustspiel: »Cäsario«, welches überall mit Beifall aufgenomme wurde, später ein rührendes Drama, »Pflicht um Pflicht« (gedruck in Müllner's »Almanach für Privatbühnen«, 1. Jahrg.), dann ei ähnliches: »Treue siegt in Liebesnetzen«, eine kleine Posse: »Der Hun des Aubri« und das späterhin mit Weber's charakteristischer Musi ausgestattete und beliebte Theaterstück »Preciosa«, welches nebst de beiden erstgenannten in seinen »Dramat. Spielen« (1. Bd., Berli 1823) gedruckt erschien; endlich das Lustspiel »Der Mann von 5 Jahren«. — Während seines Aufenthalts in Weimar verheirathete e sich mit einer Künstlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen de Kunst sich zu erheben suchte, der Frau Becker, geb. Malcolmi Mit einer hohen, wohlgebildeten Gestalt vereint sie eine ausdrucksvoll Gesichtsbildung und edle, würdevolle Haltung. Ihr biegsames, ob wol dem Umfange der Töne nach sehr beschränktes Organ erleichtert ihr die Kunst zu sprechen, die sie im hohen Grade besitzt. So eignet sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, indem sie die ersten Hel dinnen mit Glück darstellte. Vornehmlich gediegen und höchst an muthsvoll waren ihre Darstellungen rein naiver und idealer weibliche

Gestalten, z. B. Iphigenia (in Göthe's Drama gl. N.), Stella, Maria Stuart, Fürstin in der »Braut von Messina«, Klärchen in »Egmont«, Adelheid in »Götz von Berlichingen«, Leonore Sanvitale in »Tasso«, Eboli in »Don Carlos« u. a. In späterer Zeit hat sie noch mehre Charaktere hoher Frauen übernommen und mit ungemeiner Meisterschaft dargestellt, z. B. Elisabeth in »Maria Stuart«, Sappho. Allein auch im Scherzhaften hat sie sich vorzüglich in früherer Zeit mit vielem Glücke gezeigt. Sie verräth überall einen tief eindringenden Verstand, einen sichern Überblick des Ganzen, einen zarten Sinn für die dichterischen Schönheiten ihrer Partie, eine hohe Feinheit in der Schattirung verwandter Seelenzustände; dabei wird ihr Spiel immer von einer hohen Anmuth beseelt, und Nichts gelingt ihr so sehr als das Hinreißen des Zuschauers in ruhigen und zarten Momenten. Die gebundene Rede verstanden Beide mit unnachahmlicher Leichtigkeit vorzutragen, und die Costumirung ohne eitle Glanzsucht zu ihrem künstlerischen Zwecke anzuwenden. — W. mußte wegen Kränklichkeit die Regie des Schauspiels niederlegen. Er starb 46 J. alt, den 28. Aug. 1828 zu Weimar, auf der Rückreise aus dem Bade zu Ems nach Berlin. Seine Gattin steht noch bei der königl. preuß. Hofbühne im Fache würdevoller und leidenschaftlicher Frauencharaktere und feinerer Anstandsrollen.

Wolfenbüttel, Fürstenthum. — Die Stadt **Wolfenbüttel**, bis 1754 die Residenz der Herzoge von Braunschweig, liegt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend an der Oker, welche durch die Stadt fließt. Sie war mit Festungswerken umgeben, hatte in ihrer Mitte eine Citadelle (die Dammfestung) und enthält mit 2 Vorstädten 1000 meistens gut gebaute H. und 7000 E. Sämmtliche Festungswerke sind jetzt abgetragen. Es ist hier ein altes fürstl. Residenzschloß und Zeughaus, ein Waisenhaus und ein großes Armenhaus.

Dem Schlosse gegenüber ist das schöne, vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die herzogl. Reitbahn, oben aber die berühmte wolfenbüttelsche Bibliothek befindet. Sie ist eine der vorzüglichsten in Deutschland, die durch ihren Bibliothekar, J. G. E. Lessing (s. d.), noch bekannter wurde. Sie besitzt viele Manuscripte (10,000), eine große Anzahl der ältesten Drucke, und soll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben, nur 110,000) Bde. enthalten. S. Ebert, »Zur Handschriftenkunde«, 2. Bdchn., welches ein Verzeichniß der griech. und lat. Handschriften dieser Bibliothek enthält (Leipzig 1827.). Noch sind zu Wolfenbüttel 3 Pfarrkirchen, ein Gymnasium, das immer einen guten Ruf behauptet hat, und für das ganze Herzogthum folgende Obercollegien: das Consistorium, das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für Waldeck, die beiden lippischen Häuser und für die braunschweig. Lande, das Landesgericht, die Lehns- und Grenzcommission. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel mit Garn getrieben; auch werden hier Bänder, Leinwand, Drell, Papiertapeten, Leder, lackirte Waaren, Taback, Vitriol ꝛc. fabricirt.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt, geb. 1492. Seine Mutter war Margaretha, Gräfin zu Schwarzburg. Nach dem Tode s. Vaters Waldemar kam er, 16 J. alt, zur Regierung. Sein Hoflager war zu Köthen. Dieser Fürst hatte in Körperstärke, ritterlicher Haltung und Gewandtheit kaum seines Gleichen. Er war von Natur fröhlich und muthig. 1521 wurde Wolfgang in Worms, als Luther sein Bekenntniß ablegte, dessen Jünger und inniger Freund. Als es die Evangelischen hart anging, sagte Wolfgang: »Er wolle lieber Andern die Stiefeln abwischen, Land und Leute verlassen und mit einem Stecken davon gehen, als dem Evangelio untreu werden!« Er unterzeichnete und übergab mit 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg

das evangel. Glaubensbekenntniß. Als Kaiser Karl V. und Ferdinand, auf Antrieb der päpstlichen Gesandten, die Evangelischen durch Drohungen zu bewegen suchten, die Predigt des Evangeliums einzustellen und an den Gebräuchen des Papstthums Theil zu nehmen, da waren es Wolfgang und Markgarf Georg, welche zu dem Kaiser hintraten und mit festem Muthe erklärten: »Sie würden sich gegen des Kaisers Majestät in aller Unterthänigkeit verhalten, wenn er sie bei ihrem Glauben und Bekenntnisse ließe; aber ehe sie Gott und sein Evangelium verläugneten, möge er ihnen lieber die Köpfe abschlagen lassen!« Er war Mitstifter des schmalkaldischen Bundes, und Luther nannte ihn, da er viele Reisen machte, um Frieden zu stiften, den Legaten Gottes. W. ward nach Eisleben von den Grafen von Mansfeld eingeladen, wohin auch Luther kam, der daselbst d. 18. Febr. 1546 starb. Bei dem Ausbruche des Kriegs zog W. selbst mit in den Kampf, den die Schlacht bei Mühlberg endigte. Hierauf erklärte Karl V. den 12. Jan. 1547 den Fürsten W. in die Acht, als dieser eben auf s. Schlosse in Bernburg war. Das Land desselben schenkte er einem spanischen Günstling, Namens Ladrone. W. setzte sich, als er die Acht vernommen, zu Pferde, und ritt durch die Stadt zum Thore, indem er Luther's Lied: »Eine feste Burg ist unser Gott«, sang. Er suchte einen Aufenthalt im Harzgebirge. 1552 gelangte er wieder zu dem ungestörten Besitze seines Landes. 70 Jahr alt übertrug er die Regierung seines Landes s. Vettern und verlebte 4 Jahre ruhig zu Koswig und Zerbst, doch sorgte er mit fürstl. Großmuth für Kirchen und Schulen. So war Wolfgang der Gründer und auch Vollender der Reformation in Anhalt, obwol er s. Vetter, den weisen und gelehrten Fürsten Georg, der mit Recht den Beinamen des Gottseligen führte, spaterhin zu seinem Gehülfen nahm dieser Fürst Georg, welcher in Merseburg von Luther, Jonas und A.

zum evangel. Bischof geweiht worden war, hat oft und gern gepredigt.). W. hatte 15 Jahre lang vor seinem Tode seinen Sarg in s. Schlafgemach stehen, mit der Inschrift: »Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn« (Phil. 1, 21.). Er starb unverheirathet am 23. März 1566 und ist in der Bartholomäuskirche zu Zerbst begraben, wo auch sein Bildniß sich befindet. S. »Fürst Wolfgang zu Anhalt. Eine geschichtliche Reformationspredigt, gehalten am 31. Oct. 1819 von Dr. Friedr. Adolf Krummacher, herzogl. anhalt-bernburg. Superintend.« (Dessau 1820.).

Wölfl (Joseph), geb. zu Salzburg 1772, bildete sich unter Leop. Mozart und Mich. Haydn zu einem beliebten Componisten und zu einem der fertigsten Pianofortespieler. 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewunderung erregte, und zugleich eine franz. Oper für das Théâtre comique: „L'amour romanesque", in einem Akt schrieb und daselbst zur Aufführung brachte. 1805 ging er nach England, wo er 1812 starb.

Wolga, in Rücksicht ihres gegen 570 deutsche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß von ganz Europa. Sie entspringt im russischen Gouvern. Twer, auf den alaunischen Höhen bei dem Dorfe Wolcho-Werchowie, aus einigen Seen, 20 Meilen oberhalb Twer, wird bei dieser Stadt für Lastschiffe schiffbar, und nachdem sich die Oka oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kasan mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der sich in mehr als 60 Armen, 12 Meilen unter Astrachan, in das kaspische Meer ergießt.

Wolke (Christian Heinrich), als deutscher Pädagog und Sprachlehrer berühmt, kais. russ. Hofrath und Prof., wurde am 21. Aug. 1741 in dem damals anhalt-zerbstischen, seit 1813 zum Großherzogth. Oldenburg gehörigen Städtchen Jever geb. Durch Aufsuchung der Wurzeln von den Wörtern der deutschen Sprache suchte er die

rechte Form dieser Wörter zu bestimmen, die überflüssigen fehlerhaften Buchstaben, sowie die in die deutsche Sprache aufgenommenen Fremdwörter durch vorgeschlagene neue deutsche zu verdrängen. Aber es fehlt im Ganzen doch das Bestreben, eine lebende Sprache nach einem neuen Maßstabe consequent umzuformen, und daher können auch Kinderschriften, in jener neuen Sprache verfaßt und gedruckt, keinen Eingang finden. — W. starb am 8. Januar 1825 zu Berlin.

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde schwebenden sichtbaren Wasserdünste. Vom Nebel sind die Wolken nur durch die Höhe und durch eine größere Undurchsichtigkeit verschieden. Letztere hat ihren Grund in der dünnern Luft, wo die Dunsttheilchen sich verdichten. Doch findet darin ein großer Unterschied statt, indem es Wolken gibt, die den Himmel trüben, ja verfinstern, und wieder andere, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mondstrahlen durchscheinen lassen. Die Wolken entstehen auf ähnliche Art wie der Nebel. Die wässerigen Dünste, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und dem ganzen Erdboden aufsteigen, erheben sich vermöge ihrer Elasticität und geringern Schwere in der Atmosphäre so hoch, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft antreffen, in welcher sie nicht mehr steigen können, sondern vielmehr verdichtet werden. Über die Art und Weise aber, wie diese Verdichtung und die ganze Wolkenbildung vor sich gehe, sind die Physiker verschiedener Meinung.

Wolle nennt man im Allgemeinen denjenigen Theil der Bedeckung der Säugethiere, der unter den obern Spitz- oder Stachelhaaren (Grannen) liegt, und auch Grundhaar heißt, überhaupt Haare, die einen größern natürlichen Zusammenhang haben als andere, insbesondere aber die Hautbedeckung der Schafe.

Wöllner (Johann Christian v.), der Sohn eines Predigers, geb. zu Dövritz 1727, wurde Staatsminister und Chef des Depart-

der geistl. Angelegenheiten im preuß. Staate unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm II. In diesem Posten suchte er, dem Geiste der Zeit und den bisher in jenem Staate befolgten Grundsätzen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus wieder herrschend zu machen, und selbst den Monarchen mit dergleichen geistiger Ausschweifungen und Verirrungen anzustecken. Die Wirkung davon war das bekannte Religionsedict, welches der jetzt regierende König sogleich beim Antritt seiner Regierung widerrief.

Wollust ist in moralischer Bedeutung der Hang zur sinnlichen Lust, und im engsten Sinne zur Geschlechtslust. Sie macht nicht nur die niedere Seite im Menschen zur herrschenden und ist in sofern überhaupt vernunftwidrig, sondern sie macht auch durch ihre Ausschweifungen den Körper untüchtig, dem Geist als Werkzeug der Vernunft zu dienen, und zerstört die Achtung vor der Menschenwürde Anderer. Sie ist somit der größte Feind der häuslichen, bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft. Ihr steht die Enthaltsamkeit und Keuschheit in hoher Würde entgegen, welche dem Genuß nur sofern sich hingibt, als er durch die Pflicht gestattet ist.

Wolsey (Thomas), Cardinal, Erzbischof von York und Staatsminister Heinrichs VIII. von England, war von niederer Herkunft — der Sage nach der Sohn eines Fleischers zu Ipswich —, besaß aber große Talente. Der Friede zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. (1514) war vorzüglich sein Werk. Bei der Ehescheidung Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin, Katharina von Aragonien, war W. sehr thätig. Er beförderte die Liebe des Königs zu der schönen Anna Boulen, um ihn dadurch von den Staatsgeschäften zu entfernen. Auch ward ihm, zugleich mit dem Cardinal Compeggio, vom Papste Auftrag gegeben, in dieser Sache zu sprechen. W.'s Ehrgeiz ging so weit, daß er selbst nach der päpstl. Krone strebte, wozu ihm Karl V. Hoff-

nung gemacht hatte. Aber er verlor unerwartet die Gunst des sehr veränderlichen Königs, wozu Anna Boulen vielleicht beigetragen hatte; es ward ihm das große Siegel abgenommen, und er wegen seiner Handlungen vor dem Parlament öffentlich angeklagt und (1530) in sein Erzbisthum York verwiesen. Hier ward er verhaftet, und sollte nach London in den Tower gebracht werden, starb aber unterwegs, in der Abtei zu Leicester, in einem Alter von 60 Jahren.

Woltmann (Karl Ludwig v.), deutscher Geschichtschreiber, ward zu Oldenburg den 9. Febr. 1770 geb. und durch seines Vaters Dienstverhältnisse zu dem Grafen Lynar, einem der reichsten, wie der kenntnißreichsten, gebildetsten Diplomatiker, schon früh mit dem Leben der höhern Welt vertraut. In Göttingen, das er 1788 bezog, widmete er sich weniger der Rechtskunde als dem Studium der alten und neuen Sprachen, bis ihn plötzlich die Geschichte so mächtig ergriff, daß er beschloß, ihr allein zu leben. 1792 ging er nach Oldenburg zurück und hielt Vorlesungen über die Geschichte für die Schüler des Gymnasiums daselbst. W. schrieb (1794) s. »Geschichte der Deutschen in der sächs. Periode«, deren 2. Bd. nie erschien, die aber auch keinen kräftigen Lebenskeim in sich trug. Die franz. Revolution ergriff ihn mächtig. Er starb 1817 zu Prag. Wiewol W.'s sämmtlichen Werken der Stempel einer höhern Vollendung fehlt, so zeigen sie doch alle ein geniales Talent, das aber dahinwelkt, ohne für die Wissenschaften etwas Großes und Bleibendes gefördert zu haben. Liebe zu sinnlichen Genüssen störte ihn zu oft in anhaltender ernster Thätigkeit, und seine Eitelkeit und Weichheit lähmten seine Kraft und zogen ihn zur Empfindelei hin. Seine »Geschichte des britischen Reichs« ist s. bestes Werk, aber er ließ sie unvollendet. Die »Memoiren des Freih. von S—a« (Prag 1815, 8 Thle.), die er anonym herausgab, sind in vieler Hinsicht seiner unwürdig.

Wolzogen (Justus Adolf Ludwig, Freih. von), k. preuß. Generallieutenant, geb. d. 3. Febr. 1773 zu Meiningen, stammt aus einem alten adeligen Geschlechte, welches ursprünglich in Tirol und in dem 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Niederösterreich blühte.

Woollett (William), geb. d. 22. Aug. 1735 zu Maidstone, ward der Schöpfer einer ganz neuen Manier, die Landschaften zu stechen. Er war ein Schüler des Franzosen Vivares, gest. 1782, der gewöhnlich als Künstler zu den Engländern gerechnet wird, verbesserte aber das Verfahren, das er von jenem gewonnen hatte. Die größte s. vielen Arbeiten ist Jacob and Laban, nach Claude-Lorrain; die gesuchtesten sind s. Tod des Gen. Wolfe, der 1776 bei seinem Erscheinen vor der Schrift 2 Guineen kostete und jetzt mit 25 — 45 Guineen bezahlt wird, und die Schlacht von la Hogue, nach B. West; Niobe, Phaethon, Celadon und Amelia, Solitude, Ceyx and Alcyone und Cicero at his villa, alle nach Rich. Wilson; die Fishery, nach Rich. Wright und Roman edifices in ruins, nach Claude-Lorrain. Bei s. spätern Arbeiten ließ er sich von s. Schülern Browne, Pouncy, Ellis, Emes, Smith und J. Vivares unterstützen. W. war Engraver to his majesty und starb zu London d. 22. Mai 1785. In der Westminsterabtei ist er beerdigt.

Woolston (Thomas), ein berüchtigter englischer Freidenker, 1669 zu Northampton geb. Er wurde 1728 verhaftet, nach einiger Zeit zwar wieder freigelassen, da er aber fortfuhr, seine Meinungen zu behaupten, wurde er abermals in das Gefängniß Kingsbench gesetzt, wo er 1733 starb. — Mit diesem ist nicht zu verwechseln der Moralphilosoph William Wollaston, welcher 1659 geb. war und 1724 starb.

Wordsworth (Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Englands, geb. zu Cockesmouth 1770.

Wörlitz, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, 3 Stunden von der Stadt Dessau, mit einem geschmackvollen Lustschlosse, der gewöhnlichen Sommerresidenz des Herzogs, 240 H. und 1800 Einw. Der Ort ist berühmt geworden durch den vorzüglich schönen Garten im engl. Geschmack, den der verstorbene Herzog Leopold Friedrich Franz hier anlegte. Eine kurze Beschreibung dieses Gartens findet sich in Hirschfeld's »Theorie der Gartenkunst«. Vorzüglicher und umfassender ist die »Beschreibung der fürstl. anhalt-dessauischen Landhauses und engl. Gartens zu Wörlitz«, von A. v. Rode (mit Kpf., Leipz. 1788.). In diesem Garten ist auch das sogen. gothische Haus, welches eine interessante Sammlung merkwürdiger alter Kunstwerke (besonders Gemälde) enthält. Die ehemalige chalkographische Gesellschaft zu Dessau hat eine Reihe von Blättern in Aqua Tinta, Ansichten von Wörlitz und andern geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Dessau, herausgegeben.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsstadt. Durch den Frieden zu Luneville (1801) kam sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und gehört seit dem pariser Frieden zu der großherz. hessischen Rheinprovinz. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend (in dem von den Minnesängern gepriesenen Wonnegau) und hat in 970 H. über 6800 Einw., welche sich zum Theil vom Weinbau und der Rheinschifffahrt nähren. Es gibt hier einige Tabacksfabriken und eine Bleizuckerfabrik. Die protest. Religion ist die vorherrschende; die Katholiken haben außer der Domkirche, einem ehrwürdigen Gebäude, zu dem schon im 8. Jahrh. der Grund gelegt wurde, die aber erst im 12. Jahrh. vollendet ward und 470 Ellen lang und 110 Ellen breit sein soll, noch eine Kirche, die Lutheraner 2, und die Reformirten eine Kirche. Unter den Weinsorten, welche in und bei Worms gezogen werden, zeichnen sich durch

Güte und Feuer aus: die Liebfrauenmilch, welcher Wein um die Liebfrauenkirche herumwächst und daher seinen Namen hat; der katerlöcher und der Lug ins Land, der bei einem ehemaligen Wartthurme wächst. Worms ist eine der ältesten und in der frühern deutschen Geschichte berühmtesten Städte Deutschlands. Die Römer hatten hier eine Niederlassung, und es war der Sitz oder doch längere Aufenthalt der frühern fränkischen Könige, selbst Karls d. Gr., der spätern Karolinger, später der Sitz rhein.-fränkischer Herzoge. In der mittlern und neuern Geschichte spielt Worms gleichfalls eine große Rolle; theils durch die vielen Reichstage, welche die Kaiser hier hielten, und wovon die merkwürdigsten die beiden von 1495, welcher Deutschland gesetzliche Form gab, und von 1521, auf welchem Luther (s. d.) freimüthig sein Glaubensbekenntniß vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen ablegte; theils durch die innere Wichtigkeit, die es durch seinen Gewerbfleiß, durch seinen Handelsverkehr, durch seine große Bevölkerung, die sich noch am Ende des dreißigjährigen Krieges auf 30,000 Seelen belief, erlangt hatte; theils durch den großen Antheil, den es als Glied des rheinischen Städtebundes an den bedeutendsten Fehden zwischen den benachbarten Fürsten nahm. Von dieser Bedeutenheit ist Worms in den letzten 2 Jahrhunderten durch mancherlei Ursachen, besonders aber durch die vielen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, herabgekommen. 1689 wurde Worms, sowie Speier, auf Louvois's Befehl von den Franzosen fast ganz verwüstet. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch gibt es noch Plätze, wo statt ehemaliger Gebäude nur Gärten sind. In den ersten Jahren des franz. Revolutionskrieges litt Worms wieder sehr, indem es abwechselnd von beiden Parteien besetzt wurde. Zu Worms war auch ehemals ein sehr altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz war.

Woronzoff, eine in hohen Kriegs- und Civilstellen ausgezeichnete russische gräfliche Familie. Zu ihr gehörten 3 durch ihre Schönheit und ihre Rolle in der neuern russischen Geschichte berühmte Frauen. 1) Elisabeth W., die Geliebte des Großfürsten und Kaisers Peters III., nachmalige Senatorin Polánski; 2) die Gräfin Butturlin, 3) die Fürstin Daschkoff, die Vertraute Katharinens II., welche mit dem Grafen Panin den Plan zur Erhebung derselben auf den Thron entwarf und ausführen half. Sie waren die Nichten des Großkanzlers Grafen Michael W., der als russischer Vicekanzler den Allianzvertrag zwischen Rußland und Schweden zu Petersburg d. 25. Juni 1745, und einen andern mit Oesterreich zur Vertheidigung der Erbfolge der Maria Theresia, sowie 1747 den Subsidienvertrag mit Großbritannien abschloß, nach welchem ein russisches Corps von 37,000 Mann im Solde der Seemächte bis an den Main marschirte, und den Abschluß des aachner Friedens 1748 bewirkte. In den letzten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth stand der Vicekanzler W. an der Spitze der schwedischen Partei, deren Seele der Großfürst Peter war; allein der Kanzler Bestuscheff, das Haupt der dänischen Partei, behauptete im Cabinette der Kaiserin einen überwiegenden Einfluß, bis er 1757 in Ungnade fiel, worauf der Graf W. Reichskanzler wurde. — Ein Graf Alexander W. war früher Gesandter an mehren europäischen Höfen, wurde vom Kaiser Alexander 1802 zum Reichskanzler ernannt und erhielt darauf die Leitung der auswärt. Angelegenheiten. 1804 nahm er seine Entlassung, behielt aber seine Titel. Er zog sich nach Moskau zurück und starb daselbst 1806. — Sein Bruder S... W. war russischer Gesandter in London als die franz. Revolution ausbrach. Katharina erklärte sich gegen die Grundsätze derselben, und Graf W. schloß zu London den 25. März 1793 mit Lord Grenville einen Doppelvertrag, wovon der eine

die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England, auf den Fuß des für England sehr vortheilhaften Handelsvertrags von 1766, auf 6 Jahre erneuerte, der andere aber sich auf die gemeinsame Mitwirkung beider Mächte bezog, um der Ausbreitung der franz. Revolution einen Damm entgegenzusetzen, um durch vereinigte Maßregeln den Handel Frankreichs mit den neutralen Mächten auf jede Art zu hemmen, und um sich gegenseitig in dem Kriege mit Frankreich beizustehen. Dieser wichtige Vertrag wurde bekanntlich in dem letztern Punkte von der Kaiserin nicht vollzogen, indem sie damals ihre Plane in Polen ausführte; auch nahm Katharina in der Folge keinen thätigen Antheil an dem Kriege gegen Frankreich, weil Großbritannien sich weigerte, mit ihr ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Pforte einzugehen. Diese ganze Unterhandlung führte Graf W. Er blieb Gesandter in London auch unter den folgenden Regierungen. Paul I. ernannte ihn zum General. Unter Alexander I. hatte er Theil an den Verhandlungen, welche die dritte Coalition durch den petersburger Tractat (genannt Traité de concert) vom 11. April 1805 herbeiführten. — Sein Sohn, Graf Michael W., k. russ. Gen. der Infanterie und Generaladjutant, ist Militairgeneralgouverneur von Neurußland (zu Odessa Langeron's Nachfolger). Geb. zu Moskau, ward er bei seinem Vater in England erzogen, bekleidete dann ebenfalls mehre diplomatische Posten, und zeichnete sich im Kriege aus, vorzüglich in den Feldzügen 1813 und 1814 gegen Frankreich. Mit einer drohenden Erklärung an die Einwohner des Depart. der Ardennen und der Aisne und Marne, wenn sie die Waffen gegen die Alliirten ergriffen, betrat er Frankreichs Boden, wo er an mehren Schlachten und Gefechten Theil nahm. Bei Craone wurden er und Sacken am 7. März 1814 von Napoleon geschlagen, worauf sich Beide mit einem Verluste von 4000 Mann nach Laon zurückzogen. Als aber Blü-

cher nach dem Siege bei Laon wieder über die Aisne gegen die Marne zog, besetzte Graf W. Chalons am 23. März; auf dem Marsche gegen Paris bewies er zuletzt noch bei dem Angriff auf diese Hauptstadt viel Tapferkeit. 1815 zog er ein zweites Mal mit nach Frankreich, und befehligte hierauf bis 1818 das russische Contingent bei dem Besatzungsheere, wo er zu Maubeuge sein Hauptquartier hatte. Er hielt auf gute Manneszucht und erwarb sich die Achtung der Einwohner. Von dort begab er sich nach Aachen, zur Zeit des daselbst versammelten Congresses, wo er von seinem Monarchen, dessen Kammerherr und Generaladjutant er war, mehre Beweise von Achtung erhielt. In der Folge wurde er zum Militairgeneralgouverneur von Neurußland und Bessarabien ernannt. Im Juni 1826 bevollmächtigte ihn und den nach Konstantinopel als Gesandten bestimmten Geheimenrath v. Ribeaupierre der Kaiser Nikolaus, in Akjermann mit den türkischen Commissarien über die Ausgleichung der Irrungen zwischen Rußland und der Pforte zu unterhandeln. — Ein Verwandter von ihm ist der Graf v. Woronzoff-Daschkoff, den Alexander I. 1822 zu seinem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am k. bairischen Hofe zu München ernannte, wo sich derselbe noch jetzt befindet.

Wörterbuch, s. Lexikon.

Wortfuß, s. Rhythmus.

Wortspiel. Unter dem Wortspiel versteht man nicht jedes Spiel mit Worten, denn sonst könnte auch das Reimecho und die hörbare Malerei in Worten dahin gerechnet werden; sondern man versteht vorzugsweise darunter die Darstellung einer Verschiedenheit durch Lautähnlichkeit der Worte, z. B. viele Fenster und doch so finster; inceptio est amentium, haud amantium, wobei mit witziger Kürze zugleich Das, was ein Gegenstand ist, und was er nicht ist, aber sein

will oder sein sollte, zusammengestellt und in einer Rede verbunden wird. Es wird also zum Wortspiel erfordert Lautähnlichkeit der Worte, bei Verschiedenheit, ja oft Entgegensetzung der Bedeutungen; und ein Wortspiel ist um so vollkommener, je weniger es dabei einer Abänderung der Worte oder eines Zusatzes durch Präpositionen, Adverbien ꝛc. bedarf. Gewiß gehören Wortspiele oder der Witz, der vorzugsweise in den Worten, also der äußern Form, liegt, zu der untergeordnetsten Art des Witzes, und dürfen daher auch nicht zu sehr gehäuft werden, aber es gehört immer zu den Annehmlichkeiten der Rede, durch schnell gefundene Ähnlichkeit der Klänge das Verschiedene in den Vorstellungen herauszuheben.

Wouvermann (Philipp), ein berühmter Landschafts- und Thiermaler der niederländischen Schule, geb. 1620 zu Harlem, starb ebendaselbst 1668. Er lernte zuerst bei seinem Vater, Paul W., dann bei seinem Landsmann, Joh. Wynants, arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für seine Arbeit; desto mehr bereicherten sich die Kunsthändler durch Verkauf s. Werke ins Ausland. Er malte Landschaften, Jagdzüge, Pferdemärkte, Reitergefechte, Fischereien ꝛc. und pflegte in s. Gemälden gern Pferde anzubringen, unter welchen sich immer ein weißes mit großem Lichtreflex auszeichnet. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, scheint zu einigen s. Gemälde die Ideen gegeben zu haben. In s. Landschaften ist immer etwas Neues; seine Figuren und Pferde sind meisterhaft gezeichnet. Viele s. Gemälde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen worden („Oeuvres de Phil. Wouvermann d'après ses meilleurs tableaux par J. Moyreau", Paris 1737, Fol.). Die königl. Galerie in Dresden besitzt mehre ganz vorzügliche Gemälde von ihm. In dem franz. Museum (s. „Mus. Nap.", von Filhol) befindet sich ebenfalls eine große Anzahl; einige auch in den Galerien zu München,

Wien und Pommersfelden. Nach seinem Tode stiegen seine Arbeiten zu einem sehr hohen Preise, indem der Kurfürst von Baiern, Maximilian Maria, Gouverneur der Niederlande, sie eifrig aufsuchen und kaufen ließ. W.'s größtes Verdienst besteht darin, daß er die Natur getreu nachahmte, wie er sie innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes, aus denen er nie gekommen war, hatte kennen lernen. Wenn er auch durch Lebhaftigkeit und Kraft des Colorits seinen Vorgänger Bamboccio nicht erreichte, so empfiehlt ihn doch seine überaus schöne Zeichnung und sein zarter, weicher Pinsel. Vgl. »Üb. die Composition in Phil. Wouvermann's Gemälden ꝛc.« (Leipz. 1789.). — Peter W., sein Bruder, ist ebenfalls als Maler nicht unbekannt.

Woywoden, s. Woiwoda.

Wrack, im Niedersächsischen, im Hochdeutschen Brack, das Untaugliche in seiner Art, der Ausschuß, z. B. von Porzellan u. s. w., das im Brennen verunglückt und untauglich ist. In der Schifferspräche heißt Wrack der Körper eines gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffes, überhaupt Alles, was das Meer von verunglückten Schiffen an das Ufer treibt. Das Recht der Küstenbewohner, sich Dessen, was das Meer ans Land wirft, zu bemächtigen, heißt das Wrackrecht (vgl. Strandrecht).

Wrangel (Karl Gustav, Graf v.), schwedischer Feldmarschall, ein durch kriegerische Thaten zu Lande und Wasser ausgezeichneter Feldherr des 17. Jahrh., stammte aus einer alten und berühmten schwedischen Familie. Sein Vater, Hermann Wr., war schwedischer Reichsrath und Feldmarschall, und starb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Karl Gustav trat zeitig in Kriegsdienste und lernte in der berühmten Schule des großen Königs Gustav Adolf. Er machte mit diesem die Feldzüge in Deutschland. Als der verdienstvolle schwedische Feldherr Baner (1641) starb, war Wr. als General-

major Einer von Denen, welche das schwedische Heer unter sehr mißlichen Umständen bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torstenson befehligten. Unter Torstenson machte Wr. den Feldzug in Deutschland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holstein, um den Krieg gegen Dänemark zu führen. (S. Torstenson). Man übertrug Wr., nach dem Tode des Admirals Claas Flemming den Oberbefehl über die schwedische Flotte, welche am 25. Juni 1744 der Uebermacht der dänischen hatte weichen müssen. Durch einige holländ. Schiffe verstärkt, gelang es ihm, die dänische Flotte am 13. Oct. bei der Insel Femern zu schlagen. Er befehligte nachher ein besonderes kleines Corps in Holstein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück, bis der Friede zu Brömsebrö (23. Aug. 1645) diesen Krieg endigte. Wr. ging hierauf wieder nach Deutschland, und als Torstenson (1646) wegen Krankheit genöthigt war, den Oberbefehl aufzugeben, wurde derselbe Wr. und Königsmarck übertragen. Wr. vereinigte sich bald nachher mit der franz. Armee unter Turenne, und Beide zwangen gemeinschaftlich den Kurfürsten von Baiern (14. März 1647) zu Ulm einen Waffenstillstand einzugehen. Nach einiger Zeit ging Wr. nach Franken, und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die Schweden und Kaiserlichen zu verschiedenen Malen einander sehr nahe kamen, so erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entscheidung derselben, während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück, zu viel abhing. Als die schwed. und französ. Armee sich getrennt hatten, trat zwar der Kurfürst von Baiern von dem geschlossenen Waffenstillstande zurück, aber beide Heere vereinigten sich von neuem, und schlugen (17. Mai 1648) bei Zusmarshausen unweit Augsburg das vereinte kaiserl. und bairische Heer mit großem Verluste. Wr. besetzte hierauf Baiern und behandelte es sehr hart, bis endlich der zu Münster und Osnabrück geschlos-

sene Friede allen Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland ein Ziel setzte. Wr. ging nun nach Schweden zurück, und verlebte einige Jahre in Frieden. Als Karl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte, begleitete er diesen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten 3tägigen Schlacht bei Warschau (18. bis 20. Juli 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieses Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde, eilte Karl Gustav diesem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. Wr. belagerte die Festung Kronburg, die sich ihm nach 21 Tagen (6. Sept. 1658) ergab. Es ward ihm hierauf der Oberbefehl über die schwed. Flotte aufgetragen, die Kopenhagen angreifen sollte, allein dies Unternehmen glückte nicht weil die Dänen während der Belagerung von Kronburg Zeit gehabt hatten, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und eine holländ. Flotte zum Entsatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den Wr. über die letztere (29. Oct. 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Kopenhagen aufgegeben werden. Im folgenden J. vereitelte er dagegen die von den Dänen auf der Insel Fünen versuchte Landung. Der Tod des Königs von Schweden endigte (1660) diesen Krieg. Als Ludwig XIV. 1674 einen Krieg gegen das deutsche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs, und griff (im Nov.) unerwartet die Staaten des Kurfürsten von Brandenburg an, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war, und mit seiner ganzen Macht gegen die Franzosen am Rheine stand. Wr. befehligte das 16,000 Mann starke schwedische Heer, welches in das Brandenburgische einfiel und das Land übel behandelte. Er wurde aber bald krank; ein Umstand, der wahrscheinlich zu dem unglücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens beitrug. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm (s. d.) eilte mit seinen Truppen vom Rheine zurück, früher, als es die Feinde

erwarten konnten. Sein berühmter Feldmarschall Derflinger (s. d.) überfiel (12. Juni 1675) den schwedischen Obersten Wangelin in Rathenow, und nahm ihn mit seinem ganzen Regimente gefangen. Ebenso unerwartet griff am 18. Juni 1675 der Kurfürst mit 6000 M. Reiterei das schwedische 13,000 M. starke Heer bei Fehrbellin (s. d.) an, und erhielt einen vollständigen Sieg über dasselbe. Die Schweden mußten Brandenburg räumen, und verloren selbst einen Theil von Vorpommern. Wr. legte hierauf seine Stelle, wegen Alters und Krankheit, nieder, und starb im folg. Jahre. Für seine frühern Siege war er (1645) in den Grafenstand erhoben worden.

Wrede (Karl Philipp, Fürst v.), königl. bairischer Feldmarschall und Generalinspector des Heers, Herr von Ellingen, Engelhardszell, Suden, Mondsee u. s. w., Mitglied des königl. bair. Staatsraths (seit 1817), stammt aus einem alten Geschlechte in Baden, ist geboren den 29. April 1764 zu Heidelberg, machte daselbst seine Studien und widmete sich der Forstwirthschaft. Baron W. war anfangs Hofgerichtsrath in Manheim, dann Assessor beim Oberamte Heidelberg 1792, im Kriege Oestreichs mit Frankreich pfälzisch. Landescommissair bei dem östreich. Corps unter Hohenlohe, und Oberlandescommissair bei dem östreich. Heere von 1793 — 98, unter Wurmser, dem Herzog Albert und dem Erzherzog Karl. Einer Oberforstmeisterstelle, die er gekauft hatte, entsagte er als er 1799 den Auftrag erhielt, für den Erzherzog Karl ein kurpfalzbairisches Corps zu bilden, das er, nebst 2 östreich. Divisionen, zuerst den 14. Oct. in dem Cavaleriegefecht bei Friedrichsfelde am Neckar auf den Kampfplatz führte. Nach dem Frieden arbeitete er mit an der neuen Gestaltung des bair. Heers, und wurde 1804 Generallieutenant. 1805 erhielt er, an des verwundeten Generals Deroy Stelle, den Oberbefehl über das im Felde stehende bairische Heer. Von jetzt an beginnt seine glänzende militai-

rische Laufbahn. 1807 befehligte er an der Seite des bairischen Kronprinzen, jetzigen Königs, in Polen, und 1809 die 2. Division des bairischen Heeres, mit welcher er an den Siegen bei Abensberg und Landshut einen nicht geringen Antheil hatte. Zum General der Cavalerie ernannt, führte er mit Deroy 1812 die Baiern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polotzk, und übernahm, als beim Vordringen Witgenstein's Marmont und Gouvion St.-Cyr verwundet waren, und auch Deroy fiel, den Oberbefehl, worauf er die Flucht des aufgelösten franz. Heeres deckte, und am 6. Dec. den Rest seines Corps über die zugefrorene Wilia bei Danuschev führte. 1813 führte er das neugebildete bairische Heer am 12. Aug. aus dem Lager von München an den Inn. Nachdem er hier lange den Oestreichern gegenüber gestanden hatte schloß er am 8. Oct. den Vertrag von Ried, wodurch sich Baiern den Verbündeten anschloß, übernahm hierauf den Oberbefehl über das vereinigte bairisch-östreich. Heer, und führte dasselbe mit äußerster Schnelligkeit vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frankfurt schon besetzen lassen als Napoleon mit seinem Heere auf dem Rückzuge aus Sachsen bei Hanau ankam. Hier lieferte W. demselben am 30. und 31. Oct. die Schlacht (s. Hanau), in welcher er schwer verwundet ward. Nach seiner Wiederherstellung eilte er zu seiner Armee nach Frankreich, wo er das 5. Armeecorps befehligte; er nahm Theil an der Schlacht bei Brienne (1. Febr. 1814) und eroberte 23 Kanonen. Hierauf schlug er Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte den 18. Febr. fg. den Rückzug des großen Heeres von Troyes, entschied dann den Sieg bei Bar sur Aube, und trug zu dem bei Arcis sur Aube (21. März) viel bei. Auf dem Schlachtfelde bei Bar sur Aube erhielt er den St.-Georgsorden 2. Classe. Sein König gab ihm d. 7. März 1814 den Feldmarschallsstab, und erhob ihn (9. Juni 1814) zum Fürsten.

Hierauf verlieh er ihm und dem jedesmaligen Chef des Hauses, am 24. Mai 1815, das im Nordgau liegende Ellingen (Stadt u. Schloß mit 19 Dörfern und 16 Weilern) als ein Fürstenthum und Thron- und Mannlehn, unter bairischer Hoheit. Diese Belohnung ward ihm zu Theil für den von ihm mit dem Fürsten von Metternich unterhandelten, und den 3. Juni 1814 zu Paris unterzeichneten Vertrag, nach welchem Baiern an Oestreich Tyrol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel abtrat, wofür es Würzburg und Aschaffenburg sogleich in Besitz nahm und sich von Oestreich den künftigen Erwerb von Mainz und der Rheinpfalz versprechen ließ. — Auf dem Congresse in Wien zeigte er sich als geistvollen Diplomatiker, wie er sich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Bei dem Wiederausbruche des Krieges 1815 drang er an der Spitze des bairischen Heeres in Lothringen ein, und ging den 23. Juni über die Saar. Die Ereignisse in den Niederlanden öffneten ihm den Weg ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Baiern zurück, und nahm nun als Reichsrath oder Mitglied der ersten Kammer an den Verhandlungen des ersten Landtags in Baiern 1819 Antheil. Dann ward er mit mehren wichtigen Sendungen beauftragt und am 1. Oct. 1822 als Generalissimus an die Spitze des bairischen Heeres gestellt. Fürst W. vereinigt schnellen Ueberblick, große Besonnenheit, Feuer und Ruhe mit unermüdeter Thätigke t und ausgezeichneter persönlicher Tapferkeit.

Wren (Sir Christopher) einer der gelehrtesten und berühmtesten Baumeister, geb. den 20. Oct. 1632 zu East Knoyle in Wiltshire, wo sein Vater Pfarrer war. Schon in der Schule zu Westminster entfalteten sich seine großen Anlagen, und bereits in seinem 13. Jahre erfand er ein neues astronomisches Instrument, das er, sowie eine Abhandlung vom Ursprung der Flüsse, seinem Vater in geistrei-

chen lat. Versen widmete. In Oxford, wohin er in seinem 14. J. ging, zeichnete er sich durch große Fortschritte in den mathemat. Wissenschaften aus. Alle seine Jugendarbeiten sind Beweise eines fruchtbaren, reifen und hochgebildeten Geistes. Er ward in seinem 20. J. 1657 zum Lehrer der Astronomie im Gresham-College in London ernannt, vertauschte aber diese Stelle 1660 mit dem Lehrstuhle der Astronomie in Oxford. Seitdem zeichnete er sich durch Arbeiten in allen Theilen der Mathematik und Naturwissenschaften aus, und vertraut mit allen Werken der Vorzeit und der ganzen gelehrten Welt, erweiterte er unablässig das Gebiet der Wissenschaften. Als Mitglied der königl. Gesellschaft nahm er an den wissenschaftlichen Bestrebungen derselben den thätigsten Antheil. Am merkwürdigsten aber ist die seltene Verbindung theoretisch. Wissenschaft und des prakt. Genies, dessen Schöpferkraft so viele bewunderte Werke hervorgebracht hat. Die Vollendung des Baues der Peterskirche unter der Regierung des Papstes Innocenz X. und unter Bernini's Aufsicht war zu jener Zeit ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und scheint dazu beigetragen zu haben, W.'s Geisteskräfte in das Gebiet zu führen, wo er seinen Ruhm finden sollte. Der Tod seines großen Vorgängers Inigo Jones bahnte ihm den Weg. Sein erstes Werk war das prächtige Sheldons Theater in Oxford, durch dessen Erbauung (1663) er bald berühmt wurde, und nicht lange nachher erbauete er das Pembrokecollegium in Cambridge, aber nie ward er bei diesen Arbeiten je seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Mathematik und den Naturwissenschaften, untreu. Er reiste 1665 nach Frankreich, wo die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke, besonders des Louvre, für ihn eine lehrreiche Schule wurden. Es ist merkwürdig, daß er, ohne je Italien gesehen zu haben in einem Lande, das verhältnißmäßig ärmer an Denkmälern der Baukunst war als andere Länder, und nur

vorzügliche gothische Gebäude besaß, u. bei der herrschenden Geschmacklosigkeit seiner Zeitgenossen, die erstaunenswürdigen Entwürfe zu fassen und auszuführen vermochte. Der große Brand in London (1666) öffnete s. Geiste ein neues Feld, und die dadurch veranlaßten Entwürfe nahmen seine ganze Geisteskraft in Anspruch. Er machte gleich nachher einen Plan zu einer neuen Stadt, der vor allen andern Entwürfen Beifall fand. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, obgleich W. zum ersten Baumeister für die Wiederherstellung der Stadt ernannt wurde, weil sich die Hauseigenthümer nicht zu Aufopferungen verstehen wollten. Nach seinen Entwürfen ward der Bau der Paulskirche (s. d.) begonnen und in 35 Jahren (1676 — 1710) herrlich vollendet: ein Werk, das nach der Peterskirche zu den vollendetsten Denkmälern der neuern Baukunst gehört. Einer seiner Nachkommen hat 1749 9 verschiedene Plane von W. herausgegeben, welche die Grundrisse der St. Paulskirche darstellen. Irrig ist die gewöhnliche Angabe, daß W. die Peterskirche zum Muster genommen habe; der Plan war ganz seine eigene Erfindung; hingegen hat man noch das Modell eines Altars aus der Peterskirche, das er ausführen wollte, wenn sein erster Entwurf wäre angenommen worden. Das sogenannte Monument in London, oder die Säule zum Andenken des Brandes in London, ward 1671 angefangen und in 6 Jahren ausgeführt, eine prächtige canelirte dorische Säule die auf einem 40 Fuß hohen, mit Basreliefs verzierten Postament steht und 202 Fuß hoch ist. Inwendig führt eine schneckenförmige Treppe von 345 schwarzen Marmorstufen zum Gipfel wo nach W.'s Plan 2 Statuen von Bronze stehen sollten, die eine König Karl II., der die Bürger zur Erbauung der neuen Stadt ermunterte, und die andere, eine weibliche Gestalt, die gerettete Stadt vorstellend. Später aber stellte man eine schlechte Vase darauf, und umbauete es überdies von allen Seiten mit unan-

sehnlichen Häusern. Man zählt über 60 Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach W.'s Plan u. unter seiner Aufsicht von 1668 — 1718, während welcher Zeit er Oberaufseher aller königl. Bauten war, vollendet wurden. Außer den genannten Werken gehören zu seinen vorzüglichsten der neuere Theil des Palastes Hamptoncourt, der Palast zu Wincheſter, das Theater zu Oxford, die Kirche zu St. Stephan Walbrook, das Spital zu Chelsea, und ein Flügel des herrlichen Spitalpalastes für die Matrosen in Greenwich. Er setzte seine Arbeiten bis in sein 86. Jahr (1718) fort wo er durch Hofränke verdrängt wurde. Seitdem lebte er abgeschieden und den Wissenschaften ergeben, in seinem Hause zu Hamptoncourt, und kam nur zuweilen nach London, um über die Ausbesserung der Westminsterabtei die Aufsicht zu führen, und sich seines großen Werkes, der Paulskirche, zu freuen. Seinem Sohne überließ er es, den letzten Stein auf die Kuppel derselben zu legen. Seine Kräfte nahmen jedoch schnell ab, und wahrscheinlich trug der Unmuth, den der Greis über des Königs ungroßmüthiges Betragen empfand, nicht wenig bei, ein Leben abzukürzen, das Mäßigkeit und Arbeitsamkeit soweit über die gewöhnliche Grenze hinaus verlängert hatten. Er starb 1723 an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf dem Wege von Hamptoncourt nach London zuzog. Man fand ihn todt in seinem Stuhle, wo er sich nach dem Essen zum Schlafen niedergesetzt hatte. Er ward in der Paulskirche begraben, deren Bau er begonnen und vollendet, und sein Grabmal bezeichnet die schöne Inschrift: »Si monumentum requiris — circumspice«. Er war Präsident der königl. Gesellschaft, 2 mal Mitglied des Parlaments und lange auch Großmeister der großen Freimaurerloge. Ueber seinen Antheil an der Wiedergeburt der Freimaurerverbindung vgl. Freimaurer. Seine nachgelassenen Werke und seine Zeichnungen wurden von seinem Sohne herausgegeben. Man

verdankt ihm auch mehre Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften, unter andern ein Instrument zur Bestimmung der Menge des jährl. fallend n Regens; er gab Mittel an, astronom. Beobachtungen mit größerer Genauigkeit und Leichtigkeit anzustellen, und war der erste Urheber des Versuchs, Flüssigkeiten in die Adern der Thiere zu spritzen. Sein Leben beschrieb der Baumeister Elmes in den »Memoirs of the life and works of Sir Christopher Wren« (London 1823, 4.) und die »Biographia Britannica«.

Wright (Sir Thomas), ein engl. Schiffscapitain, der im April oder Mai 1804 in franz. Kriegsgefangenschaft fiel. Weil er Georges und andere Verschworene, z. B. Villeneuve und Picot, den 27. Aug. 1803, dann Armand Polignac im Anfang Dec. dess. J., und zuletzt Pichegru, Lajolais, Jules Polignac u. A. am 16. Januar 1804 auf dem Gestade von Belville ans Land gesetzt hatte, so glaubten Bonaparte, Fouché und Réal, daß er die Verbindungen und Absichten der Verschworenen in Frankreich selbst genau kenne; er sollte daher als Zeuge gegen die Angeklagten auftreten. Allein W. behauptete standhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der franz. Küste zu landen, vollzogen habe, von allem Übrigen aber Nichts wisse. Hierauf — so wird erzählt — hoffte man durch die Marter ein Geständniß von ihm zu erpressen, und die Staatsräthe Réal und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm versprochen, aufs beste für ihn in Frankreich zu sorgen, wenn er das verlangte Geständniß thun würde; W. sei aber unerschütterlich bei seiner ersten Aussage geblieben. 1805 verlangte England durch span. Vermittelung W.'s Auswechselung, und Napoleon sagte dieselbe zu; allein im Nov. d. J. machte der „Moniteur" bekannt, W. habe sich bei der Nachricht von dem Unglücke der Oesterreicher bei Ulm aus Verzweiflung selbst das Leben genommen. Dagegen ward in England

behauptet, daß Bonaparte ihn habe erdrosseln lassen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenschlichkeit. Als in der Folge der engl. Schiffsarzt, Dr. Warden, zu Bonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St.-Helena sagte: »Man glaubt in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain W. im Tempel haben erdrosseln lassen«, so gab, wie Warden erzählt, Bonaparte folgende Antwort: »Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menschen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebsten ihn beim Leben erhalten; denn in dem Proceß, den ich damals den Verschworenen machen ließ, konnte ja W. als der bedeutendste Zeuge auftreten, weil er die Hauptpersonen der Verschwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich übergeführt hatte«. Zugleich betheuerte Bonaparte, daß Capitain W. im Gefängnisse im Tempel Hand an sich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher als es im „Moniteur" bekannt gemacht worden sei. Fouché und Savary behaupten das Nämliche. Jener Proceß fällt in die Monate März, April und Mai 1804, W.'s Tod aber in die letzten Tage des Oct. 1805. Napoleons Versicherung kann so viel beweisen, daß er von W.'s Mißhandlung und Ermordung Nichts gewußt habe; der Verdacht würde dann immer noch auf Savary, Fouché und Réal lasten, die sich oft staatsinquisitorische Willkür erlaubt haben, und, wenn sie W.'s Geständniß durch die Folter hatten erpressen wollen, diese vergebliche Gewaltthat nicht anders als durch dessen Ermordung verhüllen konnten. Indeß sind weder Actenstücke noch glaubwürdige Zeugen bekannt, die jenes Gerücht, das Saalfeld als eine Thatsache annimmt, bestätigen. Auch in den „**Mém. du Duc de Rovigo sur la mort de Pichegru, du Capit. Wright, de Mr. Bathurst etc.**" (Paris 1825), wird dieses Gerücht widerlegt.

Wucher (usuraria pravitas). Wer einem Andern Geld zu seinem Gebrauche vorstreckt, muß billigerweise dafür einen Theil von

Dem erhalten, was der Andere mit diesem Gelde verdienen kann. Dies sind die Zinsen (usurae, sonst auch Gesuch genannt), deren Maß eben hierdurch bestimmt ist, und nach den Umständen wechselt. Denn wo mit dem Capital viel gewonnen werden kann, ist es auch nicht unbillig, einen größern Theil an den Darleiher abzugeben, und hohe Zinsen sind daher oft die Wirkung einer steigenden Lebendigkeit des bürgerlichen Verkehrs. Allein sie stehen auch mit der allgemeinen Rechtssicherheit und Freiheit im Zusammenhang, und werden größer werden müssen in dem Grade, als jedes Darleihen wegen schlechter Rechtspflege und Möglichkeit willkürlicher Regierungsmaßregeln ein gewagtes Geschäft ist. Daher sind sehr hohe Zinsen ohne lebhaftes bürgerliches Verkehr das sichere Zeichen einer schlechten Staatsverfassung. Die Verlegenheit eines Geldsuchenden benutzen, um ihm höhere als die gemeinen, landüblichen Zinsen abzudringen, ist Wucher, und da dies meist die ärmere Classe und unerfahrene Leute trifft, so haben die Staaten nöthig gefunden, sich dieser gegen die Bedrückungen und Überlistungen anzunehmen. Geldgeschäfte fallen in den Zeiten der Rohheit eines Volkes, wo nur der Krieger geehrt wird, den Sklaven und Fremden anheim, welche sich mit Schlauigkeit und Verzicht auf äußere Ehre unter ihren stolzen Schuldnern durchwinden, und sich Demüthigungen, auch Gewaltthaten gefallen lassen, um sich durch Geldgewinn zu entschädigen. Daher die Verächtlichkeit, welche auf dem Gewerbe der Geldwechsler (Campsoren) lag. Im Mittelalter kam dazu, daß man wegen mißverstandener biblischer Stellen alles Zinsnehmen für Sünde und Wucher erklärte, was die Folge hatte, daß die Geldverleiher sich durch versteckte Zinsen, Renten und Gültenkauf, Kauf von Gütern mit Vorbehalt des Rückkaufs u. dgl. zu helfen suchten. Die Geistlichkeit, im Besitz des meisten baaren Geldes, ging hier mit einem guten Beispiele voran. Nach und nach wurde das Nehmen offener Zinsen wie-

der erlaubt, allein Reichs- und Landesgesetze wetteiferten, theils einen gesetzlichen Zinsfuß festzuhalten, theils alles Nehmen höherer Zinsen als Wucher zu bestrafen. Jenes war meistens 5 vom Hundert jährlich (Rom hatte 1 Procent monatlich centesimas, also 12 Proc. jährl.); ob der 6. Zinsthaler erlaubt sei, ist lange gestritten worden. Für kleine Darlehen auf kurze Zeit, für Wechselgeschäfte und den Handel überhaupt, vorzüglich aber Seehandel und andere gewagte Geschäfte, läßt sich gar kein Zinsfuß festhalten. Den Wucher bestrafen die Reichsgesetze mit Verlust eines Viertheils des Capitals, an welchem der Wucher getrieben worden ist: eine sehr ungleiche Bestrafungsweise, bei welcher ein zu viel genommener Thaler in dem einen Falle mit wenigen Thalern, im andern mit 1 Mill. und noch mehr bestraft werden könnte. Diese Gesetze haben den Wucher nicht ausrotten können, weil der Geldsuchende in der Noth sich doch den Klauen des harten Wucherers preisgibt, und umgekehrt das Nehmen eines größern Gewinns bei unsichern Darlehen unvermeidlich ist. Der menschliche Witz ist auch sehr geschäftig gewesen, für die verbotenen Zinsen Masken zu erfinden, sodaß beim Empfang des Darlehns der Schuldner schweigen muß, weil er sonst kein Geld erhält, und beim Zurückzahlen selten einen Beweis des Wuchers hat. Daher ist schon oft davon die Rede gewesen, alle Wuchergesetze aufzuheben, was aber auch bedenklich sein möchte. Aber die Strafen könnte man abschaffen, wenn man nur ein gewisses Zinsmaß (für [redacted]wöhnliche Verkehr außer dem Handel) für klagbar erklärte, und dem Schuldner das Zuvielgezahlte etwa doppelt zurückzufordern erlaubte. Mit Bentham's »Vertheidigung des Wuchers ꝛc.« (a. d. Engl. von J. A. Eberhard, Halle 1788) vgl. man v. Sonnenfels »Abhandlung über Wucher und Wuchergesetze« (Wien 1789 und 1791); s. auch J. E. Roth's »Abhandlung über

den Wucher und die Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun« (Nürnberg 1793).

Wundarzneikunst, s. Chirurgie.

Wunder sind Ereignisse, welche Denen, die sie sahen, eine solche Verwunderung abnöthigten, daß sie ihnen nach den bekannten Gesetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erschienen. Sie stehen daher immer in Beziehung auf unsern Verstand und sind für diesen unerklärbare Wirkungen, welche mit den bisher erkannten Kräften und deren Äußerungen zu streiten scheinen. Die Erzählung von Wundern, die sich vormals zugetragen haben sollen, wird uns daher um so dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und ersten Erzähler solche Ereignisse angesehen haben. Wundergeschichten aus unserer oder einer nicht lange vergangenen Zeit lassen sich viel leichter erklären als Nachrichten dieser Art aus einer entlegenen Vorzeit; und sind die Erzähler über den Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung erhaben, so scheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die sicherste Auskunft. Mit den Wundergeschichten in der Bibel verhält es sich so; und da die meisten derselben ganz kurz, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumstände erzählt sind, so mußten freilich die sogen. natürlichen Erklärungen Versuche bleiben, die mehr oder weniger den über sie verhängten Tadel der Willkür verdienen. Als Beweise für die Göttlichkeit der Sache Jesu hatten seine Wunderthaten zunächst nur den Zweck, seine Zeitgenossen aufmerksam und gläubig zu machen, uns werden sie aber erst durch die Göttlichkeit Jesu selbst und durch die innere, ewige und allgemein gültige Wahrheit seiner Lehre beglaubigt. — Die Frage, ob Wunder möglich sind, beantwortet zum Theil der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar,

was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geist (vgl. Magnetismus) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: »Gott thut in den Wundern Nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott der die Natur gemacht hat«. Nach ihm setzt Luther hinzu: »Die Wunderwerke, so täglich in der Welt geschehen, sind größer, als die von Christo geschehen sind, da er auf Erden lebte. Gott hat ihm etliche kleine und seltsame Wunderwerke fürbehalten, daß er uns aufwecke, und durch ein solch sonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder weise und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt«. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß der hohe, gottbegeisterte Mensch eine höhere Macht über die Natur ausübt und ihre Kräfte genauer kennt und versteht, mit welchen er zu heiligem Zwecke wirkt.

Wunder der Welt (die sieben). Unter diesem Namen hat man gewisse Denkmäler der Kunst verstanden, die entweder ihrer ungeheuern Größe und Dauer oder ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen so unübertrefflich scheinen, daß man sie die Wunder der Welt, und da gerade ihre Zahl nur 7 ausmacht, die 7 Wunder der Welt genannt hat. Es waren: 1) die ägyptischen Pyramiden (s. d.), an deren Statt von Einigen der Pharos (s. d.) von Alexandrien hierher gerechnet wird; 2) die Mauern und 3) die sogen. hängenden Gärten zu Babylon (s. Babylon und Semiramis); 4) der Tempel der Diana zu Ephesus (s. d.); 5) die Bildsäule des olympischen Jupiters (s. Jupiter); 6) das Mausoleum (s. Artemisia und Mausoleum); 7) der Koloß zu Rhodus (s. Koloß). Doch muß man nicht glauben, daß dieses die einzigen, ja auch nur die ersten Werke gewesen seien, welche die erhabene Größe des Alterthums bezeichnen.

Diesen Wunderkreis, den die Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammensetzten, beschrieb Philo der Byzantiner, dessen Buch: „De septem orbis spect.“ (edit. Orelli, Leipzig 1816) zuerst der Bibliothekar der Vaticana, Leo Allatius, 1640 herausgab. Schinkel in Berlin hat die Ansichten von jenen Wunderbauen für Gropius's des Ä. Theater gemalt. Hirt hat über das Mausoleum und den Tempel der Diana, Quatremère de Quincy über den olympischen Jupiter, und die „Description d'Egypte“ über andere Kunstbaue des Alterthums viel Lehrreiches gesagt.

Wunderbar in ästhetischer Hinsicht. Der Begriff des Wunderbaren in ästhetischer Hinsicht setzt den Begriff des Wunderbaren überhaupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns bekannten Gange der Natur abweichend scheint. Ob es wirklich davon abweiche, darauf kommt bei diesem Begriffe Nichts an, Alles aber darauf, daß der Gegenstand, wegen der schnell veränderten Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des Überraschenden, Neuen, Seltsamen, Unbegreiflichen oder wenigstens noch Unbegriffenen, einen Zustand in uns hervorbringt, welchen wir den Zustand der Verwunderung oder Bewunderung nennen. Oft erscheint uns daher auch schon das lebhaft Überraschende, Seltsame ꝛc., wenn auch nicht gerade das Abweichen von der gewohnten Ordnung der Dinge überhaupt, als wunderbar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht bloß in dem Reize der Neuheit überhaupt, sondern, wenn wir den Begriff strenger fassen, in dem Streben unsers unendlichen Geistes, das Räthselhafte zu lösen und in die verborgenen Tiefen der Natur zu schauen. Das Wunderbare scheint uns einen solchen Blick zu eröffnen, daher lieben wir dasselbe, und die Kunst, ihrem innern Ursprunge nach auf das Wunderbare deutend, bewegt sich gern in dessen Gebiete. Hieraus entsteht das ästhetische Wunderbare, das ist Dasjenige, was durch den

Schein des Wunders gefällt. Dieses ist aber der Fall, wenn es, in sich lebendig, unserer Phantasie ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit eröffnet, und uns durch seine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, woraus sich ergibt, einestheils, wie sehr das Wunderbare mit dem Erhabenen verwandt ist, anderntheils, daß auch das Seltsame den Schein des Wunderbaren verliert, sobald es uns gewöhnlich wird. Mit dem Erhabenen ist es aber insbesondere verwandt, weil wir in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl der eignen freien Kraft erweckt und uns über die irdische Natur erhebt. Erscheint uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft, welche unserer Kraft sich drohend entgegenstellt, dann ist das Wunderbare zugleich furchtbar; aber hier hängt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geistes ab. Indessen kann das Wunderbare auch in freundlicher, anmuthiger Gestalt erscheinen, wie z. B. in den Feenmärchen, in Wieland's »Oberon« ꝛc. — In welcher Form es aber erscheine, so darf doch, wie wir in der obigen Bestimmung andeuteten, das ästhetische Wunderbare nie ohne Bedeutung sein und auf ein kindisches Gaukelspiel der Phantasie hinwirken. Denn die sinnlichen Formen, unter welchen die Kunst, die Darstellerin des Schönen, wirkt, sind nicht schön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck sie enthalten sollen. Und so soll also auch das leichteste Märchen, als Erzeugniß der Dichtkunst, einen poet. Sinn enthalten. Natürlich ist es aber wol, daß da, wo das Wunderbare in der Kunst sich zeigt, derselbe Grad von Verständlichkeit nicht stattfinden kann, dessen sie sonst wol fähig ist; denn es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß dasselbe, indem es uns etwas gibt, noch weit Mehres verbirgt. So ist auch das Wunderbare dem Wahrscheinlichen, nicht aber dem Wahren entgegengesetzt. Denn wahrscheinlich ist, was den Schein des wirklich Geschehenden und mithin

zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunst erfordert nur innere Übereinstimmung des Dargestellten. Um dieser Wahrheit willen mißfällt uns sogar jene geschmacklose Vermischung der gemeinen Wirklichkeit und des Wunderbaren in vielen Erzählungen und man muß sogar das Romanhafte von dem Romantischen wohl unterscheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der besondern Künste besonders modificirt. Anders erscheint es in der Poesie, anders in den bildenden Künsten. Am größten und unbeschränktesten ist sein Wirkungskreis in jener. Denn durch den ausgesprochenen Gedanken läßt sich das Unbegreifliche und Ungewöhnliche am leichtesten vor die Phantasie führen, und durch Schilderung übermenschlicher Thaten und Wesen andeuten und darstellen. Namentlich tritt das Wunderbare hervor im Gedichte (s. d.), welches seine erhabenen Gegenstände in die günstige Ferne der Vergangenheit stellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöie, die als Urgedicht und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Ursprungs und ihrer ersten Kämpfe deutet, aber auch in ihren spätern Formen das Wunderbare gern als seinen Bestandtheil aufnimmt, wie im Märchen. Beschränkter ist die Erscheinung des Wunderbaren im Drama. Denn hier tritt es in die helle, sinnliche Gegenwart, und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen Oper, und die Musik, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, ist in dieser Verbindung mit der Poesie am fähigsten, die Wirkung des Wunderbaren hervorzubringen. Die bildenden Künste, welche ihre Werke für das Auge fixiren, und die Formen der Natur nachbilden, sind dazu weniger geeignet; am meisten jedoch unter ihnen die Malerei, welche sich der ätherischen Scheingestalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren täuschender nachbildet, als die Plastik und Architektur, welche in dem Bestreben nach dem Wunderbaren leicht in das Aben-

teuerliche verfällt. — Unter verschiedenem Charakter stellt sich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verwandt ist, bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechenwelt hat einen heitern Charakter, und erscheint als fröhliches, sinnreiches Bilderspiel der Phantasie; das Mystische in der romantischen und neuern Zeit überhaupt hat einen ernstern Charakter, und ist oft aus dem trüben, gestaltlosen Reiche der Ahnungen von der Unterwelt geschöpft.

Wünschelruthe (lat. virgula mercurialis) ist eine unter gewissen abergläubischen Umständen verfertigte, entweder einfach bogenförmig gekrümmte, oder auch zweiästige, in einem Stiel verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von Holz, Messingdraht oder Metall, welche von abergläubischen Menschen angewendet wird, um da, wohin sich diese auf eine eigenthümliche Weise mit den Fingern gehaltene Ruthe vorzüglich neigt, verborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Besonders wird sie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge damit ausfindig zu machen. Wie häufig dieser Aberglaube von Betrügern ist benutzt worden, bedarf hier keiner weitläufigen Ausführung.

Würfel oder Cubus ist ein von 6 gleichen Quadratflächen begrenzter Körper, der 12 Kanten und 8 Ecken hat, von denen jede der andern gleich ist. Er gehört daher zu den regulairen Körpern, und zwar ist er der einzige regulaire, welcher von 6 Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt ist, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man sich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratfläche (der Grundfläche), und diese Fläche selbst wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratfläche in die andere (Grundlinie). Weil nun diese Sei-

ten alle einander gleich sind, so wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. Ist z. B. eine Seite gleich 10, so ist der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige Multiplication irgend einer Zahl mit sich selbst entsteht, die Cubikzahl dieser Zahl, und diese Zahl selbst wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Die Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen zur Einheit angenommenen Würfel, durch dessen Ganzes oder auch Bruchtheile sie diesen Inhalt ausdrücken lehrt.

Wurm (Albert Aloysius Ferdinand), ausgezeichnet unter den jetzt lebenden Darstellern des Komischen auf der Bühne, ward 1783 zu Greifenhagen in Pommern geb.

Würmer können als Krankheitsursache bei Menschen und bei Thieren vorkommen. Die gewöhnlichsten bei den Menschen sind im Darmcanal, und zwar die Madenwürmer (Askariden) in den dicken Gedärmen, die Spulwürmer, vorzüglich in den sogenannten dünnen Gedärmen, wo auch die Bandwürmer sich aufhalten. Die Madenwürmer sind den Käsemaden ähnlich, manche aber sind auch beinahe eines Fingergliedes lang. Sie sind besonders häufig bei Kindern, denen sie ein sehr lästiges Jucken im Mastdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang und andere Beschwerden verursachen. Die Spulwürmer sind den Regenwürmern ähnlich doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ringe, der mit kleinen Wärzchen besetzt ist, an der Spitze des Kopfes versehen. Die Maulöffnung besteht aus verschiedenen Saugröhren. Sie sind oft klumpenweise, oder ihrer viel in einen Knaul zusammengewickelt, an mehren Stellen der Därme vorhanden, sowol bei Kindern als bei Erwachsenen, und verursachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die Wände der Gedärme,

und daher Kneipen und Schmerzen im Unterleibe, meistens in der Nabelgegend, und besonders nach dem Genusse süßer Speisen oder anderer Dinge, die ihnen zuwider sind. Gewöhnliche Zeichen ihrer Gegenwart sind Übelkeit, Zusammenfluß wässerichten Speichels in dem Munde, übelriechender Athem, blasses, aufgedunsenes Gesicht mit bläulichen oder bräunlichen Bogen, besonders an dem untern Augenrande, Erweiterung des Augensterns, unruhiger Schlaf mit halbgeöffneten Augenlidern, auch zuweilen mit Zähneknirschen, trüber, weißer Urin, ein dicker, gespannter Unterleib. Über die Bandwürmer s. m. d. eigenen Artikel. Über die Entstehung der Eingeweidewürmer haben die Ärzte und Naturforscher verschiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Same von Außen in die Gedärme komme, steht Mehres entgegen, z. B. daß jede Thierclasse, und so auch der Mensch, ihre eignen Arten von Würmer haben; daß diese Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verschwendung wäre, die der weisen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwiderliefe, wenn man annehmen wollte, daß der Same der Würmer außerhalb der thierischen Körper verbreitet, und dennoch bestimmt wäre, sich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere, wenn er durch einen Zufall in dieselben käme, zu entwickeln. Es ist daher weit folgerichtiger, anzunehmen, daß der Urstoff zu den Würmern, oder der Same derselben, jedem thierischen Körper angeboren ist, und nur besondere krankhafte Verhältnisse die Erzeugung und Ausbildung derselben begünstigen. Es gibt daher zuweilen eine epidemische Constitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Ursache entweder der ganzen Krankheit, oder doch der meisten Symptome derselben sind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, so nannte

man sie auch wol geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Ursache waren.

Wurmser (Dagobert Sigmund, Graf v.), kaiserl. östr. Generalfeldmarschall, stammte aus einer angesehenen und reichen Familie in Elsaß, und war 1724 geb. Beim Ausbruche des franz. Revolutionskrieges erhielt er den Auftrag, ein Armeecorps im Breisgau zusammenzuziehen. Er ging am 31. März 1793 bei Ketsch, zwischen Manheim und Speier, über den Rhein, griff am folg. Tage den franz. Nachtrab unter Custine an und ließ seine Vorposten bis Landau streifen, welches er, doch ohne Erfolg, aufforderte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das Condé'sche Corps sich mit ihm vereinigte. Am 13. Oct. eroberte er, in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig, die berühmten weißenburger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte ward er (im Dec.) genöthigt, über den Rhein zurückzugehen, im Jan. 1794 von seinem Corps abgerufen, bei welchem der Prinz von Waldeck einstweilen in s. Stelle trat. Im Aug. 1795 kam er wieder zum Heere, und nachdem die Franzosen am 23. und 29. Oct. bei Manheim geschlagen worden waren, griff er diese Festung an, die sich ihm am 22. Nov. ergab. Nachdem im Dec. 1795 zwischen den Deutschen und Franzosen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, nahm W. sein Hauptquartier zu Manheim. Am Rhein herrschte bis zum Mai 1796 eine fast gänzliche Unthätigkeit; desto lebhafter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der sich mit dem östr. Heere bis in das Tirol hatte zurückziehen müssen, legte den Oberbefehl desselben nieder, und W. trat an s. Platz. Er traf am 1. Juli 1796 im Hauptquartiere zu Trient ein, machte sogleich Anstalten zum Vordringen, um das von den Franzosen blockirte und von Bukassowich tapfer vertheidigte Mantua zu befreien, und vertrieb die Franzosen aus verschiedenen Stellungen. Diese hoben zwar

die Blockade von Mantua auf, erhielten aber (3. und 5. Aug.) entscheidende Vortheile über die getheilten östr. Armeecorps, die sich über die Etsch zurückziehen mußten. Dennoch drang W. unter verschiedenen Gefechten bis Mantua vor, wo er am 13. Sept. ankam. Am 30. warf er sich, von den Franzosen gedrängt, in die Festung, welche nun aufs neue blockirt wurde. Zwar machte er verschiedene glückliche Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (15. Nov.), wo die Oesterreicher unter Alvinzy geschlagen wurden, hatte auch die Folge, daß Mantua enger eingeschlossen wurde. Der Verlust der Schlachten bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua (14. und 16. Jan. 1797) verschlimmerte die Lage dieser Festung, von deren Schicksal auch das Schicksal Italiens abzuhängen schien. Die Unmöglichkeit eines Entsatzes, Mangel an Lebensmitteln und besonders der gänzliche Mangel an den nothwendigen Arzneien bei eingerissenen Seuchen nöthigten endlich den Feldmarschall am 2. Febr., Mantua, nach einer Blockade von 9 Monaten, an den franz. General Serrurier zu übergeben. Für W. war die Capitulation sehr ehrenvoll, und der franz. Obergeneral Bonaparte ließ ihm in seinem Berichte an das Directorium volle Gerechtigkeit widerfahren. Der unglückliche, aber verdienstvolle 73jährige Held ging nach der Übergabe von Mantua nach Wien und wurde zum commandirenden General in Ungarn bestimmt. Ehe er aber noch diesen Posten antreten konnte, starb er zu Wien an den Folgen der in der hartnäckigen Vertheidigung von Mantua sich zugezogenen Krankheit. Außer dem Ruhme eines tapfern und einsichtsvollen Feldherrn gebührt ihm auch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes.

Würtemberg (Königreich). Geschichte. Kein größerer Staat in Deutschland, keiner in ganz Europa ist auf eine so eigenthümliche und einzige Art entstanden als das Königreich Würtemberg oder eigentlich richtiger Wirtemberg. Virotungau soll ein alemanni-

scher Gauname gewesen sein. Man hat die Unterschriften: Wirtinberch, Wirdeneberch, Wirtenberc, seit 1090. So viel ist gewiß: Würtemberg war ursprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittlern Neckar gelegenen Stammhauses, wo 1083 d. 11. Febr die Capelle eingeweiht worden ist. Daher wurde Würtemberg Familienname, dann der Name eines Herzogthums, endlich des Königreichs. Am Ende d. 11. Jahrh. nennt die Geschichte zum ersten Mal Herren von Würtemberg; bis zur Mitte d. 13. Jahrh. kommt die Familie nur hier und da gelegentlich wieder vor, von der Mitte d. 13. Jahrh. an aber in ununterbrochener Reihe, und die Geschichte Schwabens ist voll ihrer Thätigkeit und ihres auf einen bestimmten Zweck hinzielenden Wirkens zur Machtvergrößerung durch Wirthschaftlichkeit und ritterliches Umsichgreifen. 1139 finden wir zum ersten Mal Grafen von Wirtemberc vor. Es gab nie eine Grafschaft, die so hieß, und es ist ohne geschichtlichen Grund, daß Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienste die Familie mit der Grafschaft Würtemberg belehnt habe, sowie die Hohenstaufen mit dem schwäbischen Herzogthum. Die Herren und Grafen von Würtemberg sind nicht ursprünglich kaiserl. Beamte gewesen, deren Amtsbezirk sich endlich in Lehen verwandelt hätte; sie waren die Besitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehren andern, Ehrenhalber der Grafenname beigelegt wurde, und denen auch späterhin landvogteiliche Ämter und Nutzungen von den Kaisern, Schutzvogteien aber von Klöstern und Stiftern verliehen wurden. Außer ihren eigenthümlichen Familiengütern erwarben sie, bald durch Kauf bald durch freie Übertragung, viele Gefälle, auch die meisten Jagdgerechtsame, nur unter der Bedingung und Obliegenheit, dafür Klöster, Städte, Dörfer richterlich und ritterlich zu schützen und zu regieren. Diese mit der Verpflichtung, die Regierungskosten zu

tragen, belegten Einnahmen heißen in Würtemberg die Kammer, und sind also die von dem Regenten zu verwaltende Staatscasse. Gesondert sind davon die Patrimonialgüter der Regentenfamilie, unter dem Namen Kammerschreibereigut, jetzt Hof- und Domainenkammer. So erscheint hier, was sonst selten so vorkommt, Das, was der domus angehört, von Dem, was der dominus als Landesregent anwenden soll, geschieden. Was er zur Regierung nicht nöthig hatte, ward als Ersparniß betrachtet, wofür Erwerbungen (für den Staat) zu machen waren. Steuerbeiträge sollten nur bewilligt werden, wenn die Kammer für Regierungskosten, die nicht bloß nach allgemeiner Zweckmäßigkeit, sondern auch nach dem Verhältniß des Landes zu ermäßigen sind, nicht hinreichte. Sobald also Steuerbeiträge nöthig waren, konnte nicht mehr von Ersparnissen und dadurch gemachten Erwerbungen für die Regenten allein die Rede sein. Was erworben wurde, war nur zu erwerben gewesen, weil das Land Steuern zuschoß; es war also in doppelter Rücksicht nur zum Nutzen des Landes erworben. Dieser Staatszustand entwickelte sich unter folgenden Hauptpersonen. Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte d. 13. Jahrh., ist der Graf von Würtemberg, von welchem die würtemberg. Geschichte in ununterbrochener Folge bis auf unsere Zeit herabläuft. Anfangs ist diese Geschichte Familiengeschichte; Dessen, was er und seine Nachfolger an Land und Leuten theils besessen, theils zu schützen und zu schirmen gehabt haben, geschieht nur gelegentlich Erwähnung. Würtembergische theils eigene, theils durch Regierungspflichten erhaltene Besitzungen waren zu seiner Zeit, neben den alten Stammburgen Würtemberg und Beutelspach im Herzen von Niederschwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Kanstadt, Waiblingen und Marbach; er selbst mag Schorndorf und Göppingen dazu erworben haben; gewiß ist, daß die Grafschaft Urach durch sein Verdienst ans bisherige Familiengut

sich anschloß. Überhaupt war die Familie von alter Zeit her im Rems-, Vils- und mittlern Neckarthale begütert; sie hatte Allodien im Enzgau, aufwärts Calw und Tübingen zu; selbst in Oberschwaben war ihr bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von diesem Allen nichts zusammenhängend oder geschlossen; überall, sogar in ihrer alten Heimath und selbst am Fuße des Stammhauses war ihr Besitzthum von Gütern anderer Herren mannigfach durchschnitten. Um so schwieriger mußte ihr Emporkommen sein und um so verdienstlicher. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Vaihingen und Andere an Macht und Familienreichthum überlegen, gewaltige Reichsstädte waren gegen sie in Eifersucht, oft in Fehde; wohlhabende Klöster streckten nach jedem Gut die Hände aus. Aber diese kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgesammt zu Grunde. Eine eigenthümliche, in mehren Geschlechtsfolgen erhaltene Kraft der Familie, und eine kluge Benutzung jedes günstigen Umstandes erklärt die außerordentliche Erscheinung, daß sie so viele Andere überflügelte und bald auskaufen, bald durch Vogteischutz für sich einträglich machen konnte. Damals war ganz Deutschland, vorzüglich Schwaben, ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Die Macht der alten Hohenstaufen hatte sich bereits beinahe in Nichts verloren, der edle Stamm selbst wurde bald darauf vernichtet; die Könige und Kaiser von Deutschland seit dem Ende Friedrichs II. bis auf Rudolf von Habsburg waren Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder Hinsicht unabhängig standen die größern und die kleinern Herren Schwabens nebeneinander; jetzt galt es, sich in der Mitte derselben hervorzuthun. Unter solchen Umständen machte sich Graf Ulrich mit dem Daumen, das Haupt der bis dahin wenig bekannten würtemberg. Familie, weit und breit einen Namen; ihm, dem unternehmendsten und tapfersten Ritter im ganzen Schwaben-

lande, mußten selbst die schwachen römischen Könige, welchen er furchtbar war, gute Worte geben, und nicht nur durch Kauf vermehrte er sein angestammtes Gut, wie man aus Urkunden sieht, sondern auch durch Krieg und Eroberung; 8 Mal, sagt eine alte Chronik, kam er triumphirend aus dem Felde, und nie ward er geschlagen. Dieser eigentliche Gründer und Ahnherr der Größe des würtemberg. Hauses starb 1265. Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der Erlauchte, verwaltete das überkommene Familiengut länger als 50 Jahre mit einer so glücklichen und rastlosen Anstrengung, daß er noch einmal so viel an Land, Leuten und Einkünften hinterließ, als er ererbt hatte. Keck und ohne Nachtheil bestand er ernsthafte Fehden mit den Kaisern Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Oesterreich. So mächtig und begütert war er schon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Ansprüche auf den Thron der deutschen Könige von ihm erwartete. Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, und Eberhard, welcher sich jetzt vorzüglich widerspenstig bezeigte, von ihm in die Acht gethan, von seinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von seinen Unterthanen verlassen, aller seiner Burgen und Städte, seines ganzen Landes so durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Ort der Zuflucht suchen mußte. Damals wäre es um den so schön aufblühenden Namen Würtemberg geschehen gewesen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet schnell sein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob sich der niedergedrückte Eberhard eilig wieder, gewann das Verlorne zurück und fügte bis an das Ende seines Lebens durch Ankauf noch manche andere Besitzungen hinzu. Er verlegte das Stift Beutelspach, wo das Begräbniß seiner Familie war, deren Grabesruhe der letzte Krieg mit barbarischer Wuth gestört hatte, von da nach Stuttgart; er selbst mit seiner Familie wohnte, da auch die Burg Würtemberg, ihr bishe-

riger Aufenthalt, in Schutt und Asche lag, seit dieser Zeit meistens zu Stuttgart; und so fing diese Stadt an, die Hauptstadt des würtemberg. Gebiets zu werden. Ein so reger Geist des Ländererwerbens beseelte die Familie, daß Ulrich, Eberhards Sohn, noch bei Lebzeiten seines Vaters jene Herrschaften im Elsaß erkaufte, welche bis in unsere Tage würtembergisch geblieben und erst durch die franz. Revolution dem Hause verloren gegangen sind. Während der 19 Jahre, die er nach dem Tode seines Vaters regierte (1325 — 44), wurden von ihm über 81,000 Guld. auf Güterkauf verwendet. Darunter ist Tübingen, bis jetzt die zweite Stadt Würtembergs, das ihm nicht höher als 20 000 Pf. Heller zu stehen kam, weil man nicht den Besitz des Landes selbst, sondern nur die Gefälle, Rechte und Güter käuflich an sich bringen konnte, an denen die Verpflichtung zum Ersatz der Regierungskosten haftete. Der vierte Graf, Ulrichs Sohn, Eberhard der Greiner, der männlichste Ritter seiner Zeit in ganz Deutschland, und von großem Namen selbst jenseits des Rheins bei den Franzosen, erkaufte während der Zeit seines Wirkens (1344 — 92) gegen 20 Städte ganz oder zur Hälfte, und eine Menge Dörfer und andere Güter, und erhielt und vertheidigte, was er erworben und ererbt hatte, in ununterbrochenem Kampfe gegen die Reichsstädte. Auch unter den nachfolgenden Grafen, bis zur Stiftung der Untheilbarkeit und Erhebung der gesammten Ländermasse zum Herzogthum, ist kaum einer oder der andere, welcher nicht durch eine oder mehre beträchtliche Erwerbungen dieselbe vergrößert hätte. Namentlich wird von Eberhard IV. (er starb 1419) die Grafschaft Mömpelgard erheirathet durch Verbindung mit der Erbgräfin Henriette welche es 1443 ihren Söhnen, Ludwig und Ulrich V. hinterließ. Unter diesen, obgleich Ulrich der Vielgeliebte genannt wurde, wankte die alte haushälterische Ordnung, welche erst Eberhard V. (1450), der Stifter des münsinger

Vertrags, wieder, auch gegen Eberhard den Jüngern, fester stellte. Die Erweiterung des Gebiets schritt hauptsächlich durch Ankauf fort, den eine sparsame Haushaltung begünstigte; Anderes schloß sich freiwillig an, von Eroberungen ist selten geradezu die Rede; es scheint, daß man häufig durch geschicktes Vorbereiten den Mittelweg zwischen gewaltthätiger Besitznahme und angebotener Verbindung einschlug. Die Verschwendung der ausschweifenden Nachbarn kam diesem Systeme der Erwerbung mannigfaltig zu statten, während die würtemberg. Dynastie sich zugleich geraume Zeit in strenger Mannhaftigkeit erhielt. Ergiebige Geldquellen waren vorzüglich die Landvogteien in Ober- und Niederschwaben und im Elsaß, öfters in mehren dieser Provinzen zugleich, welche jenen Ulrichen und Eberharden häufig von den Kaisern übertragen wurden. Dabei suchten sie häufig, anstatt Klöster und Reichsstädte pflichtgemäß zu schirmen, dieselben auszusaugen: ein Hauptgrund der zahlreichen Fehden und der öftern Enthebung von den Landvogteien. Gegen die Kirche war die Frömmigkeit der würtemberg. Stammherren ebenfalls sehr haushälterisch, dafür wußte ihre Klugheit unter günstigen Umständen Schulden zu machen und vergaß auch wol die Rückzahlung. Aber die Hauptsache für das Gedeihen und Wachsen des Landes ist unstreitig der Umstand, daß gerade in diesem Zeitpunkte, als es galt, zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung des väterlichen Erbes statthatte, und zwar nach einem richtig gefühlten und festgehaltenen Grundsatz. Graf Eberhard dem Erlauchten fällt es durch eine zufällige Veranlassung ein, daß sein Besitzthum in späterer Zeit einmal getheilt werden könnte, und der bloße Gedanke preßt ihm den Ausruf aus: »Wo Gott für sei!« Ihm waren 2 Söhne und von beiden Enkel erwachsen; sein älterer Sohn starb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er mußte sich der Kirche widmen, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Späterhin verlangte

der Bruder Eberhards des Greiners, von seinem Weibe aufgehetzt, ausdrückliche Theilung des ererbten und gewonnenen Gutes, aber der Greiner zwang ihn mit Gewalt, davon abzustehen. Erst 1442, da die Hauptmasse schon stark war, theilten die 2 Söhne Graf Eberhards IV. alles würtemberg. Besitzthum zum ersten Mal in 2 gleiche Hälften, doch nur bis 1482 dauerte die Trennung. Bald erkannte man, daß dadurch die Kraft des Hauses gelähmt worden sei. Graf Eberhard im Bart (s. d.), von der Linie, die nach Urach hieß, nachher der erste Herzog, betrieb vorzüglich die Wiedervereinigung zu einem Ganzen, und das Schicksal begünstigte dieselbe, indem mit ihm der uracher Mannsstamm ausstarb, und die Linie von Neuffen, welche neben der erstgenannten bestand, nur durch den (oft wahnsinnig tollen) Grafen Heinrich, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt wurde. Wirklich sah Eberhard im Bart alle würtemberg. Besitzungen durch den münsinger Vertrag von 1482 in seiner Person wieder vereinigt, sodaß er Untheilbarkeit des Landes auch für alle Zukunft zum Vertrag in seiner Familie und zugleich mit dem Lande selbst machen konnte. Die 2 Gebiete wurden 1495 unter ihm vom Kaiser Maximilian I. zum Herzogthum vereinigt, und die Familie zur herzoglichen erhoben. Nun erst wurde der Name Würtemberg zum Landesnamen, auch wieder die Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgesprochen. Schon damals war es der bedeutendste Staat in ganz Schwaben, sein Herzog wurde später kreisausschreibender Fürst mit dem Bischof von Konstanz und einziger Director der Kreisversammlung. Auf dem Reichstage erhielt Eberhard ohne Widerspruch bei der Erhebung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürsteten Mark- und Landgrafen. Eben den Bemühungen dieses edeln Mannes, die beiden Landeshälften wieder zu vereinigen, und den Grundsatz der Untheilbarkeit zum Gesetz zu erheben,

verdanken die Würtemberger zugleich den ersten Anstoß zu der vertragsmäßigen Entwickelung ihrer Verfassung. Eberhard hatte zufolge eines Familienstreites den Bürgerstand ausschließlich durch Landesabgeordnete aus seiner Mitte im münsinger Vertrag von 1482 zur nähern Bestimmung und gründlichen Befestigung des gemeinen Wesens herbeigezogen. Die damals festgesetzten und verbürgten Hauptpunkte betrafen zunächst das Gesetz über die Untheilbarkeit des Landes, die Verordnung über einen Hof- und Kanzleietat, und den Ausdruck des einmüthigen Willens, von Seiten der Regierung und der Regierten, daß fortan von allen Machthabern über Würtemberg Dasjenige, was der Herrschaft (Herrn und Lande) nützlich und gut sein möge, unter Einwirkung der Prälaten, Räthe und Landschaft, gethan werden solle. Schon hier war der Landesadel nicht dabei, welcher, da unter Ulrich die verschuldete Regierungscasse (Kammer) gerettet werden sollte, sich völlig abzog. Der Inhalt dieses Vertrags, wie man ihn auch deuten, anwenden und selbst bestreiten mag, bleibt nach den Grundsätzen der ewigen Vernunft und geschichtlichen Folgerichtigkeit ein nie zu verwerfender Grundstein für die organische Ausbildung der würtemberg. Verfassung, und die Stimmführer des allgemeinen Besten haben daher in unsern Tagen mit gutem, angestammtem Rechte darauf ein großes Gewicht gelegt. Übrigens kommt das Beispiel von einer Vereinigung zwischen den Interessen des Fürsten und des Bürgerstandes auch sonst noch öfter, und zwar in den mächtigsten Monarchien vor, indem es überall einen durchgreifenden Entwickelungspunkt für die Geschichte des gesellschaftlichen Verbandes bildet. Die neuern historischen Untersuchungen liefern dafür fortgesetzt sehr schätzbare Beiträge. Unter Thristoph (s. d.) ward das Lutherthum verfassungsmäßige Religion des Landes, und durch ihn und seine Nachfolger gediehen die landschaftlichen Ausschüsse (permanente Delegationen) und die gesonderte Lan-

descasse der als Zuschuß für bestimmte Schulden oder Anstalten fre bewilligten Landessteuern zu ihrer eigenthümlichen Gestalt. Ohn Erfolg blieb, was der in Frankreich verbildete Herzog Friedrich zu Anfange des 17., was der für gehoffte Unterstützung von Österreich sich aufzehrende Herzog Karl in der Mitte des 18. Jahrh. gegen die Verfassung unternahmen. Erst in unserer Zeit (1806), nachdem sie in den letzten Jahren der Regierung Karls durch Umtriebe verschiedener Art an Kraft und Achtung mannigfaltig verloren hatte, wurde sie mit dem Anfange des Königthums durch unbedingte Machtvollkommenheit aufgelöst oder eigentl. nur gewaltsam unterbrochen (s. d. Weitere in den Art. Würtembergische Landstände, Friedrich I. und Wilhelm I.). — Auch in mancher andern Hinsicht sind die Schicksale des Herzogthums merkwürdig. Der erste Herzog rühmte sich vor Kaiser und Reich, daß er im dichtesten Walde sicher im Schoß jedes seiner Unterthanen zu übernachten sich getraue; den zweiten konnten seine Räthe, Diener und Beamten auf immer von Land und Leuten verjagen; Ulrich, dem dritten Herzog, dem einen Sohne des unglücklichen, oft verrückten Grafen Heinrich (der andere war Graf Georg, der Stammvater der von Herzog Friedrich I. an regierenden Linie) nahm der schwäbische Bund das Herzogthum und verkaufte es geradezu an die östr. Brüder Karl V. und König Ferdinand. Während dieser östr. Regierung wütheten die verderblichen Unruhen des Bauernkrieges. Nach 15jähriger Entfernung erobert Ulrich das Land wieder; allein er muß es als östr. Afterlehn anerkennen. Um so mehr führt er das Lutherthum ein, wird in Folge dieses Schritts Mitglied des schmalkaldischen Bundes, verliert es aber nach dem unglücklichen Kriege beinahe zum zweiten Male an König Ferdinand, der ihn der Felonie gegen sein Haus anklagte. Dem Herzog Christoph, Ulrichs Sohne, gelang die Rettung desselben, jedoch ohne des Afterlehns loswerden zu können,

nachdem Moritz aus Sachsen sich erhoben hatte. Die Lage des Herzogthums vom Anfange bis in die Mitte des 16. Jahrh. war oft schrecklich, während die Banden des schwäbischen Bundes, Oesterreicher, Hessen, tolle Bauern und Spanier darin wirthschafteten. Durch den Schaden seiner Vorfahren gewitzigt, ruhte Herzog Friedrich I., ein Nachkomme Georgs, des in Mömpelgard apanagirten Bruders von Herzog Ulrich, nicht, bis er des Afterlehns ledig war, 1699; Oesterreich behielt sich aber die Nachfolge im Herzogthume vor, auf den Fall, wenn der würtemberg. Mannsstamm ausstürbe. Diese Befreiung kostete dem Lande eine schwere Summe; aber gut war es, daß im dreißigjährigen Kriege, der nun bald ausbrach, Oesterreich nicht auch noch von dorther Ansprüche an Würtemberg machen konnte. Dieser dreißigjährige Krieg ist der traurigste Zeitraum in der würtemberg. Geschichte. Glücklich hätte sich das Herzogthum schätzen mögen, wenn der Kaiser es nur als erobertes Land behandelt hätte; allein es ward zerrissen und zerstückelt. Minister, Generale und der Erzbischof von Wien erhielten Theile zum Geschenk, nach andern griffen Baiern, Würzburg, die Erzherzogin Claudia von Oesterreich; wem der Rest gehören sollte, wußte Niemand. Die Bergveste Hohentwiel, von Widerhold vertheidigt, kam allein nicht in Feindes Hand. Von 1634—41 sank die Bevölkerung Würtembergs von ungefähr 330,000 Menschen auf 48,000 herunter; wer hatte fliehen können, war entflohen; die Andern hatte Krieg, Pest und Hunger weggerafft; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt und Asche; der sonst schon so angebaute, fruchtbare Boden war öde und wüste. Nur dem guten Willen der Schweden unter Kanzler Oxenstierna und den redlichen, unverdrossenen Bemühungen seiner mit Klugheit thätigen Staatsmänner, Burkhard und Varenbühler, verdankt Würtemberg seine gänzliche Wiederherstellung im westfälischen Frieden. Allmälig erholte sich

das Herzogthum wieder, das Land unterstützte den ganz verarmten Regenten und die Regierungscasse fast über seine Kräfte. Sogar neue Erwerbungen wurden gemacht, die man, ohne daß die ersten Urkunden darüber je bekannt geworden sind, als besonderes Fideicommiß der Regentenfamilie und wie ein Majorat des Regenten zu behandeln sich gewöhnte. Obschon bald nachher auch auf Würtemberg die Zeit Ludwigs XIV. schwer drückte, obschon Melac und andere Mordbrenner dieses Königs darin wütheten und zerstörten: dem Jammer des dreißigjährigen Kriegs kam diese neue Noth doch nicht gleich. Ein Hauptsitz des Übels bestand darin, daß Würtemberg eine in ihrer Art einzige und höchst verderbliche Maitressenregierung, jene der Frau v. Grävenitz, unter Herzog Eberhard Ludwig, hauptsächlich dem Beispiele des franz. Königs verdankte. Seit dem spanischen Erbfolgekrieg hatte das Herzogthum vor äußern Feinden Ruhe bis zu den Kriegen der franz. Revolution. Nur einmal zogen fremde Heere durch, während des zweiten schlesischen Kriegs; am dritten nahm Herzog Karl Theil, nicht eben mit kriegerischer Auszeichnung, aufgereizt von jugendlichem Übermuth und franz. Hülfsgeldern, außerdem in der Absicht, um durch seine Verbindung mit Oesterreich gegen Friedrich d. Gr. durch Beistand der erstgenannten Macht, die Stände seines Landes je länger je mehr niederzudrücken. Das Herzogthum litt, dafür war es ein großes Glück, daß der Versuch, unumschränkt zu regieren, durch die oberrichterliche Entscheidung des Reichshofraths, unter Gewährleistung von Preußen, Hanover und Dänemark rückgängig gemacht, und in dem vermittelnden Erbvergleich noch mehr beschränkt wurde. Nach diesem abgewandten Sturm wurde, da Karl, unabhängig von fremdem Einfluß, auf welchen der Premierminister, Graf v. Montmartin, unbesonnen gebaut hatte, den Hofaufwand ganz abstellte und gemäßigtere Unterhaltungen liebgewann, die zweite Hälfte der Regierung dieses

Herzogs eine der schönsten Zeiten des Landes. Kunst und Wissenschaft gedieh. Noch jetzt spricht man mit Achtung von seiner Karlsakademie zu Stuttgart; die meisten Künstler, deren Würtemberg sich bis diesen Tag rühmt, verdanken ihre Bildung seinen Anstalten. Die Bevölkerung stieg bis auf 600,000 Menschen; zur Vergrößerung des Landes war während der ganzen Regierungszeit der Herzoge nichts von Belang geschehen, außer Dem, was Herzog Ulrich von der Pfalz erobert, Herzog Friedrich für große Summen, bei lang fortdauerndem Widerspruch des badischen Hauses, von einem Markgrafen erkauft hatte. Die Landesreligion litt auch darunter, daß von 1733 – 97 kathol. Fürsten Karl Alexander, und seine 3 Söhne, Karl, Ludwig und Friedrich, insgesammt mit dem Beinamen Eugen, zur Regierung gelangten. Unter der Regierung des Herzogs Karl Alexander gewuchtete der Jude Süß (s. d.) das Land als Finanzminister. Von Karl Alexanders jüngstem Sohne, Friedrich Eugen, stammt das ganze jetzt vorhandene würtemberg. Fürstenhaus ab; sowie auch von seinen Kindern, deren Mutter eine preuß. Prinzessin war, die Rückkehr der Dynastie zum Protestantismus ausgeht. — Schon unter Friedrich Eugen hatte die franz. Republik die überrheinischen Besitzungen des Hauses an sich gerissen, das Herzogthum selbst abwechselnd besetzt und geräumt, auch der Entschädigung wegen auf dem Friedenscongreß zu Rastadt Unterhandlungen gepflogen. Der Sohn, der verstorbene König Friedrich I. von Würtemberg, wußte in gleicher Lage durch zeitgemäßes Anschmiegen und kräftiges Geltendmachen seiner interessanten Persönlichkeit entscheidende Vortheile zu gewinnen; er wurde mit einem Zuwachs von 12,000 Unterthanen in der Mitte oder an den Grenzen des alten Landes entschädigt und zur kurfürstl. Würde erhoben. Aus diesen Entschädigungen bildete sich für einige Zeit ein neuwürtemberg. Staatsorganismus, mit dem Herzogthum nur durch den

gemeinschaftlichen Herrn und durch Voranstalten zur Einverleibung verbunden. 1805 hatte Kurfürst Friedrich für Frankreich Theil genommen an dem Kriege gegen Oesterreich, dafür erhielt er Königswürde, Souverainetät und neue Ländererwerbungen mit einer Bevölkerung von mehr als 200,000 Menschen. Jetzt war der Zeitpunkt, wo sich das römische Reich deutscher Nation auch der Form und dem Namen nach auflöste. Sofort ward das neue Königreich einer der Staaten des sich eben bildenden Rheinbundes und hatte als solcher thätigen Antheil an allen weitern Landkriegen des franz. Kaisers, mit Ausnahme des spanischen. Durch den letzten Krieg mit Oesterreich (1809) stieg endlich die Bevölkerung Würtembergs auf 1,350,000 Einw. Die vorderöstr. Provinzen in Schwaben, von Würtemberg umschlossene oder daran grenzende Gebiete mehrer zuvor unmittelbarer Reichsfürsten und Reichsritter, Länderstriche, welche Baden und hauptsächlich Baiern gegen anderweitige Entschädigung abtraten, bildeten jetzt, nebst einem großen Theile des Deutschmeisterthums, die neuen Vergrößerungen. Auch nach dem Sturz des franz. Kaisers sicherte der König das bisher Erworbene durch Beitritt zu den verbündeten Mächten mit kluger Thätigkeit. Seit 1815 bildet nun das Königreich einen der bedeutendern Staaten des deutschen Bundes. Friedrich I. (s. d.) starb d. 30. Oct. 1816. Ihm folgte s. Sohn Wilhelm I. (s. d.). — Die Geschichte Würtembergs haben Spittler und Pfister geschrieben. Auch Pfaff, »Gesch. Würtembergs«. Die 2. Abth. des 2. Bds. (Reutlingen 1820) geht bis auf den Tod des Königs Friedrich 1816. Ferner: J. G. Pahl, »Gesch. von Würtemberg für das würtembergische Volk« (4 Bdchn., Stuttg. 1828).

Statistik. Man kennt keinen deutschen Staat so genau als Würtemberg. Unter der jetzigen Regierung ist die Kenntniß des Staats, seiner Kräfte und deren Wirksamkeit ein Gemeingut aller gebildeten

Bürger geworben. Dazu trägt vorzüglich das am 28. Nov. 1822 errichtete topogr.-statist. Bureau bei, dessen Mitglied Memminger ist. Schon früher bestanden eine topographische Aufnahme des Landes und Chartenanstalt, eine Katastercommission und ein Verein für vaterländ. Gesch., Statistik und Topographie, der vom Finanzminister Weckherlin gebildet und am 23. März 1822 eröffnet wurde. Der Nutzen dieser Anstalten wird durch Oeffentlichkeit befördert; daher erscheinen Charten und Beschreibungen der einzelnen Oberämter bei Cotta seit 1824 — 27. — Das alte Würtemberg zählte im J. 1734 auf 161 □M. 428,000 Einw., mit Montbeillard 1751 auf 185 □M. 536,000 Einw. Durch die Entschädigung 1803 wuchs die Volksmenge auf 769 000. Der presburger Friede 1805 vermehrte das Areal auf 234, der Rheinbund auf 321, und der wiener Friede 1809 auf 360 □M. Auf diesem Flächenraume von 360 □M. zählte das Königreich im J. 1827, 1,535,403 Einw. in 4 Kreisen, 64 Oberämtern, 132 Städten, 1201 Pfarrdörfern, 467 and. Dörfern, 127 Pfarrweiler, 2745 and. Weiler, 1678 Höfe ꝛc., auf 1 □M. 4270 Menschen. Unter den Einw. gibt es 2400 Waldenser in 8 Gemeinden und 9100 Juden; ferner 462,857 Katholiken, 2407 Reformirte, 463 Mennoniten und Herrnhuther. Die Würtemberger sind ein fleißiges und fähiges Volk, nicht durch Sitzen in Fabriken verkrüppelt, sondern ein gesunder Menschenschlag. Durch Landbau derb und kräftig, haben sie sich auch durch ihre Tapferkeit in neuerer Zeit als echte Abkömmlinge des alten Schwabenvolks bewiesen. Die große Bevölkerung hat jedoch viele Auswanderungen veranlaßt. Das Lutherthum hat aufgehört, alleinherrschende Religion zu sein; alle christliche Confessionen haben gleiche Rechte. Findet sich auch noch eine Verschiedenheit der Bildung zwischen den Einw. des ehemaligen Herzogthums und den neu erworbenen Unterthanen: bald wird ein

Geist alles Volk beleben; mußten ja die Würtemberger bei der eignen Art, wie ihr Vaterland entstanden ist, von jeher durch Geben und Nehmen sich gegenseitig zusammenbilden. Nirgends ist ein Mangel zweckmäßiger Anstalten für höhere und für Volksbildung (s. Tübingen); an innern Einrichtungen des Staats wird so thätig als je und irgendwo gearbeitet. Die Staatsschuld betrug im J. 1826 über 27,356,000 Gld.; die Staatseinkünfte jährl. über 9 Mill. Fl. Indeß haben die wohlfeilen Zeiten das Steigen der Abgaben an Staats- und Gemeindekosten und die ungeheure Zinsvermehrung an Staats- und Privatschulden nur desto fühlbarer gemacht. — Die im Waarenhandel mit dem Auslande jährl. umgesetzte Summe wird auf 33 Mill. Gld. geschätzt, wovon auf Naturerzeugnisse 15,902,000, und auf Industrieerzeugnisse 16,910,000 Fl. kommen. Die Gesammtsumme, welche Würtemberg in dem Verkehr mit dem Auslande jährl. gewann, soll (?) an 2 Mill. Gld. betragen. — Mit dem 1. Juli 1828 trat der am 18. Jan. 1828 zwischen Baiern und Würtemberg abgeschlossene Zollverein in Vollziehung. Nach ihm werden die Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle nebst den Zollstempelgebühren auf gemeinschaftliche Rechnung der vereinten Staaten erhoben. Die 38 Standesherren (s. d.) haben 250,000 Unterth. Doch ist aus ihrer Reihe der Fürst von Sellerede-Mansfeld herausgetreten, dessen Standesherrschaft, Limpurg-Gaildorf, die Krone 1827 an sich gebracht hat. — Der Staat hält im Frieden 4906 Mann; im Kriege 16,824. Das Bundescontingent zur 1. Abth. des 8. Heerhaufens 13,955 M. Das Königreich nimmt im engern Rathe des deutschen Bundes die 6. Stelle ein und hat im Plenum 4 Stimmen. Für das Civil ist der Orden der Würtemberg. Krone in 3 Classen bestimmt; der Militairverdienstorden hat ebenfalls 3 Classen. Beide Orden wurden von dem Könige Friedrich I. gestiftet. — Vgl. J. D.

G. Memminger's treffliche »Beschreibung von Würtemberg, nebst einer Übersicht seiner Geschichte« (2. Ausg., Stuttg. 1823) und dessen Verf. »Würtemb. Jahrbücher für vaterländ. Gesch. Geogr. Statistik und Topographie« (Stuttg. 1823); auch das »Taschenbuch für Reisende durch Würtemberg« (Stuttg. 1827).

Würtembergische Verfassung. Sie ist vertragsweise nach den nähern Bestimmungen der Urkunde vom 26. Sept. 1819 ins Leben getreten. Der Gang der Arbeiten, Unterhandlungen und Streitigkeiten, ein merkwürdiger Beitrag zur neuern Staatswissenschaft ist unter Wilhelm I., König von Würtemberg, dargestellt worden.

Würzburg, das Großherzogthum, ist seit 1814 ein Theil des Königreichs Baiern. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde 741 gestiftet, Burghard als erster Bischof daselbst von dem heil. Bonifacius bestellt und geweiht, und seine Kirche von den fränkischen Königen mit einigen Besitzungen begabt, welche die fromme Milde der deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrte. Die Bischöfe selbst erwarben von den benachbarten fränkischen Grafen und Herren mehre Besitzungen, aus welchen zusammen der große Landesumfang des Fürstenthums Würzburg sich bildete. Der Zufall, daß ein Fürst ein geborner Herzog von Sachsen, Sigismund, des Kurfürsten Friedrichs des Sanftmüthigen Bruder, 1440 Bischof zu Würzburg wurde (1443 abgesetzt, starb 1463), gab Veranlassung, daß seine Nachfolger von der Mitte d. 15. Jahrh. an, den Titel als Herzoge von Franken annahmen, wie denn die Behauptung, daß schon der fränkische König Pipin dem oben genannten Bischof das Herzogthum Franken geschenkt habe, geschichtlich durchaus unerwiesen ist, auch mit diesem Titel keine besondern Rechte für das Hochstift verbunden gewesen sind. In geistl. Angelegenheiten stand der Bischof zu Würz-

burg unter dem Erzbischof zu Mainz, selbst nachdem Papst Benedict XIV. 1752 dem Bischofe zu Würzburg das erzbischöfl. Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Sein Titel war: des heil. röm. Reichs Fürst und Bischof zu Würzburg, Herzog zu Franken. Ihm zur Seite stand ein zahlreiches Domcapitel, das viele eigenthümliche Besitzungen hatte; angesehene adelige Familien bekleideten seit langer Zeit die Erbämter des bischöfl. Hofes. Der ganze Flächeninhalt des Hochstifts wurde auf 87 □M. mit 250,000 Einw., und die jährlichen Einkünfte des Fürstbischofs wurden auf 500,000 Gulden angegeben. In Folge des Friedens zu Luneville wurde das Hochstift Würzburg, sowie die andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, mit Ausnahme einiger, andern fürstl. Häusern zugetheilten, ungefähr 15 □M. (mit 37,000 Einw.) betragenden Aemter, an Baiern zur Entschädigung für seine verlorenen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen. Der letzte Fürstbischof, aus dem freiherrl. Hause Fechenbach, erhielt für den Verlust von Würzburg eine jährliche Pension von 60,000 Guld. und überdies 30,000 Guld. als Coadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Durch den Frieden von Presburg (26. Dec. 1805) wurde Würzburg dem ehemaligen Großherzog Ferdinand (s. d.) von Toscana, der sein 1803 mit dem kurfürstlichen Titel als Entschädigung erhaltenes Herzogthum Salzburg nebst Zubehör an Oestreich abtrat, zugetheilt, und der kurfürstl. Titel von Salzburg auf Würzburg übertragen, Baiern aber anderweit entschädigt. Am 30. Sept. 1806 trat der neue Kurfürst dem rheinischen Bunde bei und nahm den Titel als Großherzog von Würzburg an. Die bekannten Ereignisse 1813 und die Verhandlungen des wiener Congresses veränderten diese Verhältnisse aufs neue. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toscana wieder, und Würzburg fiel an Baiern zurück.

— Das Großherzogthum Würzburg, sowie es gegenwärtig einen Theil des Untermainkreises des Königreichs Baiern ausmacht, hat auf 91½ □M. 290 000 Einw., größtentheils kath. Religion. Das Land ist eben, aber auf 3 Seiten von hohen oder waldigen Gebirgen, dem Rhöngebirge, dem großen und kleinen Haßberge und Steigerwald, umgeben. Außer mehren kleinen Flüssen durchströmt der Main einen großen Theil desselben und nimmt die fränkische Saale auf. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt viel Getreide, in einigen Gegenden mehr als der eigene Bedarf erfordert, hervor; vorzüglich wichtig aber ist der Weinbau, der besonders auf den Anhöhen des Mainthals betrieben wird. Die edelsten Sorten, der Stein- u. Leistenwein, wachsen nur in der Nähe der Hauptstadt und bringen bedeutende Summen ins Land, das nicht reich an Mineralien ist und wenig Manufakturen und Fabriken hat. — Die befestigte Hauptstadt Würzburg (1930 H., 21,800 Einw.) hat eine angenehme doch etwas versteckte Lage an beiden Ufern des Mains, über welchen eine 540 Fuß lange steinerne Brücke von 8 Bogen, mit Statuen von Heiligen besetzt, führt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das große und schöne 1720 neu erbauete, ehemalige Residenzschloß, eins der schönsten Fürstenschlösser, mit einem schönen Garten aus (gegenwärtig bewohnt es gewöhnlich die verwitwete Königin von Baiern; vorher bewohnte es der jetzige König als Kronprinz); nächst ihm das große, reiche und trefflich eingerichtete Juliushospital, welches ein Entbindungshaus, einen botanischen Garten, anatomischen Saal und verschiedene Sammlungen hat. Unter den vielen Kirchen sind besonders bemerkenswerth: die große Domkirche, deren erster Stifter Bischof Burkhard im 8ten Jahrh. gewesen sein soll, die aber seit 1042 von Grund aus wieder aufgebaut wurde, mit ihren Grabmählern und der Schönborn'schen Capelle; das sehr geschmackvoll erbaute neue Münster mit den Ueber-

bleibseln des heil. Kilian, des Frankenapostels; die prächtige vormalige Stifts- und Hauger Pfarrkirche mit ihrer hohen Kuppel; die Universitätskirche mit einer Sternwarte auf dem majestätischen Thurme ꝛc. Ueberhaupt findet man hier viele ansehnliche Häuser; zunächst dem Schloßplatze sind die Straßen, welche alle des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, breit und regelmäßig, die meisten andern sind schmal und krumm. Noch bemerken wir in Würzburg die Ges. z. Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, mit e. Zeichnungsschule für junge Handwerker; die Frauengesellsch. z. Unterstütz. weiblicher Kunstfertigkeiten; das Gymnasium; die Centralindustrieschule; die Hebammenschule; die Schwimmschule; die Blindenanstalt; mehre Seminarien; das orthopädische Carolineninstitut; die Thierarzneischule u. a. mehr. Würzburgs Fabriken liefern Wollenzeuch und Tuch, Spiegel, Leder, Taback, Glaubersalz und Farben, doch sind sie nicht sehr erheblich. Auch unterhält die Stadt Mainschifffahrt und Handel, besonders mit Wein. Außerhalb, auf dem linken Ufer des Mains, liegt an einem 400 F. hohen Berge die Citadelle Marienberg. An einem Abhange dieses Berges, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein, und auf dem ebenfalls unweit der Staot liegenden Steinberge der Steinwein. Auch der Marktflecken Randersacker am Main hat guten Weinbau. Uebethaupt umgeben auf 7000 Morg. Weinberge die Stadt. In dem benachbarten ehemal. Cistercienserkloster Zell befindet sich die Buchdruckermaschinenfabrik der Herren König u. Bauer.

Würzburg (Universität). Es war Joh. von Eglofstein, der 55. Bischof von Würzburg, welcher zuerst den Versuch machte, in der alten Hauptstadt der Herzoge von Franken nach dem Muster von Bologna eine Universität zu gründen. Die Vorlesungen begannen 1403. Allein die damalige Stiftung überlebte ihren Urheber nicht. Die Kriegsstürme, welche in den Zeiten seines Nachfolgers über das

nd kamen, rissen die noch nicht festgewurzelte Pflanze wieder aus. rst 1582 wurde die Wiederherstellung oder vielmehr die neue Grün- ung von dem Fürstbischof Julius, aus dem Geschlechte der Echter v. Mespelbrunn, auf festerer Grundlage vollbracht, und darum wird die- r Julius mit Recht als der eigentliche Stifter der zu Würzburg lühenden Hochschule gerühmt, und letztere nach ihm Julia genannt. Die reichliche Dotation derselben, sowie des gleichfalls von ihm gestif- ten Hospitals nahm Julius aus den Gütern und Einkünften der im Bauern- und brandenburger Kriege verwüsteten und verlassenen Klö- er. Schon in der Absicht des gemeinsamen Stifters hatte es gele- en, das Hospital zum Zwecke des medicinischen Studiums mit der Universität in Verbindung zu setzen, und diese Verbindung, sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer, welche zugleich Hospitalärzte waren, er- ielten zu allen Zeiten eine Celebrität der medicinischen Lehranstalt, ie zur fortwährenden Blüthe der würzburger Hochschule hauptsächlich eitrug. Die theologischen und philosophischen Studien waren von eit der Gründung an bis zur Aufhebung des Ordens ausschließend n den Händen der Jesuiten. Die juristische Facultät besaß in der Mitte d. vor. Jahrh. an Joh. Kaspar Barthel (für Kirchenrecht) und oh. Adam Jästadt (für Staatsrecht, Natur- u. Völkerrecht) Män- er von ausgezeichnetem Rufe. Joh. Georg von Eckhart, der große Geschichtsforscher, starb 1730 als Vorstand der Universitätsbibliothek. Einen besondern Aufschwung erhielt die würzburger Universität durch ie Pflege des vorletzten Fürstbischofs, Franz Ludw. v. Erthal. Die- er Fürst dachte und regierte im Geiste der fortschreitenden Zeit, und n diesem Geiste sorgte er für Verbesserung und Fortbildung seiner Lieb- ngskinder, der Stiftungen seines Urgroßoheims Julius. Aufklärung nd gründliche Bildung des Klerus war sein Hauptaugenmerk. Deß- alb berief er helldenkende und gelehrte Männer auf die theologischen

Lehrstühle. Die Namen Oberthür, Berg, Gregel, Onymus, Feb
sind in der Literatur rühmlich bekannt. Zugleich begann Gallus Aloy
Kleinschrod im Gebiete des Criminalrechts die Bahn philosophisch
Bearbeitung zu brechen. Karl Kaspar v. Siebold glänzte in der m
dicin. Facultät, und der Universitätsbibliothekar Mich. Ign. Schmid
schrieb die Geschichte der Deutschen. Dieser blühende Zustand, sowi
die treffliche Ausstattung der Attribute, insbesondere die ersprießlich
Verbindung mit dem Hospitale, entschieden, als Würzburg 1802 a
das Kurhaus Pfalzbaiern kam, nicht nur die Beibehaltung der Uni
versität, sondern bestimmte auch die damalige im schönsten Sinne libe
rale bairische Regierung, den Flor derselben durch zahlreiche Vocatio
nen (Schelling, F. J. Wagner, Mannert, J. Döllinger, G. Hufe
land u. A.) zu befördern. Auch wurde damals zu Würzburg ein
protestantisch-theologische Facultät (Paulus, Niethammer, Martini
Fuchs) errichtet. Indessen dauerte jene für die Pflege der Wissen
schaften so wichtige Epoche nur kurze Zeit. Das Fürstenthum Würz
burg wurde im preßburger Frieden an den Erzherzog Ferdinand (vor
mals Großherzog von Toscana) abgetreten. Diese Regierungsverän
derung veranlaßte zunächst den Abgang des größten Theils der neuvo
cirten Professoren, und führte 1809 organische Verfügungen herbei
welche den ungünstigsten Einfluß auf den Zustand der Universität ha
ben mußten. Die Actenstücke, welche die neue Organisation der Uni
versität betreffen, finden sich in der »Oberdeutschen allgem. Lit.-Zeit.«
Nr. 121, und in der »Allgem. Zeitung«, 1814, Nr. 313 fg. Dies
Verfügungen waren von einer der fortschreitenden Geistesentwickelung
abholden Geistlichkeit ausgegangen, und die Richtung des Rückwärts
sprach sich darin unverkennbar aus. Eine bedeutende Verminderung
der Frequenz der Universität war die nothwendige Folge dieser Rück-
schritte. Doch 1814 wurde Würzburg wieder mit Baiern vereinigt

ınd sofort erfreute sich die Universität einer neues Leben bringenden Restauration. Mit Begeisterung feierten Lehrer und Studirende .818 die Begründung der Verfassung, und man kann seitdem eine ebendige Theilnahme an dem Leben der constitutionellen Monarchie ınd. besondern Eifer für das Staatsrecht der neuern Zeit als einen harakteristischen Zug der würzburger Hochschule anführen. Derselbe ffenbarte sich in der ersten Wahl eines Abgeordneten der Universität ur Ständeversammlung. Mit großer Stimmenmehrheit fiel sie auf ɛn im Fache der Staatswissenschaft rühmlichst bekannten Schriftstel- er, Wilh. Joseph Behr (s. d.). Der Gewählte gehörte durch Frei- nuth, Gründlichkeit, Beredtsamkeit zu den ausgezeichnetsten Mitglie- ɛrn der zweiten Kammer. Leider machten diese ruhmwürdigen Eigen- chaften Behr's nicht überall den günstigen Eindruck. Seit 1821 be- rauert die Universität seinen unersetzten Verlust. — Seit 1814 be- rägt die Zahl der Studirenden regelmäßig 650 — 700; mehrmals chon hat sie sich über 700 erhoben. Von den 140 — 160 Ausländ- ɛrn, die sich darunter befinden, gehören die meisten der medicinischen facultät an. In dieser lehrten 1832 die Professoren Pickel, Ruland, ɔeller, D'Outrepont, Textor, Schönlein, Heusinger, J. B. Friedrich, ɔergenröther. Man kann sagen, daß der Sitz der Facultät in dem Juliushospitale ist. In dem Raume desselben vereinigen sich die Hör- äle zum theoretischen Unterrichte, das weite Feld der Klinik in den krankenzimmern, das anatomische Theater und Präparatencabinet, er botanische Garten und das chemische Laboratorium. In unmit- elbarer Nähe schließen sich an das Entbindungshaus und das beson- ere Krankenhaus für Epileptische. Die anatomische Anstalt hat vor urzem eine neue zweckmäßige Organisation erhalten, und man sieht ner Erweiterung des dazu bestimmten Gebäudes entgegen. Ein be- ınderes Locale ist der neu begründeten zootomischen Anstalt gewidmet,

von welcher durch Heusinger's Thätigkeit reiche wissenschaftliche Au
beute zu hoffen ist. Die theologische Facultät bestand 1832 aus de
Professoren Eyrich, Fischer, Buchner, Moritz u. A. Die Tendenz z
Rückschritten, welche in neuerer Zeit hier und dort bemerkbar wurd
kann der würzburger theol. Facultät nicht vorgeworfen werden, ih
Wahlspruch scheint zu sein: Medium tenuere beati. In der juris
Facultät lehren Metzger, Lauk, Seuffert, Brendel, Cucumus u. A
Außer Behr hat diese Facultät vor wenigen Jahren durch Berufun
zu andern Staatsämtern Rudhart (ausgezeichnet als Schriftsteller u
als Redner in der Ständeversammlung) und Schmidtlein (gegenwär
tig Ministerialrath und Vorstand der Gesetzcommission) und vor kur
zem durch den Tod Kleinschrod verloren. Für die Studirenden au
dem Rheinkreise ist 1821 eine Professur des französischen Rechts er
richtet worden. Der neugebildeten staatswirthschaftlichen Facultä
gehören an Geier d. Aelt. (zugleich Regierungsrath, auch Abgeordnet
zur Städteversammlung), Geier d. J. und Stöhr. Mitglieder de
philosoph. Facultät sind Metz, Schön, Sora, Rau, Wagner, Gold
meier, Frank, Richarz, Fröhlich und Berks. Der Verlust Klein'
wird immer noch lebhaft gefühlt. Die Bibliothek (unter der Direc
tion des humanen Goldmeier) enthält mehr als 100,000 Bde. Der
erste Stamm derselben war im 30jährigen Kriege von Gustav Ado
nach Schweden abgeführt worden. 1824 wurde durch Ankauf eine
Theils der freiherrl. v. Asbeck'schen Büchersammlung eine bedeutend
Erwerbung an Kunst- und naturwissenschaftlichen Prachtwerken ge
macht. Der Bibliotheksfonds, welcher jährlich 3000 Fl. abwirft
ist von dem vormaligen Großherzog von Frankfurt, Karl v. Dalber
gestiftet worden. Das Naturaliencabinet (von dem ehemaligen Mi
noriten Blank *) gesammelt) ist auf eine sehr glänzende Weise au
gestellt, den Anforderungen der Wissenschaft entspricht es nicht. E

hat neuerdings durch den Ankauf der Sammlung des Forstinspectors Schmitt einen bedeutenden Zuwachs erhalten; mit demselben ist auch das Musicabinet verbunden. Besonders rühmenswerth ist das unter der Leitung des Prof. Fröhlich blühende musikalische Institut, in welchem Jedermann im Gesange oder auf einem Instrumente unentgeltlich Unterricht erhalten kann, und von dessen Mitgliedern (Chor und Orchester zusammen 150 — 200 Personen) wöchentlich 2 Mal große Tonstücke mit hoher Präcision aufgeführt werden. In demselben werden auch die Schullehrer Baierns musikalisch gebildet. Würzburg hat eine zur Universitätsstadt sehr günstige Lage, bietet ebenso einladende gesellige Verhältnisse dar, und das wissenschaftliche Gemeinwesen ist an Lehrern und Attributen tüchtig ausgestattet. Die Universität Würzburg steht — allein unter den bairischen Hochschulen — zunächst unter der Leitung einer in der Universitätsstadt befindlichen Behörde, Curatel genannt. Es ist sehr zu beklagen, daß der reichliche Universitätsfonds so sehr mit fremdartigen Ausgaben belastet ist, welche es (da aus der allgemeinen Staatscasse vor der Hand nur sehr sparsame Zuschüsse zu erwarten sind) unmöglich machen, die Professoren auf eine Weise zu besolden, wie es den Pflegern der Wissenschaft gebührt, im Allgemeinen aber scheint diese Universität ihrer jüngern Schwester München allzu sehr nachstehen zu müssen.

Wurzel, s. Pflanzenanatomie.

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrmals mit sich selbst multiplicirt eine Potenz (s. d.) oder Dignität hervorbringt. So ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 ꝛc., weil $2.2=4$; $2.2.2=8$; $2.2.2.2=16$. Im erstern Falle sagt man: 2 ist

---

*) Der Director dieser Sammlungen, Jos. Bonavita Blank, D., geistl. Rath und Prof., starb den 26. Febr. 1827 in e. Alter von 77 Jahren.

die Quadrat- oder 3te Wurzel von 4; im andern Falle: 2 ist die Cubik- oder 3te Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder 4te Wurzel von 16. Aus einer Zahl oder algebraischen Größe die Wurzel ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multiplicirt diese Dignität hervorbringt.

Wurzen Amt und Stadt im leipziger Kreise des Königreichs Sachsen. Die Stadt ist sorbischen Ursprungs und liegt auf der Straße von Dresden nach Leipzig, unweit der Mulde, wo die Fähre durch eine Brücke ersetzt werden soll, deren Kosten zu 180,000 Thaler angeschlagen sind. Wurzen hat 543 Häuser, gegen 3000 Einw., Bierbrauerei und einige Fabriken; auch ist sie der Sitz eines Justiz- und Rentamts. Hier befindet sich das von dem Bischof Herwig in Meißen 1114 gestiftete Collegiatstift Wurzen, welches aus 1 Propste, 1 Dechanten und 5 Canonicis besteht. In dem Capitelshause versammeln sich jährlich die meißner Domherren. In dem Dome zeichnen sich einige bischöfliche Grabmäler aus. Schöttgen, ein geborener Wurzener, hat die Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben (»Historie der Stiftsstadt Wurzen«). Die Stiftsregierung und das Consistorium zu Wurzen wurden mit Bewilligung des Domcapitels am 30. Dec. 1818 eingezogen. Die Stelle des erstern vertritt nun die Landesregierung; die Geschäfte des letztern sind dem leipziger Consistorium übertragen; doch wird der Stifts-Wurznische Bezirk fortwährend als ein geschlossenes Ganzes behandelt, und dessen Stiftsstände werden jedes Mal besonders zu den Landesversammlungen berufen.

Wuth, s. Tollheit und Hundswuth.

Wüthendes Heer, oder, wie die Alten es nannten, Wütis-Heer, ist nach der Sage, ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thüringischen und Mansfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geschrei und Hundegebell um-

herziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; Viele wollten Gestalten, auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen ꝛc. dabei gesehen haben. Dieses Heergespenst, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan hergeleitet hat, war ohne Zweifel die Ausgeburt furchtsamer, zaghafter Menschen, die, durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammensetzten; indessen glaubte man ehedem mit völliger Gewißheit an diese Spukereien und erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehren seiner Gesellen, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe.

Wyttenbach (Daniel), der berühmteste unter Hollands Philologen der neuern Zeit, geb. zu Bern 1746, wo sein Vater, der auch Daniel hieß, seit 1740 als Prediger angestellt war, sich durch mehre dogmatische und moralische Lehrbücher bekanntmachte und 1779 als Prof. zu Marburg starb. Der Sohn, Daniel, Ruhnken's Schüler, wurde 1771 Prof. der griech. Sprache und der Philosophie am Wyttenbach-Athenäum zu Amsterdam, 1799 Prof. der Beredtsamkeit zu Leyden, privatisirte 1816 einige Zeit zu Heidelberg und kehrte dann wieder nach Leyden zurück, wo er, von Blindheit und Alter gedrückt, 1819 gestorben ist. Er zeichnete sich durch tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften des Alterthums aus und hat mehre schätzbare Ausg. griech. und röm. Classiker besorgt, auch mehre andere Schriften in seinem Fache verfaßt. Wir begnügen uns, seine Ausg. des Plutarch „Plutarchi moralia", Oxford 1795 — 1810, 6 Thle. in 7 Bdn. 4, oder 12 Bdn. 8.), s. meisterhafte „Vita Ruhnkenii", womit er seinem ehemaligen Lehrer ein schönes, auch von Seiten der Latinität ausgezeichnetes Denkmal gesetzt, s. „Bibliotheca critica"

und seine „Selecta principum historicorum etc.“ anzuführen. Mahne schrieb eine „Vita Wyttenbachii“ (Gent 1823). Seine „Opuscula“ erschienen Leyden 1821, und eine Auswahl derselben von Friedemann (Braunschw. 1825). — W.'s Witwe, Johanna, geb. Gallien, aus Hanau, Verfasserin mehrer geistvollen Werke, lebt in Paris, und erhielt 1827 von der Universität Marburg, bei ihrer 3. Säcularfeier, die philosoph. Doctorwürde.

X, der 24. Buchstabe des deutschen Abc, welcher einen aus ks zusammengesetzten Laut bezeichnet.

Xanten (Santen), Stadt in der preuß. Provinz Kleve-Berg, im Regierungsbezirke Düsseldorf (rheinberger Kreis), unweit des Rheins, mit 2650 E., hat einige Fabriken und ist wegen der römischen Alterthümer, die in der Nähe gefunden werden, merkwürdig. Hier sollen **Ulpia castra**, und in der Nähe **Vetera castra** gestanden haben. Man sieht noch daselbst den Grund eines Amphitheaters. Auch glaubt man auf dem Vorstenberge die Spuren von dem Prätorium des Quint. Varus, und in der Nähe der alten Burg die der **colonia Trajana** entdeckt zu haben.

Xanthippe, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des Sokrates, deren Namen wol nicht auf die Nachwelt gekommen sein würde, wäre sie nicht eben die Gattin des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weisen war es möglich, die Grillen einer Xanthippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich entschließen könne, mit einem solchen Weibe zu leben, antwortete Sokrates: »Weil sie meine Geduld übt und eben dadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von Andern widerfährt, zu ertragen.« Auch Xenophon legt in

dem bekannten »Philosophischen Gastmahle« dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antisthenes in den Mund. Als einst Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. »Du wirst nun nicht davon essen können,« war Alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xanthippe ließ aber auch dem Charakter ihres Gatten Gerechtigkeit widerfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß sie ihn unter allen, auch den erschütterndsten Ereignissen, stets gleichmüthig und mit unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß der Charakter der Xanthippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in Schatten gestellt worden sei, um den Contrast mit Sokrates desto auffallender zu machen. Mit ihrem Namen bezeichnet man indessen gewöhnlich ein unverträgliches, zanksüchtiges Weib, welches dem Manne das Leben sauer macht.

Xantippus, ein dem Körper nach unansehnlicher, aber durch geistige Fähigkeiten sehr ausgezeichneter Feldherr der Lacedämonier, von denen er im ersten punischen Kriege den Carthaginensern mit einem nur kleinen Heere gegen die Römer zu Hülfe geschickt wurde. Der römische Consul Regulus hatte, die weit überlegene Flotte der Carthaginenser besiegt, die Landung in Afrika bewerkstelligt, die carthag. Feldherren geschlagen, und war bis gegen Carthago vorgedrungen. Die harten Friedensbedingungen, welche er den Besiegten vorschrieb, brachten diese zur Verzweiflung. Sie übertrugen dem X. den Oberbefehl über ihr Heer. X. lockte die Römer in eine für sie nachtheilige Stellung, schlug sie mit großem Verluste und machte selbst ihren Anführer Regulus zum Gefangenen. Die Carthaginenser erhielten dadurch wieder ein Uebergewicht über die Römer. Aber so viel sie auch dem X. dabei zu danken hatten, so fürchteten sie doch

aus einer kleinlichen republikanischen Eifersucht, daß er ein zu großes Ansehen erlangen möchte. Sie schickten ihn daher nach Lacedämon zurück, gaben aber insgeheim den Auftrag, ihn auf der Ueberfahrt nach Europa aus dem Wege zu räumen. Doch scheint diese Beschuldigung keineswegs erwiesen, und einige griech. Schriftsteller lassen ihn wohlbehalten in sein Vaterland zurückkehren.

Xenien, (von dem griech. Worte Xenion, Gastgeschenk), Geschenke, die man den eingeladenen oder zum Besuch gekommenen Gästen bei den Griechen und Römern zu geben pflegte. Der bekannte römische Epigrammatist Martial gab die Ueberschrift: »Xenien,« dem 13. Buche s. Sinngedichte - einer Anzahl Distichen, die er seinen Freunden und Gönnern widmete, und deren jedes unter der Rubrik irgend eines zu einem Gastmahle gehörenden Gegenstandes Lob oder Tadel enthält. Unter demselben Namen erschien in Schiller's »Musenalmanach« für 1797 (Tübingen, bei Cotta) eine Anzahl von mehr als 400 Distichen, welche auf den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland Bezug hatten, manches literarische Unwesen mit Laune und Geist rügten, schlechte Schriftsteller mit feinem, öfter mit bitterm Spott geißelten, bisweilen aber auch feine und treffende Bemerkungen über Welt- und Menschenleben überhaupt enthielten. Als Verf. derselben nannte man öffentlich Göthe und Schiller, und es ist dieser Behauptung nicht widersprochen worden. Diese »Xenien« wurden mit so großer Begierde gelesen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum 3. Male aufgelegt werden mußte. Es stand aber auch bald eine große Anzahl Gegner wider sie auf, unter denen jedoch die meisten viel Schwäche und bloß den Schmerz beleidigter Eitelkeit zur Schau stellten. Nicht ungegründet war indessen der Vorwurf, den man den Xenien machte, daß unter der großen Menge dieser Distichen auch schwache und selbst im Versbau fehlerhafte sich fänden. Man

hat vor einigen Jahren die »Xenien« in Breslau wieder abgedruckt. Ausführliche Nachrichten über die durch sie erweckte Fehde enthalten die Nrn. 54 – 60 des »Allg. lit. Anzeigers« (Leipz. 1797). Wieland's Urtheil findet man in den »Literarischen Spießruthen, oder hochadeligen und berüchtigten Xenien« (Weimar, ohne Jahrzahl). Gegenwärtig findet man in jenen »Xenien« größtentheils die durch wissenschaftliche Kritik gerechtfertigten Aussprüche eines geistvollen Urtheils über eine vorübergegangene Periode der Literatur, in muthwilliger satyrischer Form.

Xenokrates, ein berühmter griechischer Philosoph, gebürtig aus Chalcedon, war ein Schüler des Plato, zugleich mit Aristoteles, unterschied sich aber von diesem lebhaften und talentvollen Mitschüler dadurch, daß er nur langsam und mit Mühe den Unterricht seines Lehrers faßte. Plato schätzte ihn sehr hoch wegen seines eisernen Fleißes und seines beharrlichen Charakters; nur fand er an seinem Schüler einen Mangel der feinern Sitten, und erinnerte ihn daher oft, auch den Grazien zu opfern. Mit Plato reiste er auch nach Sicilien. Nach dessen Tode begab er sich mit Aristoteles nach Kleinasien, kehrte aber bald zurück und wurde der zweite Nachfolger des Plato in der Akademie (s. d.), welcher er 25 Jahre lang, bis an seinen Tod, 314 v. Chr., mit großer Achtung vorstand. In seinen Lehren neigte er sich sehr zu dem Pythagoräismus hin. Die Seele hielt er für eine sich selbst bewegende Zahl. Er stand wegen seiner Rechtlichkeit so in Ansehen, daß, als er einst vor Gericht ein Zeugniß ablegen sollte, die Richter den dabei gewöhnlichen Eid von ihm nicht verlangt, sondern sein bloßes Wort als hinlänglich angenommen haben sollen. Die Athenienser schickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Macedonien. Auch gegen die Großen behauptete er seinen Charakter als praktischer Philosoph, und von einem ansehnlichen Geschenke, das

Alexander ihm sandte, nahm er nach langem Weigern einen sehr unbedeutenden Theil an, nur um den König nicht zu beleidigen. Als einen Beweis, wie gut er seine Leidenschaften zu beherrschen wußte, erzählt man, daß die bekannte Buhlerin Laïs vergebens ihre Künste und alle Reize ihrer Schönheit aufgeboten, ihn zu besiegen, und aus Verdruß über die fehlgeschlagene Absicht ihn eine Statue genannt habe. Von seinen philosophischen Schriften ist keine auf uns gekommen. — Er ist von einem andern Xenokrates, mit dem Beinamen der Arzt, zu unterscheiden, der zu den Zeiten des Tiber oder Nero lebte, und von dessen Schriften nur noch ein Werk über die Benutzung der Wasserthiere als Nahrungsmittel übrig ist, das einen ziemlich vollständigen Begriff von den Kenntnissen gibt, welche man damals über die Naturgeschichte der Fische und Schalthiere hatte.

Xenophanes, ein griech. Philosoph, berühmt als der Stifter der eleatischen Schule. Die Zeit seiner Geburt und seines Todes ist nicht ganz gewiß. Er war ein Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander und soll ein Alter von 100 Jahren erreicht haben. Nachdem er aus seinem Vaterlande, Kolophon, vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Großgriechenland. Hier ließ er sich gegen 536 v. Chr. zu Elea nieder, und davon hat sein System, und die Schule, die er stiftete, den Namen erhalten. Er blieb nicht bei den Meinungen seiner Vorgänger in der Philosophie stehen, sondern stellte neue Untersuchungen über die Natur der Dinge an. Er bestritt in seinen Sillen die mythischen Fabeln von den Göttern, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, und war einem, nur noch unausgebildeten, idealischen Pantheismus zugethan. Seine Hauptsätze sind: Das Seiende ist Eins und unveränderlich, das Vollkommenste und Beste, — und diese Freiheit des Seins wird Gott genannt. Dieser ist als solcher einzig, sich vollkommen gleich, und daher kugelartig,

weder begrenzt noch grenzenlos, weder beweglich, noch unbeweglich, unter keines Menschen Form vorzustellen, Alles vorstellend und vermögend. Die Vielheit der Dinge ist nicht wahrhaft. In empirischer Hinsicht soll er behauptet haben, daß Alles aus Erde und Wasser entstanden sei. Er nahm eine Veränderung der Oberfläche unserer Erde durch Wasser an, und hielt den Mond für einen bewohnten und angebaueten Weltkörper. Er leugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorhersagen zu können, und behauptete, daß weit mehr Gutes als Böses in der Welt anzutreffen sei. Im Allgemeinen klagte er über die Ungewißheit des menschlichen Wissens. Von seinen Gedichten, in denen er philosophische und andere Gegenstände vorgetragen hatte, finden sich nur noch Bruchstücke beim Athenäus, Plutarch u. A. Die Bruchstücke seines Lehrgedichts »Περι φυσεως«, sind gesammelt in des Stephanus „Poësis philosophica", späterhin vollständiger von Fülleborn und endlich von Brandis.

Xenophon, der berühmte griech. Geschichtschreiber und Feldherr, war geb. zu Athen ungefähr 450 v. Chr. Sein Leben fällt gerade in die Periode, wo in Athen die größte politische und geistige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetsten Männer, zu denen er selbst gehörte, auftraten. Er war einer der vertrautesten Schüler und Liebling des Sokrates; auch kann man aus s. Schriften, namentlich aus der »Apologie« und den »Denkwürdigkeiten des Sokrates«, den wahren Geist der Sokratischen Philosophie am besten kennen lernen. X. war nicht sowol speculativer Philosoph, er wendete die Philosophie vielmehr auf das Leben an. Er widmete sich dem Staate, in dem er geboren war, und focht mit seinem Lehrer zugleich im peloponnesischen Kriege. Als der persische Fürst, Cyrus d. J. — zum Unterschiede von dem Stifter jener Monarchie also genannt — seinem ältern Bruder, Artaxerxes Mnemon, den väterlichen Thron streitig

machte, sendeten ihm die Lacedämonier ein Hülfsheer zu, bei dem sich X. als Freiwilliger befand, und ein Günstling des Cyrus wurde. In den Ebenen von Babylon verlor Cyrus Schlacht und Leben, aber auch die vornehmsten Anführer des griech. Hülfsheeres blieben in der Schlacht oder wurden durch List gefangen und getödtet. X. trat jetzt als Anführer an die Spitze des noch 10,000 M. starken griech. Heers, das sich in einer sehr bedenklichen Lage befand, flößte ihm wieder Muth und Zuversicht ein, und führte es aus Oberasien durch Länder, deren Bewohner größtentheils feindlich gesinnt waren, auf einem, gegen 500 deutsche Meilen langen Wege, von keiner Reiterei unterstützt, unter tausend Gefahren und Beschwerden nach Griechenland zurück. Dieser Rückzug ist berühmt in der Kriegsgeschichte; man hat ihn mit ähnlichen Unternehmungen in den neuern Zeiten verglichen, aber die Umstände sind im Grunde zu verschieden, um überhaupt einen Vergleich zu gestatten. X. selbst hat diesen Rückzug und zugleich die ganze Unternehmung des jüngern Cyrus in seiner „**Anabasis**“ beschrieben, die vorzüglich James Rennell geographisch erläutert hat. (Auszugsweise übers. von Alb. Lion, mit Anm., Gött. 1823.) Daß X. wirklich der Verf. dieser Schrift sei, hat C. W. Krüger (Verf. der „**Vita Xenophontis**“) in s. Schrift: „**De authentia et integritate Anabascos Xenophontea**“ (Halle 1824), gezeigt. X. begleitete nachher den spartanischen König Agesilaus auf einem Zuge nach Asien gegen die Perser. In der Folge ward er den Athenienſern in Rücksicht seines Patriotismus verdächtig gemacht und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte nun an verschiedenen Orten Griechenlands auch zu Korinth, ganz von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, bloß den Wissenschaften, und starb in einem Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin erwähnten Werken schrieb X. »Das Gastmahl der Philosophen«, als Gegenstück eines ähnlichen Werkes des

Plato, verschiedene kleinere Schriften, zur Politik, Kriegswissenschaft und Oekonomie gehörend, eine Geschichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortsetzung der Geschichte des Thucydides, bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des ältern Cyrus, bekannter unter dem Namen der »Cyropädie« (zuletzt von Poppe und von Dindorf herausgegeben). Dieses berühmte Werk ist keine eigentliche Geschichte, sondern mehr historischer Roman; es enthält X.'s Grundsätze über die beste Regierungsverfassung, eingekleidet in die verschönerte Biographie des größten unter den damals bekannten Regenten. X. hielt die monarchische Regierungsform für die beste, und scheint sie seinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Sein Styl ist überhaupt, und besonders in diesem Werke, musterhaft und vollendet, seine Sprache durchaus rein. Er ist daher einer von den Classikern, die zum jugendlichen Unterricht vorzüglich gewählt werden, obgleich seine philosoph. Schriften für Anfänger nicht geeignet sind. Die Griechen schätzten sein Verdienst als Schriftsteller so hoch, daß sie ihn die griech. Biene und die attische Muse nannten. Seine Werke sind, einzeln und zusammen, häufig herausgegeben und oft übersetzt worden. Die neuesten Ausg. sind von Schneider und Weiske. — Ein anderer, zu den erotischen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., war aus Ephesus geb., und schrieb einen Roman: »Geschichte des Habrokomes und der Anthia«, welchen Bürger 1775 deutsch übersetzt hat.

Xerxes I., König von Persien, in der Geschichte durch den unglücklichen Erfolg seines Kriegszuges gegen die Griechen bekannt, war ungefähr 460 J. v. Chr. geb., und der zweite Sohn des um Persien sehr verdienten Darius Hystaspis (s. d.), und wurde seinem ältern Bruder, Artabazanes, der noch während des Privatstandes des Vaters geb. worden war, ohne Zwist in der Thronfolge

vorgezogen. Nachdem er sich Aegypten in einem einzigen Feldzuge unterworfen hatte, glaubte er auch den schon von seinem Vater entworfenen Plan, Griechenland zu unterjochen, ausführen zu können. Er versammelte in dieser Absicht ein ungeheures Heer. Die Geschichtschreiber geben die Zahl desselben auf 1 Mill. Köpfe an. Wenn auch, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hierbei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigstens die Hälfte desselben ausgemacht hat, so würde die Macht des X.. doch immer noch hinreichend gewesen sein, die Griechen zu erdrücken. Aber was vermag selbst das größte Söldlingsheer gegen die Begeisterung eines noch so kleinen Volkes, das für den eigenen Heerd, für Weib und Kinder kämpft! X. setzte mittelst einer Schiffbrücke über den Hellespont. Die Griechen erwarteten ihren Feind an der Grenze des Landes, in den Engpässen von Thermopylä (s. d.). Nachdem hier der heldenmüthige Leonidas (s. d.) mit seinen Spartanern gefallen war, drang X. mit Uebermacht weiter vor und verbrannte das von den Einwohnern verlassene Athen. Das erste Seetreffen bei Artemisium war für keinen Theil entscheidend gewesen, hatte jedoch den Griechen neuen Muth eingeflößt, und das zweite Treffen, bei Salamis (s. d.), in welchem, nach Angabe der Geschichtschreiber, 2000 persische Schiffe gegen 380 griech. fochten, fiel für die Perser unglücklich aus. X. ließ seinen Feldherrn Mardonius in Griechenland zurück, der aber nicht lange nachher bei Platää geschlagen wurde. Er selbst ging vor Scham und Unwillen nach Persien zurück und fiel bald nachher durch die Hand eines Mörders.

Ximenes (Francisco), Cardinal, Erzbischof von Toledo und span. Premierminister, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien sehr viel zu verdanken hatte, war 1437 zu Torrelaguna,

einem kleinen Orte in Altcastilien, wo sein Vater Advocat war, geb. Er studirte zu Salamanca, reiste hierauf nach Rom und brachte eine päpstliche Bulle mit, welche ihm die erste offen werdende geistliche Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo weigerte sich, ihm eine Stelle zu geben, und da X. über diese Zurücksetzung sich zu heftig geäußert hatte, ließ er ihn in das Gefängniß setzen. X. kam jedoch wieder in Freiheit und erhielt eine geistliche Stelle im Kirchensprengel Siguença, dessen Bischof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvicar ernannte. Er trat nachher in den Franciscanerorden, wurde Beichtvater der Königin Isabelle von Castilien und 1495 Erzbischof von Toledo. Diese Würde nahm er erst nach vielem Weigern an, und es war ein ausdrücklicher Befehl des Papstes nöthig, um ihn dazu zu bewegen. Er bewies sich als Erzbischof sehr thätig, indem er für die Armen väterlich sorgte, eine Menge Mißbräuche abschaffte und streng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. Den Geistlichen seines Sprengels gab er weise Vorschriften, bewirkte, aller Widersprüche ungeachtet, eine Reform der Bettelorden in Spanien, gründete 1499 die Universität zu Alcala de Henares und unternahm einige Jahre nachher ein Werk, welches allein schon ihn berühmt gemacht haben würde — eine Ausg. des Alten Testaments in 6 Sprachen. (S. Polygnotte.) Früher schon (1514) hatte er ebenfalls zu Henares eine Ausgabe des Neuen Testaments in der Ursprache veranstaltet. X.'s Thätigkeit erstreckte sich auch auf andere Gegenstände. Es herrschten in der königl. Familie Uneinigkeiten. Philipp von Oestreich, Sohn des Kaisers Maximilian I., hatte sich mit Johanna, der einzigen Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Isabelle, Königin von Castilien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern erhielt Philipp, da seine Gemahlin die einzige

Erbin ihrer Mutter war das Königreich Castilien. Dies gab zu Uneinigkeiten zwischen ihm und seinem Schwiegervater Anlaß, die X. beseitigte. Nach Philipps frühem Tode (1506) wurde Ferdinand Regent von Castilien für seinen minderjährigen Enkel, den nachmaligen Kaiser Karl V. Auch hierbei hatte X. durch sein Ansehen und seinen Einfluß viel mitgewirkt. Er erhielt vom Papste den Cardinalshut, wurde zum Großinquisitor von Spanien ernannt und bekam einen großen Antheil an den Staatsgeschäften. Da er aber Ferdinands mißtrauische Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in sein Erzbisthum zurück. Die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, diesen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beschäftigte ihn vorzüglich. Er entwarf in dieser Absicht den Plan, nach Afrika überzusetzen, um die Festung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war, und der auch von Ferdinand genehmigt wurde. X. wendete die Einkünfte seines Erzbisthums, des reichsten in Europa — es brachte jährl. 300,000 Dukaten ein — zu diesem Zuge an. Eine Meuterei, welche unter einem Theile der Truppen entstand, die keinen Geistlichen zum Anführer haben wollten, dämpfte er augenblicklich durch Strenge. Im Mai 1509 landete er an der Küste von Afrika. In erzbischöflicher Kleidung, über der er einen Harnisch trug, von Priestern und Mönchen, wie bei einer geistlichen Procession, umgeben, führte er selbst das gelandete Heer an. Es erfolgte bald in der Nähe von Oran eine Schlacht, in welcher die Mauren besiegt wurden. Die Festung wurde sofort erobert, und die Besatzung derselben niedergemacht. X. ließ Oran neu befestigen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte dann als Sieger nach Spanien zurück, wo ihn Ferdinand feierlich empfing. Als dieser 1516 starb, und sein Enkel Karl noch minderjährig war, wurde X. Regent von Spanien, und bewirkte während dieser nur 2 Jahre dauernden Regentschaft außerordenlich viel. Er

brachte Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronschulden und brachte die veräußerten Domainen wieder an die Krone. Die span. Großen, die ihn wegen seiner stolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er. Er stellte das Ansehn der Gesetze wieder her und setzte die span. Kriegsmacht auf einen respectabeln Fuß. Alle seine Entwürfe und Ideen waren groß. Er besaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war langsam in seinen Entschließungen, aber schnell in der Ausführung. Das span. Cabinet hatte ihm noch lange nachher das Ansehn zu danken, in welchem es in Europa stand. Daß er die Wissenschaften sehr beförderte, ist schon oben erwähnt worden. — X. war ein wahrhaft großer Mann. Man hat ihm nicht ganz ohne Grund Stolz, Härte und selbst Grausamkeit vorgeworfen, aber die Umstände machten ein solches Betragen bisweilen nothwendig; seine Strenge war vorzüglich gegen die Anmaßungen der Großen des Reichs gerichtet. Bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte er sich als Menschenfreund, und selbst sein Religionseifer verleitete ihn nicht zu Grausamkeiten. Als er beim Einzuge in das eroberte Oran die Menge der erschlagenen Feinde sah, vergoß er Thränen. »Es waren Ungläubige«, sagte er, »aber Menschen, die man zu Christen machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Siegs entrissen.« Sein Leben und die Geschichte seiner Staatsverwaltung ist von verschiedenen Schriftstellern beschrieben worden; s. unter andern „**Histoire du Cardinal Ximenès, par Fléchier, évêque de Nismes**“ (Amsterdam 1700); »Historie von dem Staatsministerio des Cardinals Ximenes« (Hamburg 1791).

Ximenes (Augustin Louis, Marquis de), ein bekannter franz. Dichter, aus einer ursprünglich span. Familie, geb. zu Paris d. 28. Febr. 1726, war in s. Jugend Soldat und focht in der Schlacht be Fontenai); dann bildete er sich durch den Umgang mit den ausgezeich-

netsten franz. Gelehrten des 18. Jahrhunderts; vorzüglich war er mit Voltaire eng verbunden, welcher mehrmals in die Ausgaben seiner Werke Verse von X. aufnahm. X. schrieb einige Trauerspiele; u. a. »Don Carlos«, ein Gedicht: „César au Sénat romain", und ein anderes, in welchem er den Gedanken ausführt, daß die Wissenschaften ebenso zu dem Ruhme Ludwigs XIV. beigetragen haben, wie dieser Monarch zu ihren Fortschritten. Zwei „Discours" von ihm, der eine zum Lobe Voltaire's, der andere über den Einfluß Boileau's auf s. Jahrhundert, werden geschätzt. Auch schrieb er „Lettres sur la Nouvelle Héloise de J. J. Rousseau.". Seine Werke erschienen 1772 und 1792, die spätern u. d. T.: „Condicile d'un vieillard". X. war ein Anhänger der Sache der Revolution, aber ohne Leidenschaft und Eigennutz; auch nahm er an den Ereignissen keinen Theil, noch bekleidete er öffentliche Aemter. Zuletzt schrieb er einen „Discours au Roi", und starb zu Paris d. 4. Juni 1815.

Ximenes (Leonardo), ein berühmter Mathematiker, welcher zu Florenz am 3. Mai 1786 in einem Alter von 65 J. starb, hat sich besonders um die Hydraulik und Astronomie verdient gemacht.

Xuthus, der dritte Sohn Hellens und der Orseis. Da er bei der Theilung von seinem Vater übergangen und von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben worden, ging er nach Attika, wo er dem Erichtheus gegen die Eleusinier Beistand leistete und sich mit dessen Tochter Kreusa (s. d.) vermählte, von seinen Schwägern aber nach der Gründung der attischen Vierstädte vertrieben wurde. Seine Söhne waren Achäus und Jon (s. d.).

Xylharmonikon (gr.), ein von Uthe erfundenes, dem Clavicylinder (s. d. A.) des Dr. Chladni ähnliches Tasten-Instrument, nur daß dort die Stäbe von Holz durch eine Walze in Bewegung gesetzt werden. Der Erfinder (ein geschickter Orgelbauer) in Hohl-

städt bei Sangerhausen) hatte zuerst, nach Art des Chladni'schen Euphons (s. d. A.), statt der gläsernen Stäbe, hölzerne horizontalliegende angebracht, welche mit gepülvertem Harze und zwar durch Handschuhe gestrichen wurden; diesen seinen ersten Versuch nannte er Xylosistron. Er verbesserte es jedoch in der Folge und versah das Instrument mit einer Claviatur — es hatte jetzt einige Aehnlichkeit mit der Dittanaklasis, war jedoch weit kleiner. Der Klang ist überraschend stark und voll, in den mittleren Tönen am meisten der Harmonika ähnlich, aber beträchtlich stärker und aushaltender.

Xylographie s. Holzschneidekunst.

Xystus hieß bei den Griechen der Ort, wo Ringer und Fechter ihre Uebungen zu halten pflegten. Bei den Römern war Xystus der bedeckte Gang, wo Winter und Sommer die Fechter sich üben konnten; hingegen Xistum ein offener Spaziergang wo jene nur im Sommer und bei guter Witterung die Uebungen anstellten. Daher Xystici, jene Fechter; Xystarchä, die Lehrmeister und Aufseher über sie. — Endlich nennt man auch Xystus die langen bedeckten Gänge in großen Gebäuden: z. B. die sogenannten Kreuzgänge in Klöstern ꝛc.

Y, ein aus dem Griechischen aufgenommener Buchstabe, der seinen griechischen Namen Ypsilon behalten hat, zu den Selbstlautern gehört und völlig wie unser i klingt. In ursprünglich griech. Wörtern und Namen wird er mit Recht beibehalten, dagegen kann er in allen deutschen füglich mit i vertauscht werden. In griech. Form Υ nennt man ihn auch den pythagoräischen Buchstaben, weil die Pythagoräer damit das Hervorgehen des Duas aus der Monas, oder die heilige

Drei, nach Andern die Geneſung (ὑγιεια), oder den Scheideweg des Lebens damit bezeichnet haben ſollen. Man nennt ihn auch den Drudenfuß.

Y, das (ſprich Ei), auch Ya, iſt ein Meeresarm, der aus dem Zuiderſee in die niederländiſche Provinz Holland tritt, und die natürliche Trennung zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Holland bildet. Aus dem Y führt ein Canal Amſterdam gegenüber nach Edam und Horn.

Yang-the-Kian, gemeiniglich Kiang, der große Fluß, auch der blaue Fluß genannt, iſt der größte Strom in China und überhaupt einer der größten Aſiens, deſſen Lauf auf 400 Meilen geſchätzt wird. Er entſpringt wahrſcheinlich in der unter chineſiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Provinz Sifan und tritt, nachdem er über gewaltige Felsbänke und zwiſchen enge Felſenpäſſe ſich durchgedrängt hat, als ein ruhiger, ſanfter Strom in die chineſiſche Ebene ein. Seine Quelle iſt noch nicht genauer bekannt, indem noch kein Europäer dieſe Gegenden betreten hat. Seine Waſſermaſſe wird durch die beträchtlichen Nebenflüſſe Yalong, Mitsho, Yan, Han, Yuen, Yon und Kan vergrößert. Er fließt anfangs von ſeiner Quelle aus ſüdlich bis Yunnan, wendet ſich dann nach N.-O. durch die Provinz Setſchuen und Houguang, wo er den Landſee Tong-ting-hu bildet, tritt in die Prov. Kiangnan, läuft bei Nanking vorbei und ergießt ſich dann durch eine 15 Meilen breite Mündung in das chineſiſche Meer. 5 Meilen von ſeiner Mündung liegt die 20 Meilen lange und 5 — 6 Meilen breite Inſel Tſongming.

Yarmouth, eine regelmäßig gebauete und befeſtigte Stadt in der engl. Grafſchaft Norfolk (Norfolkſhire) am deutſchen Meere, auf einer Halbinſel zwiſchen der See und dem Fluſſe Yare, deſſen Mündung (mouth) einen guten Hafen bildet. Sie heißt auch Great

Yarmouth, im Gegensatze von Little (Klein) Yarmouth, das gegenüber in der Grafschaft Suffolk liegt, und wohin eine Brücke führt. Diese Stadt zählt 154 Straßen, 3200 Häuser uud 18,000 Einw., die einigen Handel mit dem Auslande, vorzüglich mit den Ostseehäfen, mit Holland, Portugal und dem mittelländischen Meere treiben. Nach Norwich werden über Yarmouth viele Güter eingeführt, und ebenso die eignen Fabrikate von da ausgeführt. Die Küstenfahrt besteht in der Einfuhr von Steinkohlen und Ausfuhr von Korn, Malz und Worstedzeuchen. Nach Grönland werden einige Schiffe auf den Wallfischfang geschickt, auch gehen Schiffe aus, um Kabeljau zu fangen. Eine Hauptnahrung der Einwohner besteht jedoch seit den ältesten Zeiten in der Herings- und Makrelenfischerei. Den ganzen Monat Oct. hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine sehr wichtige Perlenfischerei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangenen Heringe ist gewöhnlich außerordentlich groß, und sie werden von hier auf 40 — 50 Schiffen nach Spanien, Portugal und verschiedenen Häfen Italiens verführt. Zu den ausgezeichneten Gebäuden gehören die Nikolaikirche, das Theater, das Fischerhospital, das Zuchthaus, das Rath- und Zollhaus. Es ist auch ein Seebad hier vorhanden.

Yeoman, in England ein Mann, der ein freies, freies Landgut besitzt, welches ihn im Range unmittelbar der Gentry nachsetzt. Sonst waren 250 Mann der königl. Leibwache aus diesem Stande, daher noch jetzt die königl. sogen. Schweizergarden, welche jedoch nicht, wie in Frankreich, aus wirklichen Schweizern bestehen, etwa 200 Mann stark sind, und sich durch ihre seltsame, altväterische Uniform auszeichnen, **Yeomen of the Guard** genannt werden. Sie thun keine eigentlichen Kriegsdienste, beziehen nur die Wache im Tower und scheinen Nichts als eine Art von Polizeisoldaten zu sein.

Yermak, auch Jermak, der Eroberer Sibiriens, s. Stroganoff.

Yermoloff, s. Jermoloff (Alexei Petrowitsch).

Ygdrasil (nord. Myth.), der Baum der Zeit, die heilige Esche unter deren Wurzeln Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vergraben liegen.

Ymer (nord. Myth.), der Vater der Eisriesen, Rymthursen (der abgesagten Feinde der Götter), welcher noch vor der Welt aus gefrorenen Dünsten entstand. Er wurde von Wodan und Wale getödtet und von seinem Blute wurden alle Riesen ersäuft; aus seinem Fleische ward die Erde, aus seinem Schweiße das Meer, aus seinen Knochen die Felsen, aus seinen Haaren das Pflanzenreich, aus der Hirnschale der Himmel, aus dem Gehirn die Wolken ꝛc.

Yorik, s. Sterne (Lorenz).

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), Bruder des Königs Georg IV. von Großbrittanien, geb. d. 16. Aug. 1763, wurde schon am 27. Febr. 1764 zum Fürstbischof zu Osnabrück postulirt, und regierte das Land von 1782 — 1802. 1811 ward er zum zweiten Male zum Generalissimus der brit. Landmacht ernannt; auch war er kaiserl. östr. Feldmarschall, Großmeister des Bathordens, und hatte außer einer Rente von 18,000 Pf. wegen des abgetretenen Bisthums Osnabrück ein Einkommen von 24,000 Pf. In einem Alter von 1[illegible] Jahren kam er nach Berlin, um den preuß. Kriegsdienst zu lernen. Hier vermählte er sich 1791 mit Friederike, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen Tochter (gest. d. 6. Aug. 1820), und kehrte hierauf nach London zurück. Er wohnte zu Oatlands-Park bei London und ward nach dem Tode der Prinzessin Charlotte (6. Nov. 1817) Kronerbe, starb aber kinderlos d. 5. Jan. 1827. Sein öffentl. Leben hat ihn mehr als einmal der strengsten Beurtheilung, selbst im Parlament

bloßgestellt. 1793 erhielt er den Befehl über das britische Heer in Flandern, welches zu der großen Armee unter dem Prinzen v. Koburg gehörte. Unter ihm diente Sir Ralph Abercrombie, Sir Will. Erskine und andere Officiere mit großer Auszeichnung; allein der Feldzug hatte, bei den Fehlern des allgemeinen Plans, keinen glücklichen Erfolg. Der Herzog nahm Valenciennes nach einer Belagerung von 6 Wochen. Die unglückliche Unternehmung gegen Dünkirchen kann ihm nicht zur Last gelegt werden. Sie war von Oesterreich mit dem brit. Cabinet verabredet, um dadurch das Parlament zu gewinnen, daß England als Hauptmacht an dem Kriege Theil nähme. Nach Playfair („Polit. portraits", 1 Th., London 1813) sollen selbst Officiere vom Generalstabe des Prinzen v. Koburg, aus Unzufriedenheit darüber, daß Valenciennes, zu dessen Einnahme vorzüglich die Oesterreicher beigetragen hatten, den Briten übergeben wurde, der Unternehmung auf Dünkirchen entgegengewirkt haben. Wenigstens äußerten die Oesterreicher ihre Freude, als die Engländer unter dem Herzog von York die Schlacht von Hondschoote bei Dünkirchen gegen Houchard (8. Sept.) verloren, und 4000 Mann eingebüßt hatten. Der Feldzug von 1794 endigte so, daß der Herzog sich einschiffen mußte. 1795 ward er zum Oberfeldherrn der britischen Heere ernannt. Er stellte viele Mißbräuche ab, traf manche gute Einrichtung und ward, wegen seines milden Betragens dabei, von der Armee geliebt. 1799 befehligte er die Expedition nach Holland, an der ein russ. Hülfscorps unter dem General Essen Theil nahm. Zwar ergab sich die holländ. Flotte dem Viceadmiral Mitchel, und der Herzog landete im Helder, aber zu spät. Es hatte nämlich an Transportschiffen gefehlt, um 30,000 M. zu gleicher Zeit übersetzen zu können. Auch waren ohne die Schuld des Herzogs Zeit und Ort schlecht gewählt. Man landete in einer ungünstigen Jahreszeit (Ende Aug.) und, statt tiefer südlich, in Nordholland.

Das Wetter war nachtheilig, und die Russen (behaupten die Engländer) thaten ihre Schuldigkeit nicht. Daher siegte Brune an der Spitze des franz.-holländ. Heer bei Bergen (19. Sept.) über die Verbündeten. Zwar griff der Herzog den Feind am 2. Oct. bei Alkmar wieder an und drängte ihn zurück; allein er benutzte diesen Vortheil nicht, und ward daher am 6. von Brune zurückgeschlagen. Hierauf kam den 18. eine Capitulation zu Alkmar zu Stande, nach welcher die Engländer 8000 Kriegsgefangene zurückgaben und das Gebiet der Republik räumten. Der Herzog übernahm hierauf wieder die Leitung des Heerwesens. Allein seine Verbindung mit Mistreß Clarke wurde für seinen Ruf sehr nachtheilig. Als er mit dieser listigen Frau Bekanntschaft machte, hielt er sie für eine Witwe. Sie wußte ihn lange zu täuschen; sobald er aber erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, brach er allen Umgang ab, beging jedoch den Fehler, ihr eine Pension von 400 Pf. zu verweigern. Sie schloß sich daher an ein Mitglied des Unterhauses, den Obersten Wardle, an, welcher den Plan entworfen hatte den Herzog in der öffentlichen Meinung zu verderben. Unterstützt von mehren Unzufriedenen welche sich zurückgesetzt glaubten, trat er den 27. Jan. 1809 als Ankläger gegen den Herzog auf, und verlangte eine Untersuchung seines Betragens als Oberbefehlshaber. Er warf ihm vor, daß er bei Vergebung der Militairstellen, Pensionen ꝛc. Mißbräuche geduldet, Bestechungen zugelassen und besonders durch den Einfluß seiner Buhlfrau, der Mad. Clarke, sich habe leiten lassen. Die Anklage fand vor dem Unterhause statt, und der Kanzler der Schatzkammer bestand auf den Fortgang der Untersuchung. Die Clarke erschien mehrmals vor dem Unterhause persönlich. Sie gestand ein Geld empfangen zu haben, um Beförderungen zu unterstützen; allein der Herzog habe ihr dazu die Erlaubniß gegeben. Ihre frechen Antworten belustigten das Publicum und schadeten dem Herzog in der

öffentlichen Meinung, ohne irgend einen erheblichen Klagepunkt zu beweisen. Vielmehr wurde der Herzog mit einer Mehrheit von 278 Stimmen gegen 196 freigesprochen, als habe er selbst keinen Antheil an den vorgefallenen Bestechungen und Unregelmäßigkeiten genommen. Dennoch drang Wardle auf die Motion, von dem Könige die Absetzung des Herzogs als Befehlshabers der Landarmee zu verlangen. Zwar wurde diese Adresse durch die Stimmenmehrheit verworfen, allein der Herzog fand für gut, den 20. März 1809 seine Stelle freiwillig niederzulegen. Doch schon d. 25. Mai 1811 setzte ihn sein Bruder, der damalige Prinz-Regent, in die Stelle eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers der gesammten brit. Landmacht wieder ein. Indeß war die Ursache seiner Entlassung, seine Verbindung mit Mistreß Clarke, die unter dem Schutze seiner Gunst Handel mit Militairstellen und Pensionen getrieben haben sollte, noch in frischem Andenken. Daher trugen d. 6. Jun. Lord Milton und Francis Burdett im Unterhause auf den Beschluß an: »Es scheine dem Unterhause sehr unschicklich, daß die Räthe des Prinz-Regenten diesem die Wiederernennung des Herzogs zum Generalcommando vorgeschlagen«; allein ihr Antrag wurde, da die Grenville-Fox'sche Partei dem Prinzregenten ergeben war, mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. Das Volk unterhielt sich dagegen mit Spottgedichten auf die Prinzen des königl. Hauses. Uebrigens wird jeder Unbefangene sich leicht überzeugen können, daß der Herzog nicht für einzelne vielleicht vorgefallene Unordnungen verantwortlich sein kann. Es ist schon ein großes Verdienst, daß bei einem Heerwesen von 200,000 M. und 5000 Officieren diese Ordnung und dieser zweckmäßige Haushalt, wie er wirklich im Ganzen vorhanden ist, eingeführt und erhalten wurde. Immer bleibt es das größte Lob für den Herzog, daß er niemals von seiner Gewalt als Oberbefehlshaber einen strengen Gebrauch gemacht oder Härte ver-

schuldet hat. Vielmehr legte ihm die allgemeine Stimme Milde und Mäßigung bei. Das Parlament hat ihm daher mehrmals, z. B. 1814, den Dank der Nation für seine gute Militairverwaltung bezeugt. Vgl. das „Memoir of the Duke of York“. von Walter Scott (s. »Zeitgenossen«, dritte Reihe, I, 2.).

York, Graf v. Wartenburg, k. preuß. Feldmarschall, Ritter aller preuß. und vieler fremden Orden. Wir beklagen den Mangel an zuverlässigen Materialien, der uns hindert, etwas Bestimmtes über die frühern Begegnisse dieses ausgezeichneten Feldherrn mitzutheilen, dessen Leben wir nur seit 1806 zu schildern vermögen. Er war damals Oberst und Commandeur en Chef des Jägercorps, und befehligte in dem Feldzuge d. J. erst die Avant-, später die Arrieregarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den Unfällen an der Saale so geschickt deckte, daß die nachdrängende feindliche Übermacht keinen Vortheil erlangen konnte. Im Gefecht bei Wahren in Mecklenburg verwundet und nach Preußen gebracht, entging er dem Schicksale des Blücher'schen Heers bei Lübeck und fand dort eine Anstellung. Bei der neuen Bildung des preußischen Heers (1808) ward er als Generalmajor zum Inspecteur sämmtlicher leichten Truppen ernannt. 1812 bei dem preuß. Hülfscorps *) unter dem Generallieut. v. Grawert angestellt, erhielt er dessen Oberbefehl, als jener General wegen Kränklichkeit denselben niederlegte. — Dieser Feldzug führte zwar einige hitzige Gefechte herbei, aber schwieriger ward die Lage des Generals, als Bonaparte dem 10. Corps den Rückzug nach der Memel befahl; er führte hier die 3. Colonne, welche, di

*) Es bildete dieses 20,000 M. starke Corps mit der aus Polen, Baiern und Westfalen zusammengesetzten Division Grandjean das 10. Corps unter dem Marschall Macdonald, bestimmt, den linken Flügel des franz. Heeres zu decken und gegen Riga zu operiren.

Nachhut bildend, am 20. Dec. 1812 von Mitau abzog, verfolgt von den Abtheilungen der Generale Witgenstein und Paulucci, die am 27. bereits in Memel einrückten, während ihre Vordertruppen sich bereits an der Memel ausbreiteten. Nicht sowol das Kritische dieser Lage, welche durch der Truppen erprobte Tapferkeit hätte verbessert werden können, als vielmehr ein Blick auf die politischen Verhältnisse veranlaßten den General v. Y. zu der bekannten Convention vom 30. Dec. 1812, kraft welcher sich das preuß. Corps von den Franzosen trennte, und unabhängig neutrale Quartiere bezog (s. darüber Seydlitz's »Tagebuch der preuß. Armeecorps im Feldzuge 1812«, Berlin 1823). Dieser Schritt, der gleichsam das Zeichen zur allgemeinen Bewegung in ganz Preußen gab, ward zwar zuerst von dem Könige, noch durch wichtige Rücksichten beengt, scheinbar gemißbilligt, aber bald genug durch die Stellung, die der Staat annahm, auf das glänzendste gerechtfertigt. Der General hat durch diesen fürwahr nicht leichten Entschluß ebenso sehr seine Umsicht und Charakterstärke beurkundet, als zu dem großen Befreiungswerke wesentlich beigetragen und zu den nachherigen Ereignissen kühn die Bahn gebrochen. Nachdem das geschmolzene Corps in Preußen wieder möglichst vollständig gemacht und ausgerüstet worden, führte er es an die Elbe, wo es zuerst bei Danigkow (5. April 1813) gegen die aus Magdeburg vorgedrungene Armee des Vicekönigs von Italien siegreich focht. Darauf theilte es in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen die rühmlichen Anstrengungen des verbündeten Heeres und kämpfte am Tage vor letzterer Schlacht (19. Mai) bei Weissig mit ruhmwürdiger Ausdauer gegen das überlegene 5. franz. Armeecorps unter Sebastiani. Während des Waffenstillstandes beträchtlich verstärkt und als erstes Corps der preuß. Armee dem schlesischen Heere unter Blücher zugetheilt, nahm es entscheidenden Antheil an dem Siege an der Katzbach (26. Aug.).

Der General erfocht darauf (3. Oct.), als völlig selbstständig zu betrachten, den Sieg über Bertrand bei Wartenburg (s. d.), in dessen Folge das schlesische Heer auf das linke Elbufer überging. Es ist bekannt, daß er von dieser glänzenden Waffenthat den Ehrennamen Graf York v. Wartenburg führt. Ebenso selbstständig ist sein Verdienst in der Schlacht bei Leipzig, da bei dem am 16. bei Möckern über Marmont erkämpften Siege des schlesischen Heers sein Corps ausschließlich den wichtigen, hartnäckig vertheidigten Punkt Möckern eroberte. Eine genauere Schilderung dieses mörderischen Gefechts würde hier zu weit führen; wer aber den Gang desselben genau kennt, wird sich sagen, daß nur eine so unerschütterliche Festigkeit, wie sie den General v. Y. auszeichnet, den Sieg fesseln konnte. Am 18. vom Schlachtfelde abmarschirt, drängte er schon wieder am 20. die fliehenden Feinde bei ihrem Übergange über die Unstrut bei Freiburg. Als die verbündeten Heere darauf siegreich in Frankreich eingedrungen waren, fand der General zuerst wieder bei Montmirail (11. Febr. 1814) Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf aufs neue und um so sicherer zu beurkunden, da es hier die Rettung eines Verbündeten galt. Der General Sacken hatte sich zu voreilig in ein Gefecht mit Bonaparte eingelassen, das allgemach seine völlige Niederlage herbeiführen mußte, als der General Y. auf dem Schlachtfelde erschien und durch seine Anordnungen das Gefecht, wiewol mit eignem großen Verlust, in soweit wieder herstellte, daß Sacken wenigstens vom gänzlichen Untergange gerettet ward. Ein nicht geringeres Verdienst erwarb er sich in der Schlacht bei Laon (9. März). Denn in Gemeinschaft mit dem General v. Kleist unternahm er den — nicht angeordneten, sondern bloß genehmigten — nächtlichen Angriff auf den franz. rechten Flügel, der die Zerstreuung des Corps von Marmont und Arrighi zur Folge hatte, der Schlacht erst einen entscheidenden Charakter gab, und unter andern

Umständen die Vernichtung Bonaparte's herbeigeführt haben würde. Wenn dies auch bisher noch nicht im Publicum so gewürdigt worden zu sein scheint, so hat sein König den Werth der That hinlänglich durch die Verleihung des Großkreuzes des eisernen Kreuzes anerkannt, welches nach den Statuten bloß der General erhalten kann, der als Oberbefehlshaber eine entscheidende Schlacht gewinnt. Nach der Eroberung von Paris folgte der General dem Monarchen nach England, ward zum Grafen York v. Wartenburg erhoben, mit einer ansehnlichen Dotation beliehen und zum commandirenden General in Schlesien und dem Großherzogthum Posen ernannt. Der Krieg, den Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich veranlaßte, rief ihn zwar an die Spitze des 5 preuß. Armeecorps, das sich an der Elbe und Saale sammelte, aber der Umstand, daß dieses Corps zu einer friedlichen Unthätigkeit verdammt blieb, mag wol ebenso wie einige Kränklichkeit veranlaßt haben, daß er dessen Oberbefehl niemals wirklich übernahm. — Er erlitt zu dieser Zeit einen schmerzlichen, auf seine Gemüthsstimmung gewiß einflußreichen Verlust durch den Tod des einzigen Sohnes, der als Officier im brandenb. Husarenregiment in dem unglücklichen Cavaleriegefecht bei Versailles (1. Juli 1815) nach der rühmlichsten Gegenwehr, mehrfach verwundet, wenige Tage darauf starb. Im Gefolge dieser Umstände bat er nach der Rückkehr des Königs um seine Entlassung, die ihm endlich bewilligt ward. Er lebt seitdem in stiller Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Schlesien. Am 5. Mai 1821 wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt.

York, Yorkshire, die größte Grafschaft Englands, mit dem Titel eines Herzogthums (275 □M., mit 979,000 Einw.). Die Hauptst. York, das alte Eboracum der Römer, ist dem Range nach die 2. in England (53° 57′ 45″ Br.), liegt an der Ouse, hat 2480 H. und 18,900 Einw. Die Kathedrale ist die größte Kirche von alt-

deutscher Bauart in England (524 F. lang, 222 F. breit, 180 F. hoch). Das alte von Richard III. erbaute Schloß ist jetzt ein Gefängniß. Der Major von York hat den Titel Lord, wie der zu London; die Stadt ernennt 2 Deputirte im Unterhause. Der Erzbischof von York der 2. in England, hat s. Sitz in Bishopstown. Bei York werden berühmte Wettrennen gehalten. Unweit von der Stadt ist das gut eingerichtete Irrenhaus für Quäker, Retreat genannt.

Young (Arthur), dem die Welt für die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse mehr verdankt als irgend einem Schriftsteller, wie sich der Irländer Kirwan zu enthusiastisch ausdrückt, ward in London 1741 geb. und starb daselbst 1820. Ursprünglich zum Kaufmann gebildet, sah er sich durch den Tod seiner Schwester, mit deren Mann er in Geschäftsverbindung kommen sollte, in eine andere Laufbahn gewiesen. Er begann daher, 17 J. alt, als Schriftsteller im politischen Fache aufzutreten, und als er den Pacht eines mäßigen Landgutes übernommen hatte, machte er sich als ökonomischer Schriftsteller bekannt. Bei verschiedenen Reisen durch England, die er in landwirthschaftlicher Hinsicht unternahm, hatte er Gelegenheit, mannigfaltige Beobachtungen zu machen, die er dann mit immer größerm Beifalle zu Tage förderte. Ein neues Werk folgte dem andern, und die Liebe zum Ackerbau unter den Gebildeten, die Lust zu Versuchen, nahm dadurch immer mehr in ganz England zu. Spätere in gleicher Absicht unternommene Reisen nach Frankreich, Spanien und Irland hatten neue ähnliche literarische Arbeiten zur Folge. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich durch Beispiel und Schriften um den Anbau der Futterkräuter, und als Secretair der 1793 gestifteten Ackerbaugesellschaft. Sie ehrte ihn 1808 mit einer goldenen Denkmünze für seine »vieljährigen Dienste im Landbau«. Die vorzüglichsten Schriften Y.'s sind alle ins Deutsche übersetzt. Ein Werk von ihm, das

alle während eines Zeitraums von 50 Jahren gemachten Beobachtungen und Versuche enthält, ist nach Handschrift und dürfte erst gedruckt werden, wenn sein Sohn aus der Krim zurückkehrt, wo er seit 1804 ein Landgut von 10,000 Morgen zur Belohnung für die von ihm gefertigte statistische Übersicht der Statthalterschaft Moskwa erwarb.

Young (Edward), ein bekannter englischer Dichter, Sohn eines Landpredigers in Hampshire, geb. zu Upham bei Vincaster 1681, studirte zu Oxford die Rechtswissenschaft, und wurde daselbst 1719 Doctor der Rechte. Er beschäftigte sich frühzeitig mit der Dichtkunst und gab von 1719 an nach und nach 3 Trauersp.: »Busiris«, »Die Rache« und »Die Brüder« (letzteres von J. H. Schlegel deutsch übersetzt 1764), heraus, welche mit Beifall aufgenommen wurden, aber auch den Fehler seiner spätern Gedichte haben, daß sie zu bilderreich und sententiös sind. Auch versuchte er sich in einigen moralischen und religiösen Gedichten, endlich auch in der Satyre. Da Y. mehr Neigung zur Theologie hatte, so trat er in den geistlichen Stand und wurde 1728 Capellan König Georgs II. 2 Jahre später erhielt er eine sehr einträgliche Pfarrstelle und verheirathete sich. Der Tod seiner Gattin und ihrer beiden Kinder erster Ehe versetzte ihn in eine wehmüthige Stimmung und gab Veranlassung zu seinem berühmten Gedichte, »Nachtgedanken« („The complaint or night-thoughts", London 1741 und öfter), das mit großem Beifall aufgenommen wurde. Durch Ebert's meisterhafte Übersetzung ward es auch in Deutschland bekannt und weckte ein Heer von Nachahmern, welche in steifer poetischer Prosa schwülstige Gedanken zu Tage förderten. Die Periode, da Y.'s schwermüthige Poesien in Deutschland Lieblingslecture waren, ging der überspannten Werther'schen und der empfindelnden Siegwart'schen voran. Außer jenen Gedichten schrieb Y.: »Satyren auf die Ruhmbegierde«, und den »Centaur, oder über das Modeleben«,

nebst einigen kleinen Aufsätzen und Gedichten. Die erstern sind ebenfalls von Ebert, mit den »Nachtgedanken« zugleich, übersetzt worden, unter dem Titel: »Dr. E. Young's Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, in 9 Büchern, nebst dessen Satyren auf die Ruhmbegierde, übersetzt von J. A. Ebert« (Braunschw. 1760 — 71, 5 Bde.), ferner vom Grafen v. Bentzel-Sternau (Frankfurt a. M. 1825) und von M. H. A. Schmidt (Dresden 1825). — Y. starb in seiner Pfarrei zu Wetwyn 1765. Er war ein Mann von Talent, wahrer Religiosität und liebenswürdigen Sitten. Sein ganzes Wesen war zum Feierlichen gestimmt, und alle seine Handlungen hatten diesen Anstrich. Über seinen Werth als Dichter mag hier folgendes strenge, aber ziemlich richtige Urtheil eines engl. Kunstrichters stehen. »Die Natur hatte Y. eine reiche Fülle eines lebhaften und originellen Geistes gegeben. Er war vielseitig und unerschöpflich an Hülfsmitteln. Aber diese Vorzüge wurden durch entgegengesetzte Fehler gemindert. Beispiele von Mangel an richtiger Beurtheilung und von einem fehlerhaften Geschmack finden sich nicht selten bei ihm. Oft spinnt er einen starken und glänzenden Gedanken mit ermüdender, ins Kleinliche gehender Weitläufigkeit bis zum äußersten Ende aus; er scheint den ganzen Umfang seines Gemüths haben zeigen zu wollen, um ganz entfernte Bilder und Gedanken zu vereinigen, die nur durch die größte Mühe mit einander verbunden werden konnten. Seine glühende Einbildungskraft durchbricht die Schranken der Kritik, und er verliert sich bisweilen in Schwulst, gerade wenn er glaubt, recht erhaben zu sein«.

Ypern (Ypres), Stadt und Festung in der niederländ. Grafschaft Westflandern, am Yperle, mit 15,300 Einw., welche Spitzen-, Leinwand- und Wollfabriken betreiben. Ypern ist durch einen Canal mit Brügge, Ostende und Nieuport verbunden.

Ypsilantis (sprich Hypsilantis), eine altgriechische, von den Komnenen abstammende Fanariotenfamilie zu Konstantinopel, welche die Hospodarenwürde in der Moldau und Walachei mehrmals bekleidet hat. Der Großvater der in der neuesten Zeit bekannt gewordenen Fürsten Alexander und Demetrius, wurde auf Befehl der Pforte unter fürchterlichen Martern hingerichtet. Der Urgroßvater und der Oheim hatten den Tod durch die seidene Schnur erhalten. Der Vater, Konstantin Ypsilantis, Hospodar der Walachei, wurde von der Pforte 1805 abgesetzt, auf Rußlands Verlangen aber wieder eingesetzt. Dieser aufgeklärte und kluge Mann war in seiner Jugend in Wien gewesen, wohin ihn Joseph II. eingeladen hatte. Der Monarch behandelte ihn mit väterlicher Güte und weckte zuerst in geheimen Unterredungen mit ihm die Hoffnung einer bessern Zukunft in seiner Brust. Als Rußland 1806 der Pforte mit Krieg drohte, erfuhr er durch seine Agenten in Konstantinopel, daß sein Kopf in Gefahr schwebe; er flüchtete daher mit seiner Familie nach Jassy, wohin er auch bereits den größten Theil seiner Schätze und seine ausgewählte Bibliothek in Sicherheit hatte bringen lassen. Der in die Moldau eingerückte General Michelson nahm ihn in seinen Schutz, und die russische Regierung wies ihm und seiner Familie Kiew zu ihrem Wohnsitze an. Bei dem Vordringen der Russen in die Walachei hoffte er dieses Fürstenthum unter Rußlands Schutz wieder zu erhalten; in dieser Absicht begab er sich dahin und bewaffnete die Walachen gegen die Türken, konnte aber statt 40,000 M., die der russische Feldherr von ihm verlangte, nur 5000 M zusammenbringen. Das russ. Hülfscorps war daher zu schwach, und Y. mußte sich über Siebenbürgen nach Rußland flüchten, wo er um 1816 zu Kiew gestorben ist. Die vorzüglichsten Schriften dieses ebenso gelehrten als thätigen Fürsten sind: »Anekdoten über das Serail«; »Nähere Umstände des türkisch-

östreich. Krieges«; eine Übersetzung des Anakreon in italienische, des Hesiod und des Pindar in franz. Verse, und mehre Werke in türkischer Sprache. Seine Söhne traten in russische Dienste. — Der älteste, Alexander, kais. russ. Generalmajor und Adjutant des Kaisers, geb. am 12. Dec. 1792 zu Konstantinopel, ging 1805 mit seinem Vater nach Petersburg, und trat als Officier in die Chevaliersgarde. Er kämpfte mit Auszeichnung bei Polozk 1812; als er noch Rittmeister in dem Grodno'schen Husarenregimente war, riß ihm in der Schlacht bei Dresden, d. 27. Aug. 1813 eine Kartätschenkugel die rechte Hand ab. 1814 hielt er sich einige Zeit in Weimar auf, wo seine Schwester mit dem Grafen v. Edling vermählt ist, die Beide gegenwärtig in Südrußland leben. Um dieselbe Zeit ernannte ihn der Kaiser in Wien zum Obersten und zu seinem Adjutanten; 1817 erhielt er das Commando einer Husarenbrigade und wurde Generalmajor. Auf einer Badereise 1820 lernte er die Hetairia (s. d.) kennen. Er trat in diesen Bund, und in der Folge sogar an die Spitze desselben. Als er sah, daß der Ausbruch des Aufstandes nicht mehr verschoben werden konnte, er vielmehr, nachdem einer seiner Boten in Servien verhaftet worden war, die Entdeckung des ganzen Planes befürchten mußte, entschloß er sich zu der gewagten und in seiner Stellung als russischer Officier und Unterthan durchaus strafbaren Unternehmung, in der Moldau die Fahne des Aufstandes aufzupflanzen. Er ging mit wenigen Begleitern über den Pruth und schlug am 23. Febr. a. St. (7. März) 1821 in der Hauptstadt der Moldau, zu Jassy, unter den Augen des Hospodaren, Michael Suzzo (s. d.), einen Aufruf an, in welchem er verkündete, daß an diesem Tage Griechenland die Fackel der Freiheit angezündet, und das Joch der Tyrannei abgeworfen habe (s. Griechenaufstand). Dieser Schritt Y.'s hing mit dem Plane eines allgemeinen Aufstandes zusammen, der in Mo-

rea, auf den Inseln und in Konstantinopel gleichzeitig ausbrechen sollte. Durch den Einfall in die Moldau hoffte Y. die Hauptunternehmung zu begünstigen. Die Beschleunigung des Aufstandes war zum Theil auch durch die Unternehmung des Theodor Wladimiresko herbeigeführt worden. Dieser rohe, aber äußerst tapfere und verwegene Walache hatte mit einem Haufen Arnauten, nach dem Tode des Hospodaren der Walachei, Alex. Suzzo (30. Jan. 1821), die walachischen Bauern und Panduren zu den Waffen gerufen, um durch den russischen Schutz, wie er vorgab, die Herstellung der alten Rechte des Landes von der Pforte zu erlangen. Auch Y., der übrigens mit Wladimiresko in keiner Verbindung stand, gab seinen Begleitern und allen Hetairisten, die zahlreich aus Rußland und Deutschland zu ihm eilten, die Versicherung, daß Rußland die Sache Griechenlands unterstützen werde. Allein die Militairinsurrectionen in Italien, weßhalb der Congreß zu Laibach versammelt war, bestimmten den Kaiser Alexander, dem Völkerrechte gemäß, das eigenmächtige Unternehmen der Hetairisten öffentlich zu mißbilligen, und den Anführer derselben, den Fürsten Alex. Y., zur Verantwortung zu ziehen. Da derselbe nicht gehorchte, so ließ ihn der Kaiser aus den Listen des russischen Heeres streichen. Es hatte nämlich der russische Consul in Jassy schon am 9. April 2 Kundmachungen erlassen, durch die er den Fürsten Y und dessen Anhänger, im Namen des Souverains aufforderte, sogleich nach Rußland zurückzukehren, alle Moldauer aber zur Ruhe und zum Gehorsam gegen die Pforte ermahnte. Mich. Suzzo mußte hierauf (11. April) die Moldau verlassen, und die Bojaren sandten Abgeordnete an die Pforte, mit der Bitte, ihnen einen andern Hospodar zu geben, indem sie die Versicherung hinzufügten, daß sie den Aufstand selbst unterdrücken würden. Y. war schon auf dem Marsche nach Bucharest, als er dies erfuhr. Er und seine Schaar (etwa

5000 M.) beharrten standhaft auf der Fortsetzung ihres Unternehmens. Am 10. April hielt er seinen Einzug in Bucharest, welche Stadt Wladimiresko, der sich mit Y. nicht vereinigen wollte, mit seinen Panduren kurz zuvor verlassen hatte. Hierauf zog sich jener den 12. April nach Tergowist, wo er seine Zeit verlor, während Wladimiresko mit der Pforte unterhandelte. Die Bojaren selbst hatten sich aller Theilnahme an Y.'s Unternehmen enthalten, und viele derselben mit Weibern, Kindern und Schätzen nach Siebenbürgen geflüchtet, weil ihnen die Familien der Fanarioten verhaßt waren. Wladimiresko's Aufstand aber war mehr gegen die Bojaren als gegen die Pforte gerichtet. Beide Insurgentenhäupter besaßen daher nicht die Mittel, ihrer Sache Anhang und Festigkeit zu geben. Zugleich rückten 3 Paschen, der von Widdin, der von Silistria und der von Braila, mit 10,000 M. türkischer Truppen in die Walachei und Moldau ein. In Jassy, wo die Hetairisten den Bojaren die Verwaltung entrissen hatten, herrschte völlige Anarchie. Der Seraskier Jussuf von Braila schlug die Griechen am 13. Mai bei Galacz, nahm diese Stadt mit Sturm, zerstörte die griech. Flottille auf der Donau, und zwang hierauf die Hetairisten, Jassy zu räumen d. 18. Mai. Georg Kantakuzeno wich ohne Widerstand mit etwa 3000 M. nach dem Pruth zurück. Unterdessen hatte sich Wladimiresko wieder in den Besitz von Bucharest gesetzt, wo er noch immer mit den Türken unterhandelte, und dem Kiaya Mehmed, Pascha von Silistria, sogar die Stadt am 28. Mai überließ, indem er sich, nach einigen unbedeutenden Scharmützeln mit den Türken, nach Pitescht zog, um sich dem Fürsten Y. wieder zu nähern. Dieser ließ ihn aber daselbst durch den Capitain Jordaki (auch Georgakis, oder Georg vom Olympos genannt) aufheben, nach Tergowist abführen und nach einem über ihn gehaltenen Kriegsgericht als Hochverräther enthaupten (7. Juni). Dies Ver-

fahren erregte viel Unzufriedenheit, Verrath und Abfall, weil Theodor Wladimiresko Y.'s Oberbefehl nicht förmlich anerkannt hatte. Zwar schloß sich ein Theil seiner Arnauten, Walachen und Panduren an die Schaar der Hetairisten an; allein der Pascha von Braila wußte bald unter diesen Arnauten geheime Verbindungen anzuknüpfen. Als nun Y. aus seiner festen Stellung bei Rimnik gegen Dragaschan aufbrach, und sein Vortrab von 1000 M., den der tapfere Jordaki führte, von den Türken am 19. Juni angegriffen ward, da ergriffen die Walachen und Panduren die Flucht, und Jordaki mußte sich mit einigen hundert Mann auf die heilige Schaar der Hetairisten zurückziehen. Jetzt ergriff auch ein Theil der Arnauten die Flucht und gaben die aus 5 Kanonen bestehende Artillerie dem Feinde preis. In diesem Augenblicke trat ein Neffe des ermordeten Patriarchen Gregorius (s. d.) hervor und forderte seine Gefährten auf, der Welt durch freiwilligen Heldentod zu zeigen, daß ihre Sache eine heilige sei. Nun rückten die begeisterten Jünglinge in geschlossenen Gliedern gegen den anstürmenden Feind und fielen reihenweise im heiligen Kampfe. Nur Wenigen gelang es, sich mit Y. in das feste Kloster Kostia zu retten. So war Griechenlands Blüthe, seine gebildetste Jugend vernichtet. Verschiedene Befehlshaber, die gleich anfangs ihr Heil in feiger Flucht gesucht, schweiften im Lande umher und begingen die gröbsten Ausschweifungen. Alexander Y. aber gab die theils durch seine Fehler, theils durch Verrath und Zuchtlosigkeit verlorene Sache ganz auf und erließ am 20. Juni 1821 aus Rimnik eine Kundmachung, worin er den Arnautenanführer Kaminar-Sawa, als meineidigen Verräther (er war zu den Türken übergegangen), und als Urheber der allgemeinen Auflösung und Flucht, Konstantinus Dukas, Basilius Barlas, Georgius Manos, die beiden Fanarioten, Gregor Sutsos und Nikol. Skufo, öffentlich anklagte, und dem Fluche der Hellenen preisgab. Als er

selbst hierauf über die Grenze ging, ward er in Siebenbürgen verhaftet und nebst seinem Bruder Nikolaus als Staatsgefangener auf die Festung Mungatsch in Ungarn abgeführt. Von hier wurden Beide im Aug. 1823 nach der Festung Theresienstadt in Böhmen gebracht, wo man sie äußerst mild behandelte. In ihrer Gesellschaft befanden sich noch ein griech. Schiffscapitain und 4 andere griech. Officiere, die schon in Mungatsch ihre Mitgefangenen waren. Sie durften überall, innerhalb der Festung, jedoch nur an der Seite eines Platzofficiers, herumgehen, und bewohnten mehre wohl eingerichtete Zimmer. Nach jener Niederlage bei Dragaschan überlebte der heldenmüthige Georg Olympios allein das allgemeine Mißgeschick, das er vorhergesehen und vergebens zu verhindern gesucht hatte. Mit einer Handvoll Tapfern zog er sich aus der Walachei in die Moldau zurück und endete ruhmvoll seine Laufbahn in dem Kloster Kosia, dessen Trümmer seinen mit Wunden bedeckten Leichnam begruben. Die schon erwähnte Abtheilung der griech. Truppen unter dem Fürsten Georg Kantakuzeno wurde am Pruth, der Quarantaine von Skuleni gegenüber, von den Türken am 25. Juni bei Stinka angegriffen und nach 6stündigem Kampfe von der türkischen Artillerie zerschmettert. Kantakuzeno und mehre Andere suchten einen Zufluchtsort auf dem jenseitigen Ufer; ihre Untergebenen standen fest, endlich unterlagen sie mit Ehren. Der Fürst Georg Kantakuzeno (s. d.) hat sein Verhalten in einer Druckschrift zu rechtfertigen gesucht. Der tapfere Pharmaki und andere Führer unterlagen im Kampfe der Verzweiflung. Die zu den Türken übergegangenen Arnauten aber wurden, nachdem ihr Anführer Kaminar-Sawa in Bucharest am 19. Aug. von dem türkischen Oberbefehlshaber meuchlings erschossen worden war, größtentheils von den Türken in den Straßen und Häusern der Stadt niedergemetzelt. Die Moldau und Walachei blieben von den türkischen Truppen besetzt,

welche die größten Unordnungen begingen, und nicht eher als 1826 aus den beiden Fürstenthümern völlig abzogen. S. „Nouvelles observations sur la Valachie etc., suivies d'un précis historique des événemens qui se sont passés dans cette province en 1821, par un témoin oculaire, avec le plan de la bat. de Dragaschan. Par F. G. L." (Paris 1822). — Nachdem Fürst Alexander 2 Jahre in Mungatsch und 4½ Jahr zu Theresienstadt gesessen hatte, verlangte Rußland im Aug. 1827 seine Freilassung. Diese erfolgte aber erst am Ende des Novembers, sowie die seiner Mitgefangenen, und zwar unter der von Oesterreich gemachten Bedingung, daß der Fürst die östreich. Staaten nicht verlassen sollte. Alex. Y. wollte sich daher über Wien nach Verona begeben, um hier zu bleiben; allein er erkrankte zu Wien an einem alten Übel, Erweiterung des Herzens, woraus die Brustwassersucht entstand, und verschied in den Armen seines Bruders am 31. Jan. 1828, kaum 36 Jahr alt. — Während dieser Zeit hatte sich Demetrius Ypsilantis mit Vollmachten von seinem Bruder Alexander zu den Insurgenten nach Griechenland begeben. Demetrius (geb. d. 25. Dec. 1793), war 1815 als Cornet in das russische Garde-Husarenregiment getreten, und bald darauf Adjutant bei dem General Rajewsky geworden. Als Second-Capitain (so viel als Obristlieutenant bei den Linientruppen) zeichnete er sich in dem Feldzuge 1814 aus. Jetzt trat er als Befehlshaber in Morea auf, wo er, so lange die russische Partei das Übergewicht hatte, in Ansehen stand. Er führte den Vorsitz in der griech. Regierung zu Argos, wurde dann als Fürst des Peloponnes ausgerufen und zum obersten Feldherrn im Peloponnes ernannt; Ende 1822 war er Präsident des gesetzgebenden Raths. Als aber die engl. Partei emporkam, ward er 1823 seiner Anstellung enthoben, und zog sich darauf von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, nahm jedoch bei wichtigem Anlaß

thätigen Antheil und führte öfter die Truppen mit Erfolg an. So rettete er den Peloponnes bei dem Einfalle des Dram Ali, indem er sich mit einer Schaar Hellenen in die Feste Argos warf, und den übrigen Heerhaufen Zeit verschaffte, sich zusammenzuziehen. Gegen den Beschluß der dritten Nationalversammlung der Griechen zu Epidaurus, nach welchem der britische Gesandte in Konstantinopel über den Frieden zwischen der Pforte und den Griechen, auf die Basis der eigenen innern Verwaltung Griechenlands ohne Einmischung der Türken, gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs, zu unterhandeln ersucht wurde, legte Demetrius Y. am $\frac{1}{2}\frac{2}{4}$. April 1826 eine Protestation ein, worin er die Unabhängigkeit seines Vaterlandes als ein Ziel darstellte, das alle Griechen erreichen könnten und auch wollten. Als Capodistrias 1828 Präsident der hellenischen Republik geworden war, erhielt Fürst Demetrius ein Commando in Akarnanien, wo er jedoch bis jetzt nur unbedeutende Vortheile erkämpft hat. Fürst Demetrius ist von Gestalt mehr klein als groß, hat aber eine feste Haltung. Er hat mehr ein deutsches als ein griech. Gesicht, die Farbe ist blond, sein Blick verräth Kraft und Klugheit. Sein Charakter ist brav. Im Umgange sehr gewandt, weiß er gut zu sprechen; er schreibt Französisch und Russisch mit Fertigkeit. Seine Lieblingsschriftsteller im Altgriechischen sind Thucydides und Polybius; im Französischen Racine und Voltaire. — Ein 3. Bruder, Georg, geb. zu Konstantinopel den 21. März 1794, begleitete seinen Bruder Alexander auf dem Zuge in die Moldau und Walachei, und theilte sein Unglück wie seine lange Gefangenschaft. — Der 4. Bruder, Nikolaus, geb. zu Konstantinopel am 16. Aug. 1796, befehligte zuletzt die heilige Schaar. Er hatte dasselbe Schicksal als seine Brüder Alexander und Georg. — Die Brüder Y. haben 2 Schwestern. Die älteste der ganzen Familie, Katharina, ist zu Konstantinopel 1791 geb.; Maria, geb.

ebendaselbst 1798, brachte der Sache ihres Vaterlandes ihre ganze Mitgift dar, die in 350,000 Franken bestand. -- Der jüngste Bruder, Gregor Theodat, geb. zu Bucharest 1805, hat in Paris seine Bildung erhalten. Die Mutter lebt noch zu Kischenew, der Hauptst. Bessarabiens. Die jährl. Einkünfte der Familie belaufen sich auf anderthalb Mill. Rubel Papier. Vgl. die Nachrichten üb r die Familie Ypsilantis, von Alexander Suzzo, in »Zeitgenossen«, dritte Reihe, I. 3.

Yriarte. 1) Juan de Y., königl. Bibliothekar, Übersetzer im Staatssecretariat und Mitglied der span. Akademie, bekannt als Bibliograph, geb. 1702 auf der Insel Teneriffa. Er ward in frühen Jugend nach Paris geschickt, wo er später im Collegium Ludwigs XIV. mit der classischen Literatur sich vertraut machte. Nach einem 8jähr. Aufenthalt in Frankreich reiste er nach London und bald nachher in seine Heimath, wo er sich vorzüglich mit dem Studium der engl. Sprache beschäftigte. Er ging 1724 nach Madrid, in der Absicht, die Rechtsgelehrsamkeit auf einer span. Universität zu studiren, seine Neigung zur Philologie und Bibliographie aber behielt die Oberhand, und er benutzte mit dem rastlosesten Fleiße die königl. Bibliothek, wo der Historiker Juan de Ferreras, unter dessen Aufsicht diese Anstalt stand, ihn bald auszeichnete und zum Bibliothekssecretair beförderte. Die Frucht seiner bibliographischen Studien war das Verzeichniß der griech. Handschriften der königl. Bibliothek, dessen 1. Th. 1764 in Fol. u. d. T.: „**Regiae Bibliothecae Matritensis Codices MSS. Joannes Yriarte — excussit, recensuit, notis, indicibus, anecdotis pluribus evulgatis illustravit — etc.**“ Dieser Bd. enthält Nachrichten von beinahe 60 Handschriften, die Konstantin Laskaris mit eigener Hand abgeschrieben hatte. Unter den Abhandlungen, die diesen Bd. begleiten, ist auch eine über Plagiate. Während der Beschäftigung mit diesem Werke, das ein 2. Bd. beschloß, bearbeitete Y.

Verzeichnisse der geogr., chronolog. und mathemat. Werke der königl. Bibliothek, die 1729 und 1730 erschienen, lieferte viele Berichtigungen und Zusätze zu Antonio's literarischem Werke über die spanischen Schriftsteller und bearbeitete die griech. Paläographie. Als Mitglied der span. Akademie, worein er 1742 trat, war er sehr thätig und trug viele Bemerkungen zu der Abhandlung über die span. Orthographie, zur castilischen Sprachlehre und zu dem Wörterbuche der Akademie bei. Unter seinen latein. Gedichten zeichnet man seine zahlreichen Epigramme aus. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem „Diario de los literatos", seine literarische Liebhaberei war das Sammeln span. Sprichwörter, deren er gegen 15,000, sowol aus Schriftstellern als aus dem Munde des Volks zusammenbrachte. Seine latein. Sprachlehre, woran er 40 Jahre arbeitete, enthält die Sprachregeln in span. Reimen mit einer Erläuterung in Prosa; sie ward aber erst nach seinem Tode von seinem Neffen 1771 zu Madrid herausgegeben, der späterhin (1774) auch die vermischten Schriften seines Oheims bekannt machte. Er starb 1771 zu Madrid. 2) Tomas de Yriarte, des vorigen Neffe, Übersetzer in der Staatskanzlei und Oberarchivar des Kriegsraths, einer der besten neuern span. Dichter, geb. 1752. Er trat zuerst (1770) mit einem Lustspiele („Hacer que hacemos") auf, das er unter dem anagrammatischen Namen Tirso Ymareta herausgab, worauf mehre für das königl. Theater übersetzte französ. Schauspiele und ein paar eigne dramatische Arbeiten folgten. Diese und andre Erstlingsarbeiten wurden vergessen, und sein literarischer Ruhm ist allein auf seine Fabeln gegründet. Ehe diese erschienen, gab er ein Lehrgedicht in 5 Gesängen über die Musik („La musica") heraus, dessen erste Ausgabe (Madrid 1779) durch typographische Schönheit sich auszeichnet. Dieses aus 5 Gesängen bestehende Gedicht fand in Spanien großen Beifall, aber obgleich es den gründlichen

Kenner der Kunst verräth, sehr verständig angelegt und in zierlicher Sprache geschrieben ist, so blickt doch das Systematische zu sehr hervor, und es fehlt durchaus an der poetischen Auffassung des Stoffes. Es ward von Grainville (1800) ins Französ. übersetzt. In seinen literarischen Fabeln („Fabulas literarias"), die zuerst 1782 erschienen, führte Y. den neuen Gedanken aus, literarische Wahrheiten zum Stoffe Äsopischer Fabeln zu wählen, und zieht unter diesem Gewande gegen Alles zu Felde, was damals für Irrthum in der Dichtkunst galt. Sie sind Producte einer unpoetischen Zeit, in welcher seine Landsleute sich nach franz. Mustern bildeten. Sie sind daher kalt und verständig, ohne Naivetät, Schalkheit und Fröhlichkeit, haben aber einen großen Reiz durch die leichte Sprache und durch die elegante Anwendung sämmtlicher Versmaße, die in der span. Sprache zulässig sind. Man hat eine deutsche Übersetzung dieser Fabeln von Bertuch (Leipzig 1788) und eine franz., die 1805 zu Paris erschien. Er sammelte 1787 seine Schriften in Versen und Prosa („Coleccion de obras en verso y prosa") zu Madrid in 6 Bdn., wovon der erste die Fabeln und das Gedicht über die Musik enthält. Im 2. stehen 11 meist satyrische Episteln, die ebenfalls hauptsächlich gegen die Verirrungen der Gelehrten gerichtet sind. In den übrigen Bdn. findet man, außer vielen eigenen und vielen nachgebildeten Gedichten, auch eine metrische Übersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen mit erläuternden Anmerkungen. Einer der Feinde, die er durch seine Satyren aufgereizt hatte, Juan Pablo Forner, machte unter dem Titel: »Der gelehrte Esel« („El asno erudito"), einen gehässigen Angriff auf ihn, wogegen er sich in einer kleinen Schrift („Para casos tales suelen tener los maestros oficiales") vertheidigte. Nach der Herausgabe jener Sammlung ließ er (1788) ein Lustspiel („La senorita mal criada") drucken, dem, wie einem frühern („El senorito mimado"),

die span. Kritiker die strenge Beobachtung der 3 Einheiten und der Abscheu gegen die „monstruosas composiciones de nuestros antiguos poetas“ zum besondern Verdienst anrechneten, die aber beide keineswegs bedeutend sind. Y. starb 1794 (vgl. „Ensago de una biblioteca espanola de los mejorese scritores del reynado de Carlos III., por Sempere y Guarinos“, Madrid 1789, 6 Bde.).

Yſenburg, ſ. Iſenburg.

Yverdun (Iverdon, Iſſerten), eine gewerbfleißige Stadt des Schweizercantons Waadt, in einer angenehmen Lage am Neufſchatelerſee, an der Mündung der Orbe in denſelben, auf einer Inſel. Über jeden der beiden Arme des Fluſſes, welche dieſe Inſel bilden, führt eine ſchöne Brücke. Die Stadt hat breite und gerade Straßen mit 334 regelmäßigen Häuſern und 4000 Einw., welche zum Theil in verſchiedenen Leinwand-, Zitz- und Cattunfabriken beſchäftigt ſind, vorzüglich aber einen ſehr bedeutenden Tranſitohandel zwiſchen Frankreich, Deutſchland und der Schweiz treiben. Zum Behuf des Handels ſind 2 Kauf- oder Niederlagshäuſer vorhanden. Es gibt hier ein gutes Gymnaſium. In dem hieſigen, von der Regierung ihm eingeräumten alten Schloſſe legte der berühmte Erzieher Peſtalozzi (ſ. d.) 1804 ſ. Erziehungsanſtalt an, wo ſie noch gegenwärtig iſt. Auch gibt es zu Iſſerten eine Armen- und eine Taubſtummenanſtalt. Das daſige Schwefelbad war ſchon den Römern bekannt.

Yvernois (Sir Francis d'), oder der Ritter, ein genfer Staatsmann, geb. zu Genf 1756, erhielt daſelbſt eine vortreffliche Erziehung. Sein unruhiger Ehrgeiz verwickelte ihn in die Unruhen, welche den kleinen Freiſtaat erſchütterten, der ihn endlich 1782 als einen ſeiner gefährlichſten Bürger verbannte. Nach der Revolution im Jan. 1789 kehrte er zurück und wurde Staatsrath. Als er aber durch die Verhandlungen mit dem franz. Gen. Montesquiou (zu Landecy, 2. Nov.

1792) die Einmischung der franz. Republik in die innern Angelegenheiten Genfs nicht beseitigen, und nach dem Siege, den die demokratische Partei daselbst erlangte, keine Rolle mehr in seiner Vaterstadt spielen konnte, so begab er sich nach England, von wo er bald mit dem Lord Carhley, dessen Führer er war, mehre Reisen in Europa machte. Unterdessen war Genf 1798 mit Frankreich vereinigt, er selbst aber, nebst noch 2 andern genfer polit. Schriftstellern, Mallet du Pan und Jacq. Ant. Duroveray, für unfähig erklärt worden, je franz. Bürger werden zu können. Nach Beendigung seiner Reisen ließ sich Y. in England nieder, und gab polit. und literar. Schriften heraus, in welchen er seinen Haß gegen Frankreich nicht ohne Scharfsinn und Beredtsamkeit aussprach. Dies erwarb ihm die Gunst der brit. Regierung, die ihm den Titel eines Ritters ertheilte. Nach dem Umsturze der kaiserl. Regierung in Frankreich 1814 ernannte ihn die Republik Genf zu ihrem Gesandten in London, dann begab er sich in derselben Eigenschaft auf den Congreß zu Wien. Als Napoleon 1815 das zweite Mal abgedankt hatte, kehrte er nach Genf zurück. Unter den Schriften des Ritters d'Y. sind seine „Reflexions sur la guerre", worin er die Nothwendigkeit zeigte, Frankreich in seine alten Grenzen zurückzuführen, und sein „Tableau des pertes que la révolution et la guerre ont causées au peuple français", zu bemerken. Die übrigen Schriften des Ritters haben größtentheils ihr Interesse verloren, da sie sich nur auf vorübergegangene Verhältnisse, Budgets u. s. w. bezogen.

Z, der 25. Buchstabe des deutschen Abc (wenn man das Y nicht zählt) und der härteste unter den Sauselauten.

Zaar, Zar (Czar), ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort ist aus der alten slawonischen Sprache, und bedeutet so viel als König; der Kaiser wird in eben dieser Sprache Kessar genannt. — Bis zum 16. Jahrh. hießen die Beherrscher der verschiedenen russ. Provinzen Großfürsten (Weliki Knaes), und so gab es Großfürsten von Wladimir, Kiew, Moskwa ꝛc. Der Großfürst Wasilei nahm zuerst (1505) den Titel Samodersheta an, welches ebenso viel als das griech. Wort Autokrator bedeutet, und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wasileis Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Zaar von Moskwa an, den seine Nachfolger lange fortführten. 1721 wurde Petern I. vom Senate und der Geistlichkeit im Namen der russ. Nation der Titel eines Kaisers von Rußland beigelegt, wofür im Russischen das lat. Wort Imperator gebraucht wird. Verschiedene der größern europ. Mächte weigerten sich bis gegen die Mitte des vor. Jahrh., diesen Titel anzuerkennen. Der älteste Sohn und muthmaßliche Thronfolger des Zaars ward ehemals Zarewiz (Sohn des Zaars) genannt; aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserl. Prinzen wurden alle Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte (1799) den Titel Zarewiz (oder Cesarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin, wieder ein. — Auch die ehemal. Fürsten der dem russ. Scepter nun unterworfenen Länder Grusien (Georgien) und Imirette nannten sich Zaare.

Zabier, s. Sabier.

Zabira (Georg), ein gelehrter Grieche und Kaufmann, lebte zu Szabadszallas, einem Flecken in Kleinkumanien. Neben seinen Handelsgeschäften leitete er auch eine Schule für seine Glaubensgenossen. In spätern Jahren besuchte er mehre deutsche Universitäten und widmete sich hierauf zu Szabadszallas dem Handel und der Literatur.

1795 ließ er Kantemir's Werk über die Kantakuzenen und Btankowanen drucken. Unter seinen hinterlassenen Handschriften ist besonders das „Θεατρον ελληνικον" wichtig: ein biographisches Verzeichniß aller neugriech. Schriftsteller, die seit der Eroberung von Konstantinopel gelebt haben. In seinem Testamente vermachte er alle seine Bücher und Handschriften der griech. Kirche zu Pesth, und ein Legat für die Bibliothek. Er starb am 19. Sept. 1804.

Zach (Franz, Freih. v.), geb. zu Presburg 1754, einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronom. Nachdem er in östreich. Kriegsdiensten gestanden und sich einige Zeit in London aufgehalten hatte, ward er mit dem Charakter eines Obristlieutenants, Oberhofmeister der zu Eisenberg wohnenden verwitweten Herzogin von Sachsen-Gotha, die er 1804 und 1805 auf einer Reise durch Frankreich begleitete. Er führte mit rühmlichem Eifer und zum Besten der Wissenschaft die Direction der Sternwarte bei Seeberg von 1787 — 1806, wo er sie niederlegte. Seitdem lebte er meistens im Auslande, und im Gefolge der Herzogin zu Paris und in Italien, wo er sich noch vor kurzem in der Nähe von Genua aufhielt. Baron v. Z. hat die Astronomie durch treffliche Schriften gefördert und erweitert, worin sich Gründlichkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung und des Vortrags vereinigen. Bekannt in einem weitern Kreise sind seine »Geographischen Ephemeriden«, sowie die Fortsetzung derselben: »Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde«. Eine neue Fortsetzung dieser gehaltvollen Zeitschrift läßt er in Italien u. d. T.: „Correspondance astronomique" erscheinen. Außerdem hat er einige gehaltreiche Abhandl. über einzelne astronom.-Beobachtungen, und namentlich über die Ablenkung des Bleilothes aus seiner Normalrichtung durch den Einfluß der Gebirgswasser: L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils-à-plomb" (Avignon

1814, 2 Bde.) herausgegeben; auch finden sich in mehren Zeitschriften, z. B. in der »Gothaischen gelehrten Zeitung«, treffliche Arbeiten von ihm. Von seinen astronom. Tafeln führen wir nur noch die „Tabulae motuum solis novae et correctae" (Gotha 1792, 4.) an. In Genua gab er den „Almanacco Genovese" heraus. 1828 machte er eine Reise in die Schweiz und hielt sich eine Zeitlang zu Genf auf. — Sein Bruder, Anton, Baron v. Z., östr. Feldmarschallieuten., war zuletzt Commandant der Festung Olmütz und wurde 1825 pensionnirt.

Zachariä (Just Friedrich Wilhelm), geb. d. 1. Mai 1726 zu Frankenhausen im Fürstenthume Schwarzburg, studirte zwar zu Leipzig die Rechte, aber seiner frühen Neigung und den Aufmunterungen Gottscheds folgend, schloß er sich bald an die bessern Geister, die Herausgeber der Bremischen Beiträge an, wurde (1745) nach Braunschweig, nachdem er seine Studien in Göttingen geendet hatte, an das Collegium Carol. berufen, ward hier in der Folge Prof. der Dichtkunst und starb 1777, von allen beweint, die ihn als Freund und Gesellschafter kannten. Zachariä's Hauptverdienst bestand darin, daß er mit mehren seiner Zeitgenossen alte pedantische Fesseln durchbrach, reinere Sprachbildung und edlern Geschmack aufweckte und vorbereitete. Als Dichter (selbst auch als Componist) trat er in mehren Arten, vorzüglich auch als Fabeldichter ziemlich glücklich auf. Witz, Laune, Humor fehlten ihm nicht, obgleich an seinen komischen Heldengedichten, wie an seinen »Tageszeiten«, Schwerfälligkeit und Überladung mit Recht getadelt werden.

Zacklinie (Kriegsbkst.), eine Art von Verschanzung, die aus hinter einander befindlichen rechtwinkligen Redans besteht.

Zaftleeven oder Sachtleeven (Hermann), berühmter Maler in der Gattung der landschaftlichen Prospecte, geb. 1609. Er

lebte und starb zu Utrecht 1689. Z. hat auch in Kupfer gestochen.— Ein Bruder dieses Landschaftmalers ist Cornelius, geb. zu Rotterdam 1612.

Zähigkeit ist die Eigenschaft der Körper, ihre Massen nicht leicht trennen zu lassen und bei starker Ausdehnung nicht zu zerreißen.

Zahl. Mehre Einheiten (ein mathemat. Ausdruck für jede für sich bestehende Größe) von gleicher Art bilden eine Zahl oder Anzahl, welche durch Ziffern oder Zahlzeichen ausgedrückt wird. Ist die Einheit in einer Zahl ein oder etliche Mal vollkommen genau enthalten, so ist es eine ganze Zahl; eine gebrochene Zahl hingegen oder ein Bruch, wo jenes nur theilweise der Fall ist. $\frac{3}{4}$ ist z. B. eine gebrochene Zahl; denn hier ist die Einheit nicht ganz enthalten, sondern in Viertheile getheilt gewesen, und davon sind nur 3 solcher Viertheile genommen worden. — Ist bei der Zahl noch angegeben, was die Einheit für eine Sache der Sinnenwelt ist, z. B. ob Thaler, Ellen, Pfunde ꝛc., so nennt man sie benannte Zahl zum Unterschied von der unbenannten, welche nur die Menge der Einheiten anzeigt (vgl. hiermit Rechnenkunst und Nenner.).

Zahl (goldene), s. Calender.

Zahlensystem. Die wissenschaftliche Bildung eines Zahlengebäudes wird ein Zahlensystem genannt. In dem bei uns gewöhnlichen unterscheidet man bei neben einander stehenden Zahlen von der rechten nach der linken Hand allemal: Einer, Zehner, Hunderter, Tausender, Zehntausender, Hunderttausender; und wenn mehr als 6 Zahlstellen vorhanden sind, so bezeichnen sie in der hier angegebenen von neuem beginnenden Ordnung die Millionen, bei mehr als 12 die Billionen, bei mehr als 18 die Trillionen ꝛc. So weiß man, daß bei 415, also 4 Hunderte, 1 Zehner und 5 Einer sind; fällt in der Reihefolge aber eine Stelle aus, so wird sie durch 0 bezeichnet, damit die

Stellung der übrigen Zahlen nicht in ihrem Werth verliert, z. B. 93120415 sind neunzig und drei Millionen, ein Mal hundert und zwanzigtausend, vier Mal hundert, zehn und fünf. Man sieht, warum hier bei der fehlenden Stelle der einfachen Tausender eine 0 den Platz ausfüllt, indem sonst alle folgende um diese Stelle ihren Werth verlieren würden. Da dieses Zahlengebäude im Zusammennehmen von jedesmal 10 Einheiten, die wir unter der Bezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 kennen, besteht, so nennen wir es das dekadische, nach dem griech. Worte Dekadikos (δεκαδικος, die Zehne). Ein anderes Zahlensystem ist das dyadische oder binarische, entlehnt von Dyadikos (δυαδικος, die Zwei), welches bloß in der Verbindung der zwei Zahlen 1 und 0 besteht; es ist hiernach 1 eins, 10 zwei, 11 drei, 100 vier, 101 fünf, 110 sechs, 111 sieben ꝛc. Leibnitz bildete es zuerst in s. Dyadik aus. Auf diese Weise lassen sich Zahlensysteme bloß mit 3 oder auch 4 Zahlen aufstellen, die aber für die Mathematik keinen weitern Werth haben. Die Römer nahmen 5 Einheiten zusammen und schrieben diese so: V; dann brachten sie 2 solcher Fünfer zusammen, woraus das Zahlzeichen ⋋, X entstand, 5 Zehner schrieben sie L, 2 solcher Funfziger gaben einen Hunderter, den sie C (den vordersten Buchstaben von centum, hundert) schrieben. 5 solcher Hunderter gaben einen Fünfhunderter D; 2 Fünfhunderter einen Tausender M (den ersten Buchstaben von mille, tausend). Noch gebraucht man hierbei die Abkürzung, daß eine Ziffer linker Hand, jedoch unmittelbar an eine andere geschrieben, jene um so viel vermindert, als sie Einheiten hat; es war demnach IV vier, XL vierzig, XC neunzig ꝛc. Auf diese Weise wurde 1829 folgenderm. geschrieben: MDCCCXXIX. — Es gehören hierher auch gewissermaßen die Zahlensysteme der Decimal-Duodecimal-Rechnung, die Sexagesimal-Eintei-

lung, die Systeme der figurirten Zahlen (s. d.) oder Reihen der Polygonal- oder vieleckigen Zahlen.

Zähler, s. Nenner.

Zähne. Bei Kindern zeigen sich die ersten Zähne gewöhnlich im Verlauf oder gegen das Ende des 6. Monats. Hier kommen die ersten Schneidezähne zum Vorschein, denen in dem zweiten halben Jahre die andern Schneidezähne folgen. Die Spitz- und Backenzähne kommen im 3. und 4. halben Jahre. Alle diese Zähne heißen Milch- oder Wechselzähne, weil sie vom 7. Jahre an allmälig ausfallen, um denen zu weichen, die fürs ganze Leben bleiben sollen. Das Kind hat nur 20 Zähne, der Erwachsene in der Regel 32, nämlich 8 Schneide- und 4 Spitz- oder Eckzähne (Augenzähne); die übrigen heißen Backenzähne, wovon die 2 hintersten die Weisheitszähne heißen, weil sie spät, oft erst im 25. Jahre erscheinen. — Jeder Zahn hat eine Krone (so nennt man den außer dem Zahnfleische stehenden Theil), den Körper, den Hals, der vom Zahnfleisch bedeckt ist, und eine oder mehre Wurzeln, die in den Zahnhöhlen der Kinnladen sind. Die Schneide- und Eckzähne haben nur eine Wurzel, die Backenzähne haben deren 2 — 3. Die Krone der Zähne ist der wichtigste Theil. Sie ist mit einem porzellanartigen Schmelze bedeckt, der sehr hart ist, aber durch sehr harte Körper, durch Hitze und Kälte und schnellen Wechsel beider leicht Risse bekommt. Ist das, so wird die darunter befindliche Knochensubstanz der äußern Luft preisgegeben, vom Beinfraß ergriffen, und dies ist dann die gewöhnlichste Ursache der schlechten, schmerzhaften Zähne. Da indessen die Zähne in dieser Krone eine kleine Höhle haben, worin ein zarter Nerv und Blutgefäßchen liegen, so können auch leicht Krankheitsschärfen darin eine Entzündung und Verderbniß des Zahnes von Innen heraus erregen. Vorzüglich werfen sich leicht Rheumatismen, Gicht, venerische Schärfen auf die Zähne. Um die Zähne gesund zu

erhalten, muß man sich daher vor zu heißen wie vor zu kalten Getränken und Speisen hüten; am meisten den schnellen Wechsel der Temperatur, ferner alles Zerbeißen sehr harter Körper, das Zerknacken von Nüssen meiden, keine Fäden ab- und keine Knoten aufbeißen, weil die Zähne durch das Erstere im Schmelz beschädigt werden, und das Letztere sie tief bis in die Zahnhöhle erschüttert und locker macht, und der unterste Theil ihrer Wurzeln eine Substanz hat, die unter dem Namen der hornartigen weicher als die übrige ist, mithin dadurch unmittelbar leiden kann. Säuren aller Art lösen den Schmelz der Zähne auf, besonders thun dies die stärkern, und müssen daher sorgfältig vermieden werden. Alle Zahntincturen, die Säure bei sich haben, schaden daher in der Länge auf die empfindlichste Weise, obschon sie für den Augenblick die Zähne rein machen. Da der Schmelz durch rauhe, spitzige Dinge beschädigt werden kann, so sind auch alle metallene Zahnstocher, Zahnpulver von Bimsstein, Korallen, Cremortartari ꝛc. Dinge, die man sorgfältig vermeiden muß. Der künstliche Zahn wird entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelst eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dies nicht geht, an die gesunden Nachbarn mit Seide, Golddraht befestigt. Da aber alle solche Zähne bald ihre Farbe verlieren und übelriechend werden, so verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porzellanartige, die zwar diesen Fehler nicht haben, aber fürchten lassen, daß durch ihre Härte gar leicht den entgegenstehenden natürlichen geschadet werde, daher es noch nicht entschieden ist, ob sie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fondi's Name in Paris u. a. O. bereits verschafft hat.

Zähringen, Dorf unweit Freiburg, im ehemaligen östr. Breisgau, jetzt im Treisamkreise des Großherzogthums Baden, mit einem zerstörten Schlosse gl. N., von welchem die alten Herzoge von Zähringen, die Ahnherren des Hauses Baden, sich nannten.

Zaims und Timarioten. Die Zahl sämmtlicher Zaims, d. i. solcher Lehnsträger, die von den ihnen angewiesenen Ländereien (Zaimet) jährlich 20,000 — 100,000 Asper beziehen (ein kaiserl. Asper gilt etwa 4 Pfennige), beläuft sich auf 6689. Sie stellen für jede 5000 Asper Einnahme in Kriegszeiten einen Reiter gerüstet ins Feld, sodaß ein Zaim nicht weniger als 4 und höchstens 20 stellen muß. Die Zahl der Timarioten aber, oder derjenigen Lehnleute, die von 6000 — 19,999 Asper Einkünfte genießen, beträgt 52,649, und diese müssen für jede 3000 Asper einen Spahi, einzeln genommen also 2 und höchstens 6, ins Feld bringen. Hiernach ergibt sich als mindester Betrag sämmtlicher von ihnen zu stellenden Reiter 134,054 M. Seit der Einführung eines europäischen Heerwesens und nach der Aufhebung der Janitscharen (im J. 1826) hat auch ein Theil der Reiterei eine andere Einrichtung erhalten; jedoch bestehen noch in vielen Provinzen diese Reiterlehen, und deren Aufgebot.

Zaire, Zayo, Fluß in Niederguinea, ist auch unter dem Namen Congo (s. d.) bekannt. Er entspringt unter dem 1. Gr. S. Br., oder nach Tuckey aus dem See Wangara im Norden der Linie. Er ist 50 deutsche Meilen weit schiffbar, hat reißende Strömungen, ein felsiges Flußbette und mehre Wasserfälle.

Zaleucus, ein berühmter Gesetzgeber der Lokrier in Griechenland, ungefähr 664 vor Chr., dessen Gesetze äußerst streng waren. Er setzte zugleich fest, daß jeder, der in Zukunft ein neues Gesetz vorschlüge, um ein altes abzuschaffen, mit einem Strick um den Hals erscheinen und mit diesem sofort erwürgt werden solle, dafern sein Gesetz nicht besser, als das des Zaleucus befunden würde. Eines seiner weisen Gesetze war: daß Schmuck von Gold und Edelsteinen nur — öffentliche Dirnen tragen sollten. Ein anderes seiner Gesetze verordnete, daß ein Ehebrecher beide Augen verlieren sollte. Sein eig-

ner Sohn wurde dieses Verbrechens angeklagt, und der Vater ließ, damit der Sohn nicht um das ganze Gesicht käme, sich selbst ein Auge ausstechen.

Zambeccari (Francisco, Graf), Aëronaut, geb. 1756 zu Bologna, erwarb sich gute mathematische Kenntnisse und trat in kön. spanische Dienste als Seeofficier. Er wurde von den Türken gefangen und in den Bagno nach Konstantinopel geschickt. Endlich bewirkte der span. Gesandte seine Freilassung. Graf Z. machte jetzt eine Reise in die Levante und nach Afrika; hierauf besuchte er die Hauptstadt Europa's. Dann ging er in sein Vaterland zurück und studirte vorzüglich die Theorie der Aëronautik. Mittelst einer sinnreichen Vorrichtung glaubte er die Lenkung des Luftballs, folglich die Kunst der Luftschifffahrt erfunden zu haben. Er hatte sein Verfahren auf die Verschiedenheit der Luftströmungen in den höhern oder tiefern Luftschichten gegründet und wollte sich mittelst Vermehrung oder Verminderung des Gases nach Belieben erheben oder niederlassen, und dann durch den Luftstrom fortrudern. Als er aber den auf den 21. Sept. 1812 angekündigten Versuch bei ungünstiger Witterung unternahm, blieb sein Ball an einem Baume hängen, das Maschinenwesen gerieth in Unordnung, und der Ball fing Feuer. So verunglückte dieser kühne Luftschiffer in einem Alter von 56 Jahren.

Zamboniten, gewisse geistl. Ordensbrüder gegen Ende des 12. Jahrh. Der fast eingegangene Orden der Eremiten erhielt durch Johann Bonus von Mantua neues Ansehen; er wurde mit jenem vereinigt und ihm die Regel des heil. Augustins gegeben.

Zamoiski. 1) Johann Z. (lat. Samoscius), geb. 1542, war der größte polnische Staatsmann und Gelehrte seiner Zeit und starb 1605 als Kanzler und Großfeldherr. 2) Andrzey Z., Kron-großkanzler und Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Vaterlandes,

starb am 12. Jan. 1792. Seine Gemahlin Constantia, geb. Prinzessin Czartoryska, eine Beförderin der Wissenschaften, starb zu Wien 1797.

Zamolxis, der Gete, soll nach Einigen Pythagoras's Sklav und Schüler gewesen sein, nach Herodot aber gehört er einem frühern Zeitalter an („Hist.", IV, 94 und 96). Er wird als ein weiser und um sein Volk verdienter Mann im Alterthum gerühmt. Er soll demselben die Unsterblichkeit der Seele gelehrt („Herod.", IV, 93) und weise Gesetze gegeben haben, deßhalb wurde er nach seinem Tode göttlich verehrt.

Zamora (Antonio de), ein spanischer Lustspieldichter im Anfange des 18. Jahrh., war besonders glücklich in der Zeichnung der Charaktere. S. „Obras" erschienen zu Madrid 1774 in 4.

Zamosc (spr. Samosj), die stärkste Festung des Königreichs Polen in der Woiwodschaft Lublin, zwischen diesem Punkte und Lemberg und in südöstl. Richtung von Warschau, liegt am Wieprz. Der Ort war Majorat der Zamoiski, und ward von dem berühmten Krongroßfeldherrn und Krongroßkanzler Joh. Zamoiski, nachdem er den Erzherzog Maximilian von Österreich 1588 geschlagen und gefangen genommen hatte, im ital. Geschmack angelegt und erbaut. 1820 erkaufte der Staat diese Stadt mit einer Umgebung von 12,000 Klaftern von dem Senator Grafen Stanislaus Kostka von Zamoiski und überließ ihm dafür einige und funfzig andere Staatsgüter. Hierauf wurde Zamosc seiner weitläufigen Vorstädte beraubt und zur Festung umgebildet. Ein schönes großes Schloß, einige andere ansehnliche Gebäude, worunter das Zeughaus, 4 Kirchen, worunter eine griechische, 2 Klöster (Basilianer und barmherzige Schwestern), ein Theater zeichnen die Stadt aus, welche ungefähr 3500 Menschen, mit Ausschluß der Besatzung, in 400 Häusern bewohnen.

Zampieri (Domenico), bekannter unter dem Namen Domenichino, ein berühmter Maler der lombardischen Schule, geb. zu Bologna 1581. In Rom, wo er sich mit Albani befand, empfing er die bedeutendsten Aufträge. 1629 begab er sich nach Neapel. Hier soll er aus Unmuth über seine neidischen Kunstgenossen, vielleicht auch an beigebrachtem Gift, 1641 im 60. Jahre gestorben sein. Z. war zugleich ein guter Architekt. Papst Gregor XIII. übertrug ihm die Aufsicht über die päpstl. Gebäude. Seine Hauptwerke befinden sich zu Grotta ferrata.

Zanetti (Anton Maria, Graf), geb. um 1680 zu Venedig, (?) erneuerte die Erfindung des Hugo da Carpi, Holzschnitte und Kupferstiche von 3, 4 Platten abzudrucken, beförderte die Kunst mit unermüdetem Eifer, sammelte ein kostbares Kunstcabinet und starb 1767. Sein Neffe, Anton Maria Z. der Jüngere, war Bibliothekar von S.-Marco zu Venedig.

Zanguebar, die Küste, im östlichen Afrika, erstreckt sich vom Cap Delgado oder vom Flusse Coavo bis zur Küste Ajan, in einer Länge von etwa 200 Meilen längs des indischen Meeres (10° S. Br. bis 4° N. Br.). Der Boden an der Küste ist niedrig, sumpfig und waldig, und viele Klippen, Sandbänke und kleine Inseln erschweren von der Meeresseite den Zugang. Im Westen steigt das Gebirge Lupata empor, und scheidet das Land von den unbekannten Theilen des innern Afrika. Von vielen Küstenflüssen bewässert, worunter der Quilimanzi und der Magadoscho die beträchtlichsten sind, ist es fruchtbar an Getreide, Reiß, edeln Südfrüchten, und hat Überfluß an Rindvieh und Schafen. Die Bewohner, größtentheils Abkömmlinge der Araber, die dem Islam folgen, haben hier mehre Staaten, als Quiloa, Melinda, Magadoxo, Fubo ꝛc., gebildet, welche sonst meistens von den Portugiesen abhingen, jetzt aber dem Iman von Maskate in Ara-

bien unterworfen sind. In dem von Portugal abhängigen Königreich, Melinde, dessen König in der Hafen- und Handelsstadt Mombassa (Monbaza) auf der Insel gl. N. residirt, liegt die portug. Stadt Melinde, mit einem Hafen. Aus Mombasa wurden die Portugiesen von den Arabern 1820 vertrieben; darauf unterwarfen sich 1824 die vornehmsten Einw. dem engl. Schutze. Das Königreich Jubo ist reich an Goldstaub, Kokosnüssen, Ambra ꝛc. In Quiloa hat der Hauptort gl. N. an der Mündung des Coavo ein portug. Fort und treibt Sklavenhandel.

Zanotti (Francesco Maria), geb. den 6. Jan. 1692 zu Bologna. 1718 ward er Prof. der Philosophie und Bibliothekar, 1723 Secretair und 1766 Präsident der Universität zu Bologna. In diesem Zeitraume erschienen seine wichtigsten Werke. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Commentarien der Akademie, worin er eine Geschichte dieser gelehrten Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physikalisch-mathematischen Arbeiten liefert. Er starb am 24. Dec. 1777. — Er ist nicht zu verwechseln mit dem Maler und Schriftsteller Giampietro Cavazzoni Z., welcher 1674 zu Paris geb. und zu Bologna erzogen, ein Schüler des Pasinelli war. Er starb 1765. — Eustachio Z., aus Bologna, geb. 1709, war daselbst Lehrer der Astronomie und starb 1782.

Zanni, s. Harlekin.

Zante, mit dem Beinamen Spartivento, eine der vorzüglichsten unter den sieben Inseln im ionischen Meere an der Küste Griechenlands, welche die ionische Republik, oder, wie sie jetzt heißen: die Verein. Staaten der ionischen Inseln (s. d.) bilden. Im Alterthume hieß sie Zakynthos, war nach und nach den Griechen und Römern, den Neapolitanern und seit Ende des 14. Jahrh. den Venetianern unterworfen. Die Insel Zante ist 4 □M. groß und hat gegen

40,000 griech. Einw. Sie hat keinen Fluß, doch Quellen, aber kein gutes Trinkwasser. Überall findet man Spuren unterirdischen Feuers, daher sie auch den Erdbeben sehr ausgesetzt ist. Merkwürdig sind die schon von Herodot erwähnten Pechquellen, welche sich bei Chieri, 2 Meilen von der Hauptst., an 3 — 4 Stellen eines Morastes in der Gestalt kleiner Teiche befinden. — Die Hauptst. Zante liegt am Fuße eines Berges, auf dem ein von den Venetianern erbautes Fort mit sehr ausgedehnten Festungswerken steht. Sie hat 19,000 Einwohner, ist nach ital. Art gebaut, mit engen Straßen und massiven, 4—5 Stockwerke hohen Häusern. Hier sind 2 Quarantainehäuser.

Zapaten, Sapaten, war ehedem am savoyischen u. a. Höfen eine öffentliche Lustbarkeit, wo allerhand künstliche Vorstellungen, sinnreiche Erfindungen ꝛc. in Verbindung mit Dicht-, Ton-, Tanz- und Baukunst ꝛc. zu Ehren einer hohen Person aufgeführt wurden. Der Name dieser Lustbarkeit, die den deutschen Wirthschaften (s. d. A.) ähnlich scheint, rührt von Zapata, d. h. einem Geschenke her, womit man am Tage des heil. Nicolaus, wo gemeiniglich ein solches Fest vor sich ging, einander überraschte.

Zappi (Giovanni Battista Felice), geb. zu Imola 1667, gehört zu den besten italienischen Dichtern seines Zeitalters. Er starb 1719. Seine Gattin Faustina Maratti, die Tochter des berühmten römischen Malers Carlo Maratti, war ebenfalls durch Dichtertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglaura Cidonia.

Zarlino (Giuseppe), geb. 1540 in Chioggia bei Venedig, gest. 1599 zu Venedig, gehörte vor Rameau und Rousseau zu den größten theoretischen Musikern.

Zarskoje Selo (Sarskoje Selo, d. i. Saras Dorf, von dem Taufnamen einer ehemaligen Besitzerin, als der Ort noch ein

Dorf war), ein kaiserl. Lustschloß, 25 Werste oder 3½ deutsche Meile südlich von Petersburg, von wo aus eine Chaussée durch sehr einförmige Gegenden führt. Katharina I. legte hier ein Lustschloß an, das Elisabeth (1744) vergrößerte und verschönerte, und dem Katharina II., deren Lieblingsaufenthalt es war, mit großem Kostenaufwande seine dermalige Pracht und herrlichen Anlagen gab. Das große, 3 Stockwerk hohe Schloß ist prächtig verziert, selbst die äußern Gesimse und architektonischen Verzierungen sind vergoldet; doch ist, mit Ausnahme Dessen was Katharina II. erschuf oder veränderte, das Meiste in antikem Geschmack. Man bewundert vorzüglich die große Paradetreppe, den Saal mit Spiegelwänden, die Capelle, die Porzellanzimmer und den Bernsteinsaal, in welchem die Wände von oben bis unten mit Bildhauerarbeit aus Bernstein verziert sind. Die Zimmer enthalten prächtige Meublen und schöne Gemälde, auch ist hier eine Galerie mit Bronzen, von Künstlern der petersb. Kunstakademie verfertigt. In den Gärten, die in engl. Geschmack von einem Deutschen, Namens Dusch, gut angelegt sind, findet man eine Eremitage mit Statuen und Vasen; römische und gothische Tempel, Pyramiden, und unter mehren Säulen und Obelisken auch Denkmäler und Triumphbogen, welche Katharina II. einigen Männern, die sich unter ihrer Regierung auszeichneten, dem Grafen Rumjänzoff und den Brüdern Orloff hier errichtete. Den Eingang des Gartens ziert jetzt ein kolossaler Triumphbogen in antiker Form von gegossenem Eisen errichtet, mit der Inschrift: »Meinen theuern Waffenbrüdern geheiligt«. Bei diesem Lustschlosse liegt die Stadt Sofia, womit jetzt Zarskoje Selo vereinigt, und wo vor mehren Jahren ein kaiserl. Lyceum für die Bildung von Civilbeamten errichtet worden ist. Das kaiserl. Schloß, in welchem sich das Lyceum befand, brannte 1820 ab.

Zauberei, s. Magie.

Zauberlaterne, Laterna magica, heißt ein optischer Apparat, mittelst dessen kleine auf Glas gemalte Figuren im Dunkeln vergrößert an einer Wand dargestellt werden können. Die Vergrößerung geschieht durch 2 in ein Gehäuse von Laternenform gesetzte Linsengläser, von denen das erste die Strahlen so auf das zweite sendet, als ob sie von einem entlegenern Gegenstande kämen als das Gemälde ist. Um das Bild desto stärker zu erleuchten, ist an der Rückwand der Laterne ein Hohlspiegel angebracht. Die Zauberlaterne hat auf die Erfindung des Sonnenmikroskops (s. d.) geleitet.

Zauner (Franz, Edler v.), Hofbildhauer, Professor und Rath der kaiserl. Akademie der bildenden Künste zu Wien, war geb. zu Feldpatan im Kaunerthale im deutschen Tirol 1746. Die Lust zur Bildhauerei zeigte sich früh bei ihm, er bildete sie bei einem Vetter, der Bildhauer war, aus. Der Trieb, sich zu vervollkommnen, brachte ihn 1766, arm an Geld, aber reich an Kunsteifer, nach Wien. Er arbeitete 5 Jahre bei dem geschickten Prof. Schletterer. Jede Nebenstunde benutzte er, um theils nach der Natur, theils nach den wenigen vorhandenen Abgüssen der Antiken sich zu bilden, und so bahnte sich sein Genie den eignen Weg, frei von dem Zwange der Schule. Der Hofbildhauer Beyer gebrauchte ihn bei den Arbeiten zur Verzierung des Gartens zu Schönbrunn. Rastloses, selbst in der Nacht fortgesetztes Studium brachte ihn so weit, daß er nun wünschte, unter eignem Namen etwas Schönes auszuführen. Bald fand sich Gelegenheit. Es sollten Statuen zu einigen Brunnen in Schönbrunn verfertigt werden. Z. meldete sich deßhalb bei dem kunstliebenden Fürsten Kaunitz, der ihm auftrug, binnen 15 Tagen ein Modell zu einem der Brunnen zu arbeiten, die 3 größten österreich. Flüsse vorstellend. Das Modell erhielt Beifall, Z. führte es nun im Großen aus, erwarb sich dadurch die Gunst der Kaiserin Königin Maria Theresia,

sowie des Fürsten Kaunitz, und wurde 1776 als Pensionair des Hofes nach Rom geschickt, wo er sich 4 Jahre hindurch theoretisch und praktisch ausbildete, und 1781 nach Wien zu der erledigten Professur der Bildhauerkunst berufen wurde. Hier brachte er das in unbestimmte Manier ausgeartete Studium der Bildhauerei auf richtigere Grundsätze zurück, die ihm die Natur, in Verbindung mit der Antike, darbot. Von eignen Werken führte er aus: Klio, die Muse, sitzend dargestellt, in carrarischem Marmor, für den Fürsten Kaunitz; das Denkmal der gräfl. Fries'schen Familie zu Veßlau; 4 kolossale weibliche Karyatiden, am Palast des Grafen von Fries am Josephsplatze zu Wien; 2 Brustbilder Kaiser Franz II.; Hymen, im Museum des Grafen v. Fries; die in Bronze gegossene kolossale Bildsäule, die Kaiser Franz II. seinem Oheim Joseph II. zu Ehren auf dem Josephsplatze bei der kaiserl. Burg in Wien 1807 errichten ließ. Diese Bildsäule ist jetzt fast die größte in Europa. — Das Denkmal Kaiser Leopolds II., von Z. in weißem Marmor gearbeitet, befindet sich in einer Seitenkapelle der Augustiner-Hofkirche in Wien. Er starb zu Wien d. 3. März 1822.

Zea (Zia), die alte Keos, eine fruchtbare griechische Insel, dem Vorgebirge Sunium in Attica gegenüber, $3\frac{1}{2}$ □M., mit 5000 Einw. In der Stadt gl. N hat ein griech. Bischof seinen Sitz.

Zea (D. Francisco Antonio), Vicepräsident des Congresses von Colombia, einer der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Bürger des spanischen Amerika. Geb. in Neugranada und erzogen in der Hauptst. dieses Vicekönigreichs, S.-Fé de Bogota, erweckte er durch seine Talente das Mißtrauen der spanischen Regierung und der Priester. Er wurde nebst mehren andern auf gleiche Weise verdächtigen Männern 1792 gefangen nach Spanien gesandt, fand aber dort eine gute Aufnahme, und man ließ ihn seine Studien fortsetzen. Z. zeichnete sich

auch in Spanien aus, und machte eine Reise durch Europa. 1806 ward er Prof. der Botanik und Oberaufseher bei dem königl. botanischen Garten in Madrid; dann trat er im Namen des spanischen Amerika als Abgeordneter von Neugranada in der Versammlung der Cortes, während des Krieges mit Frankreich, auf, begab sich in der Folge nach London und kehrte von da in sein Vaterland zurück, wo er für die Sache der Freiheit thätig war. 1818 stand er als Präsident des Regierungsrathes und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angostura); auch war er Generalintendant der Armeen der Republik. Bei Einsetzung des Congresses der Republik Venezuela (jetzt Colombia) in Angostura (Febr. 1819) wurde Z. zum Vicepräsidenten ernannt, legte aber im Aug. 1819 seiner Gesundheit wegen diese Stelle nieder, welche General Ariemendi, dann Roscio erhielt. 1821 reiste Z. nach Europa, und begab sich über Paris nach Madrid, wo er über die Angelegenheiten der Republik unterhandelte. Da es hier zu keinem Abschluß kam, ging er wieder nach Paris, wo er als Abgeordneter der Regierung von Colombia an die Cabinette der europäischen Regierungen eine Note (Paris 8. April 1822) richtete, in welcher er die Anerkennung jenes Freistaats verlangte, die Völker zum Handel mit Colombia einlud, und in Ansehung der colombischen Staatenverhältnisse den Grundsatz der Gegenseitigkeit aufstellte. Dann begab er sich nach London, wo er von den Ministern nicht ungünstig empfangen wurde. Er schloß daselbst für Colombia ein Anlehen von 2 Mill. Pf. St. ab, ohne dazu ermächtigt zu sein, und starb bald darauf im Bade zu Bath im Nov. 1822. Jenes Anlehen ward erst spät und nur mit großen Einschränkungen von seiner Regierung anerkannt.

Zea-Bermudez (D. Francisco de), ein in der neuesten Geschichte ausgezeichneter spanischer Diplomat. H. v. Z. trat im Anfange

des Jahres 1826 seinen Gesandtschaftsposten in Dresden an, welchen er 1828 mit dem in London vertauschte.

Zeche, ehemals, und in einigen Gegenden Oberdeutschlands noch jetzt so viel als Innung, Zunft. Gegenwärtig ist es 1) ein bergmännischer Ausdruck, ebenso viel als Berggebäude oder Grubengebäude oder Grube (s. d.). Wenn, wie gewöhnlich, mehre Personen den Bau einer Zeche gemeinschaftlich unternehmen, so heißt sie eine Gewerkzeche, und die Gesellschaft, die sie baut, eine Gewerkschaft. Diese theilt das Feld oder die Zeche in 128 eingebildete Theile, welche Kuxe heißen. Nach diesen Kuxen werden alsdann sowol die Kosten der Zubuße zusammengebracht als auch der Gewinn, die Ausbeute, an die Gewerke vertheilt. In der bergmännischen Sprache sind viele mit dem Worte Zeche zusammengesetzte Ausdrücke üblich, z. B. eine Zeche befahren, sich in die Grube begeben, um die Anstalten und Arbeiten zu besehen; eine Zeche belegen, Arbeiter annehmen und sie auf der Zeche arbeiten lassen; das Gegentheil davon heißt: die Zeche liegen lassen, die Arbeit dabei einstellen. Zechregister heißt die Rechnung über Einnahme und Ausgabe einer Zeche oder Grube. — 2) Zeche heißt auch so viel als die Reihe, Ordnung, wie irgend ein Geschäft die Glieder einer Gemeinde nach einander trifft. Daher der Ausdruck: um die Zeche, (umzechig, zechum), wechselweise, Einer um den Andern. Auf dem Lande sind an vielen Orten die Unterthanen verbunden, in herrschaftlichen Angelegenheiten um die Zeche Botendienste zu thun; das Vieh wird um die Zeche gehütet ꝛc. — Endlich 3) heißt Zeche so viel als Gelag, das Trinken in Gesellschaft. Daher die Ausdrücke: Zechbruder, der sich öfters bei Trinkgelagen einfindet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand für eine Trinkgesellschaft bezahlen, im uneigentlichen Sinne die bei einer Sache aufgelaufenen Unkosten bezahlen müssen.

Zechin (ital. **Zecchino**, von dem Worte **zecca**, die Münze

wo das Geld geprägt wird) war die eigentliche Nationalgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig; doch nennt man die Goldmünzen einiger andern Länder, z. B. päpstliche, türkische, im italienischen auch Zechinen. Die florentiner Zechinen heißen, nach den darauf geprägten Lilien des großherzogl. Wappens, Gigliati, und die kaiserl. österreich., besonders die kremnitzer Dukaten, werden in Italien Unglieri genannt. Die venetianischen Zechinen waren den ungarischen Dukaten an Schrot und Korn gleich, galten aber in Venedig selbst 4 — 5 Procent mehr als diese. Auch auf den neu geprägten behielt man immer die alte Zeichnung bei, weil die Bewohner der Levante, wohin diese Geldsorten im Handel häufig gingen, daran gewöhnt waren. Vom Zechin ist der Dukaten (s. d.) wol zu unterscheiden, indem in Italien eigentlich nur Silberdukaten geprägt werden.

Zehen, die bekannten Theile der Füße, deren Zahl der der Finger gleicht, deren Structur der der Finger ähnlich ist, deren äußere Form und Größe aber von der der Finger, der verschiedenen Bestimmung und Function wegen, abweicht. Sie bestehen jeder aus 3 Knochen (die große Zehe nur aus 2); ferner besitzen sie, außer der Haut, dem Nagel, den Blut- und lymphatischen Gefäßen und Nerven, den Flechsen der Muskeln, welche eine Bewegung derselben veranlassen, Ligamente und Gelenkkapseln. Die Zehen leisten beim Gehen wesentliche Dienste; beim Verlust derselben wird es unsicher, wankend, das Laufen ist kaum möglich. Springt man von einer Höhe herab auf die Zehen, so wird der Stoß durch die Gelenkverbindung derselben sehr vermindert. — Ihre häufigsten Krankheiten sind, außer den Verwundungen, welche oft Starrkrampf veranlassen, die beschwerlichen Leichdorne; auch leiden sie sehr leicht von der äußern Kälte; die große Zehe ist oft der Sitz der Gicht (Podagra).

Zehnt oder Zehnte ist eine Naturalgabe, welche vom rohen

Ertrage des Urerzeugnisses erhoben wird, aber doch nicht immer, wie man aus der Benennung schließen könnte (welche von der Abgabe der Juden an die Leviten herrührt), den zehnten, sondern bisweilen den achten oder zwölften ꝛc. Theil vom Ganzen des rohen Ertrags ausmacht. Der Zehnte wird bald nur von den gewöhnlichen Getreidearten (auch Wein) entrichtet (großer Zehnte, grosses dimes), was die Regel ist, bald aber auch von der mit andern Gewächsen, Hülsenfrüchten, Kraut, Wurzeln u. s. w. bebauten Feldern; Kleinodzehnte, Schmalzehnte menues dimes, Beides zusammen macht den Feldzehnten, welcher als Reallast auf den Grundstücken liegt, und wobei es sehr streitig werden kann, ob auch von neuangelegten Feldern (Neubrüchen, Rodland) Zehnten (Novalzehnten) gegeben werden müssen. Es kommt aber auch der Dorfzehnte vor, welcher von Gärten und Thieren gegeben wird, Fleischzehnte, Blutzehnte und lebendiger Zehnte. Auch von Bergwerksprodukten wird der Zehnte dem Staate entrichtet, wenn diese von Privatpersonen gewonnen werden.

Zeichen, astronomische, mathematische, arithmetische, chemische und geometrische, s. Charaktere.

Zeichenlehre, in der Medicin, s. Semiotik.

Zeichnende Künste nennt man alle Künste, bei welchen Zeichnung von sichtbaren Formen di Grundlage ist also auch die Malerei, Bildhauerkunst (die bildende Kunst) und die Architektur; ferner die Kupferstecherei ꝛc.

Zeichnungskunst ist die Kunst, sichtbare Formen und Verhältnisse zu einander durch Licht und Schatten auf Flächen darzustellen. Wenn wir die Zeichnungskunst in der neuern Zeit betrachten, so theilen sich die Arten zu zeichnen in 3 Hauptgattungen ein: mit der Feder, mit der Kreide und mit Tusche. Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf weißes Papier; bei dem erstern werden die Lichter mit wei-

ßer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber werden sie ausgespart. Die Federzeichnungen haben stets etwas Hartes, Ungefälliges, doch geben sie der Hand Sicherheit und Leichtigkeit; besonders nützlich sind sie für Landschaftszeichner. Es gibt zweierlei Arten von Federzeichnungen: entweder wird an der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffirungen verstärkt, oder es werden nur die Umrisse mit der Feder angegeben und der Schatten wird sanft getuscht. Dies ist besonders geeignet für architektonische Zeichnungen, wie auch für historische Skizzen. Die Kreidezeichnungen sind die gebräuchlichsten und am geeignetsten für alle Kunstlehrlinge, weil sich hier Fehler verwischen und verdecken lassen. Man bedient sich dazu sowol der schwarzen als rothen Kreide, und höht, wenn der Grund farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie schabt und sie verwischt mit kleinen Rollen von Papier oder Leder aufträgt, welche Wischer heißen, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches und gefälliges Ansehen, obgleich weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die, nach dem französischen Namen des Wischers, auch à l'estompe heißt, eignet sich besonders, um breite Massen und Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffect hervorzubringen. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden; diese eignen sich besonders zu Portraits. In diese Gattung von Zeichnungen gehören ferner die mit Bleistift und Silberstift auf Papier und Pergament, die sich zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände eignen; man nennt dies crayonnirte Zeichnungen, bisweilen sind sie ganz zart mit einer trocknen Farbe untermischt. Das Tuschen geschieht vermittelst des Pinsels, auf weißes Papier, mit ausgesparten Lichtern, entweder mit chinesischer Tusche, oder mit Sepia und Bister, mit Indigo und Carmin gemischt. Diese Art zu

zeichnen gestattet die höchste Vollendung und ist in allen verschiedenen Gattungen der darzustellenden Gegenstände sehr anwendbar. — Alle Zeichnungen werden in 5 Classen eingetheilt: in Gedanken oder erste Entwürfe, in ausgeführte Zeichnungen, in Studien, in Akademien und Cartons. Jene sind die ersten Einfälle, die der Künstler aufs Papier wirft, um ein vorhabendes Werk darnach auszuführen. Man nennt sie Skizzen oder Croquis; ihr Zweck ist bloß, den ersten noch rohen Gedanken festzuhalten, und so wenig man strenge Richtigkeit oder Zartheit von ihnen erwarten darf, so hoch werden sie doch geschätzt, wenn ein Meister sie mit Geist und Kühnheit entwarf. Man nennt sie auch tockirte Zeichnungen (dessins heurtés); sie machen den größten Reichthum der Sammlungen von Handzeichnungen aus. Ausgeführte Zeichnungen nennt man diejenigen, die sorgsam vollendet und mit Andeutungen aller Kleinigkeiten ausgearbeitet sind. Unter Studien versteht man einzelne Theile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben oder nach dem Runden (d'après la bosse) gemacht sind, als Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. Hierher gehören auch Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln, welche man macht, um die Anatomie zu studiren. Von Gewändern, von Thieren, Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landschaften macht sich der Künstler ebenfalls Studien, welche dann bei der Ausführung von großem Nutzen sind. Akademien oder Acte nennt man die Figuren, welche in den Malerakademien nach dem lebendigen Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenerleuchtung in allerlei Stellungen gesetzt, wobei künstliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und schwere Wendungen vorkommen, um die Schüler unter Aufsicht der Professoren darin zu üben. Um Faltenwurf und Bekleidung zu studiren, werden die Gewänder auf den Gliedermann (Mannequin), eine hölzerne Figur, deren Gelenke beweglich sind gelegt, und

darnach gezeichnet; oft werden die Gewänder naß darauf gelegt, um sich desto bestimmter den Formen anzuschmiegen und diese durchschimmern zu lassen. Cartons (s. d.) sind Zeichnungen auf grauem Papier, in derselben Größe, als das darnach auszuführende Gemälde. — Noch bedienen sich die Künstler verschiedener Hülfsmittel, um den Umriß eines Gemäldes auf eine andre Leinwand zu übertragen, wenn sie es recht treu copiren wollen, oder wenn sie ihren Entwurf nur auf den Grund, auf dem sie ihn auszuführen gedenken, wiederholen wollen. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in abgemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehen. Dann wird es leicht, in jedes Quadrat das zu zeichnen, was im Original darin steht. Soll es ganz in derselben Größe sein, so zeichnet man oft den Umriß durch einen aufgespannten schwarzen Flor, von welchem man ihn hernach abdrückt; dies gibt zwar keine bestimmte Form, aber es deutet genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß, und erspart dadurch dem Künstler viel Zeit. Will man die scharf bestimmte Form aber nachzeichnen, so muß man eine Calque machen, d. h. man nimmt mit Firniß getränktes, ganz durchsichtiges Papier, und legt es auf das Gemälde, der Umriß wird nun mit einem feinen Stift umschrieben, dann auf der andern Seite des Papiers mit geschabter Kreide bestrichen, und nun abgedrückt, indem man den Umriß mit dem Stifte nochmals übergeht; dies nennt man calkiren. — Die Handzeichnungen großer Meister werden stets sehr geschätzt, da sich in ihnen das erste Feuer, womit sie eine Idee fassen, am deutlichsten und genialsten ausspricht.

Zeichnungslehre, technische. Diese begreift: 1) die praktisch-mathematische Zeichnungslehre, als Vorbereitung zur topographischen, Situations-, Fortifications-, taktischen-, Artillerie- und Maschinenzeichnung; 2) die topographische Situationszeich-

nungslehre (s. d.), oder die Anweisung, ökonomische, chorographische, hydrographische, geographische, taktische und petrographische Charten zu entwerfen und zu zeichnen; 3) die eigentliche Fortifications-, Architektur-, Perspectiv-, Artillerie- und Maschinen-Zeichnungslehre.

Zeit ist das allgemeine Verhältniß, in welchem alle wahrnehmbaren Dinge stehen, insofern sie entstehen, blühen und verschwinden. Als eine dem wahrnehmenden Geiste nothwendige Form, durch welche das wahrnehmbare Mannigfaltige als nach einander bestehend zur Einheit verbunden wird, ist die Zeit kein äußerer Gegenstand, auch kein Verhältniß einzelner Dinge zu einander. Sie ist vielmehr, wie die Erscheinungswelt, deren Form sie ist, unendlich und ohne Unterbrechung. Von einer bestimmten Zeit aber (relative Zeit) reden wir nur in Hinsicht Dessen, was die Zeit erfüllt. Hiernach unterscheiden wir auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ihre relativen Bestandtheile, die stetig in einander übergehen.

Zeitalter, die vier (Mythol.). Der Gedanke, daß es einst eine vollkommen glückliche Zeit des Menschengeschlechts gegeben habe, und diese durch die allmälige Verschlimmerung des letztern verschwunden sei, hat ungeachtet der traurigen Empfindungen, die er erregt, theils für den denkenden Menschen, der in dem Drucke der Verhältnisse lebt, theils für die Phantasie der Dichter etwas zu Reizendes, als daß man sich darüber wundern sollte, daß diese Letztern schon in den ältern Zeiten eine Schilderung jenes idealen glücklichen Zeitalters gewagt haben. Die ersten Dichter, die uns eine etwas vollendete und reizend sein sollende Beschreibung dieses Zeitalters und seiner allmäligen Verschlimmerung hinterlassen haben, sind Hesiod und Ovid. Nach der Dichtung, die der Letztere in s. »Metamorphosen« aufgestellt, folgten, seit der Entstehung der Erde, vielerlei Zeitalter auf einander, nämlich: 1) Das goldene Zeitalter, unter der Regierung der Saturn. Da lebten

die Menschen frei, ohne Gesetze und Richter; sie kannten nur ihre Ufer, keine Schiffe, keine Waffen, keine Kriege und Krieger; ihre Felder trugen Früchte, ohne geackert zu werden, es herrschte in diesem Zeitalter ein immerwährender Frühling. Unter Jupiter's Regierung folgte 2) das silberne Zeitalter. Jupiter theilte das Jahr in 4 Jahreszeiten. Die Menschen, die vorher auf den Feldern und in den Wäldern gewohnt hatten, fingen nun an, Häuser zu beziehen und das Feld zu bauen. Darauf trat 3) das eherne oder erzene Zeitalter ein, in dem schon Wildheit und Liebe zu den Waffen sich zeigte, doch aber die Menschheit sich noch keiner Verbrechen schuldig machte. Endlich erschien 4) das eiserne Zeitalter. In diesem hörten Treue und Redlichkeit auf, und Betrug, Hinterlist, Habsucht und Gewalt traten an ihre Stelle. Man fing an, Schiffe zu bauen, die Felder auszumessen; man suchte die in der Erde verborgenen Reichthümer auf; man entdeckte das Eisen und schmiedete Waffen: es entstanden Kriege, Raub und Mord, und Asträa floh zum Himmel zurück. Die Giganten stürmten den Himmel. Diese Darstellung Ovid's ist von Dichtern und Philosophen vielfältig nachgeahmt und weiter bearbeitet worden. Hesiod stellt zwischen das eherne und eiserne noch das heroische, welches die griechische Heldenzeit begreift. Etwas Aehnliches dieser Weltalter findet sich in den Jugs der Inder. (Vgl. Periode und Weltalter.)

Zeiten. Dieses Ausdrucks bedient man sich 1) in der musikalischen Taktlehre; 2) in der Rhythmik und Prosodie. Dort sind es die Theile des Takts, hier des Fußes, und man redet hier wie dort von guten und schlechten Zeiten, welche durch Arsis und Thesis bestimmt werden. (S. d. und Rhythmus.)

Zeitgeist. Da die größten Mißverständnisse sich an diesen Ausdruck knüpfen, und unter demselben die subjective Ansicht, die

Wünsche und Bedürfnisse Einzelner oder Mehrer, mit dem Bedürfnisse der Völker und Staaten einer Zeit allzu häufig verwechselt wird, so ist es zweckmäßig, in einem Werke, welches dem Geist der Zeit entsprechend sein soll, eine Bestimmung desselben nicht zu übergehen. Übelen sagt: »Der Zeitgeist ist die Summe herrschender Ideen, die durch Inhalt oder Form einer Zeit eigenthümlich angehören und sie von andern unterscheiden. Freiheit und Nothwendigkeit erzeugen zusammen solchen Geist«.

Zeitmaß, s. Tempo.

Zeitmesser, s. Chronometer.

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitrenten, s. Renten und Annuitäten.

Zeitschriften, Journale, s. Literaturzeitungen.

Zeitungen. Dieses Mittel, die Zeitereignisse schnell bekannt zu machen, Ideen darüber in Umlauf zu setzen, neue Erfindungen mitzutheilen, überhaupt Nachrichten aller Art zu verbreiten, um dadurch den Gang der bürgerlichen Geschäfte zu erleichtern, sowie auf die öffentliche Meinung einzuwirken, ist eine aus den Fortschritten der Cultur hervorgegangene Erfindung neuerer Zeit die durch die Einführung der Buchdruckerkunst und der Posten begünstigt, nach und nach eine unübersehbare Ausdehnung und einen so unübersehbaren Einfluß gewonnen hat. Das deutsche Wort Zeitung kommt nicht von Zeit her, sondern von dem veralteten Theidinge oder Theidung (engl. tidings), geschehene Dinge, Begebenheiten. Ihren Ursprung hatten sie in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig mit Soleiman II. in Dalmatien führen mußte, gab Veranlassung, daß man in Venedig von 1563 an die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in geschriebenen Blättern (notizie scritte) an einem besondern Orte den Neugierigen zum Lesen mittheilte. Das Lesegeld dafür wurde in einer

jetzt nicht mehr gangbaren Scheidemünze, gazetta, bezahlt, und dieser Name ging auf die Neuigkeitsblätter selbst in Italien und später in Frankreich (gazette) über. Eine 60jährige Sammlung dieser Blätter wird in der Magliabecchi'schen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt. In England erschien der „English mercury" zuerst 1588, als die große spanische Armada die britischen Künste bedrohte. Der dreißigjährige Krieg gab einer eigenen engl. »Kriegschronik« die Entstehung. Dann entstanden in England Mercuries. Die ersten eigentlichen englischen Zeitungen sind: 1) Der „Public intelligencer", und 2) die „London gazette" von 1665. In Deutschland kamen im Anfange des 16. Jahrhunderts ähnliche Blätter auf, und zwar die sog. Relationen zuerst zu Augsburg und Wien 1524, zu Regensburg 1528, zu Dillingen 1569, zu Nürnberg 1571, wo sie anfänglich in Briefform und gedruckt erschienen, jedoch ohne Angabe des Druckorts oder einer Nummer. Als das erste fortlaufende deutsche Neuigkeitsblatt kennt man die »Aviso, Relation oder Zeitung: was sich begeben oder zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich ꝛc., in Ost- und Westindien ꝛc.«, 1612, in numerirten Blättern gedruckt. 1615 wurde zu Frankfurt a. M. das »Frankfurter Journal« von dem Buchhändler Emmel angefangen. Diesem gebührt das Verdienst der Einführung regelmäßiger Zeitungen. — 1617 kamen ebendaselbst die »Post Avisen« heraus, welche der Postmeister v. d. Birghden veranstaltete. 1618 folgte dann der »Postreiter« in Fulda, und beinahe ebenso frühe Spuren hat man von nürnberger, augsburger und brüsseler Zeitungen. Seitdem erschienen nach und nach an verschiedenen Orten unter den Titeln: Relation, Ristretto, Correspondent (s. Hamburger Correspondent), Courier, Chronik, Realzeitung u. dgl. öffentliche Zeitungsblätter, die in der Regel mit einem landesherrlichen Privilegium versehen waren und von den

Regierungen unter Censur gestellt wurden. — Aber erst mit dem Anfange der franz. Revolution erhielten die politischen Zeitungen den höhern Charakter, der ihnen früher, wo sie sich auf bloße Mittheilung von Neuigkeiten einschränkten, mit Ausnahme Englands, gänzlich abging. Es stellten sich nun, da die Pressen freigegeben wurden, anstatt der früher als verächtlich betrachteten Zeitungsschreiber, durch Talent, Geist, Patriotismus und oft auch Geburt ausgezeichnete Männer an ihre Spitze, sie sonderten sich nach den politischen Parteien und Farben, die öffentlichen Angelegenheiten des Volks wurden in ihnen erörtert, die Verhandlungen der Nationalversammlung, durch Geschwindschreiber aufgezeichnet, in ihnen mitgetheilt und, je nachdem die Blätter der einen oder der andern Partei zugethan waren, gelobt oder getadelt. So schwer es sein mochte, aus ihnen den wahren Zustand der Dinge kennen zu lernen, so wirkten sie doch bedeutend auf die politische Ausbildung des Volks und gewöhnten dasselbe über die öffentlichen Angelegenheiten nachzudenken. Bei den Engländern war dies Alles schon früher so gewesen. Die Franzosen ahmten eigentlich ihnen nur darin nach, wußten aber weniger als ihre Nachbarn Maß und Ziel zu halten.

Zeitz gehört zum Regierungsbezirk Merseburg im preuß. Herzogthum Sachsen. Sie zählt 618 H. und 7000 Einw. Die Stadt ist alt, hat aber, als ehemaliger Sitz verschiedener Behörden, zum Theil gute Gebäude, ein Schloß, die Moritzburg genannt, 4 Kirchen und ein nicht unberühmtes Gymnasium, das eine gute Bibliothek von 12,000 Bdn. und vielen Handschriften besitzt. Nahe bei der Stadt an der Elster ist der sogenannte Thiergarten, ein sehr schöner Park. Das ehemalige Bisthum Zeitz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der Wenden zum Christenthum zu befördern. In der Folge fanden es der Bischof und seine Geistlichen gerathener, ih-

ren Sitz (1029) nach dem, mehr Annehmlichkeit darbietenden Naumburg zu verlegen, und das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeitz. Als der letzte kathol. Bischof, Jul. Pflug, 1564 starb, wurde dem Kurhause Sachsen durch einen Vergleich die Administration des Stiftes übertragen. Schon früher hatte Kursachsen die landesfürstl. Hoheit und Schutzgerechtigkeit über die in seinen Ländern gelegenen Stifter behauptet. Kurfürst Johann Georg I. vermachte in seinem Testamente (1652) das Stift Naumburg-Zeitz, nebst verschiedenen andern Aemtern, seinem jüngsten Sohne Moritz, welcher der Stifter der sachsen-zeitzischen Nebenlinie wurde, die bereits im ersten Viertel des vor. Jahrh. mit seinen Söhnen wieder ausstarb. Durch einen 1726 geschlossenen Vergleich wurde das weltliche Stiftregiment dem Kurhause Sachsen auf immer übertragen, die Kirchensachen aber wurden dem sächsischen Geheimenrathscollegio überlassen. Diese Verfassung ist bis 1815 beibehalten worden wo das ganze Stift Naumburg-Zeitz, mit Ausnahme eines Bezirks von einer Quadratmeile, an Preußen abgetreten wurde.

Zellgewebe (tela cellularis) nennt man die Urbildung der organischen Körper, welche sich in allen einzelnen Organen befindet, sie alle umgibt und verbindet, und woraus sich die letztern nach der Ansicht mancher Physiologen bilden. Wenn man die Muskelfibern der Länge nach auseinander reißt, bemerkt man viele kleine weiße Fäserchen, welche den getrennten Fibern anhängen, diese sind eben reines Zellgewebe. Es besteht aus einer großen Menge kleiner Zellen, welche unter einander zusammenhängen, und thierischen Dunst, Fett oder auch krankhafter Weise serös-wässerige Flüssigkeit enthalten.

Zeloten waren eigentlich bei den Juden Diejenigen, welche für die Ehre Gottes und ihres Tempels, sowie für ihre Gesetze eiferten, und die öfters soweit gingen, daß sie einen vermeintlichen Gottes-

verächter oder Sabbathsſchänder ſofort ſteinigten oder ſonſt aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. Jetzt belegt man diejenigen mit dieſem Namen, welche ohne Ueberlegung und mit ungebührlicher Strenge ſich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen Andersdenkende eifern.

Zelter (Karl Friedrich), Profeſſor und Director der Singakademie in Berlin, geb. daſelbſt 1758, ſtarb am 15. Mai 1832.

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, Paßgänger, folglich bequem zum Reiten iſt; daher auch in den alten Ritterromanen die Damen gewöhnlich auf Zeltern reiten. Es kommt von dem nicht mehr gewöhnlichen, aber in alten Wörterbüchern ſich noch findenden Worte: der Zelt (franz. amble) her, das den Gang eines Pferdes zwiſchen Paß und Trab bedeutet.

Zend, ſ. Perſiſche Sprache.

Zend-Aveſta (lebendiges Wort) iſt der Name der heiligen Bücher, welche die Nachkommen der alten Perſer, die Gebern (ſ. d.) oder Gauern in Perſien und die Parſen in Indien, von ihrem Religionslehrer und Geſetzgeber Zoroaſter (ſ. d.) oder Zerduſcht vor mehr als 4000 Jahren erhalten zu haben behaupten. Engliſche und franz. Reiſende hatten ſchon früher über die Religion der Gebern und ihre heil. Bücher einige, aber unvollſtändige Nachrichten gegeben. Anquetil du Perron (ſ. d.) erlernte während ſeines Aufenthalts in Indien die heil. Sprache, in welcher jene Bücher geſchrieben ſind, brachte Abſchriften derſelben bei der Rückkehr nach Europa mit, und gab 1771 eine franz. Ueberſetzung des Zend-Aveſta heraus. Es erſchien nachher eine deutſche Ueberſetzung von Kleuker, unter dem Titel: »Zend-Aveſta, Zoroaſters lebendiges Wort u. ſ. w.« (Riga 1776 — 78, 3 Thle.), und ſpäter: »Zend-Aveſta im Kleinen, ein Auszug aus den Zendbüchern« (von Kleuker 1789). Engliſche und deutſche

Gelehrte erhoben bald Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieser Schriften, woraus Streitigkeiten entstanden, über welche der »Anhang zum Zend-Avesta u. s. w.« (von Kleuker, 1783), weitere Auskunft gibt. Auch die Feueranbeter selbst sollen zugegeben haben, daß der echte Zend-Avesta längst verloren sei. Ihre jetzigen heil. Bücher seien Legenden des Mittelalters, und die Religion der jetzigen Gebern sei eine Mischung von alten gebrischen, christlichen und vielleicht selbst mohammedanischen Vorstellungen. Dagegen hat neulich Rask (»Ueber das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zend-Avesta,« übers. v. Hagen, Berlin 1826) die Echtheit des Zend-Avesta, wenigstens einiger Theile desselben, erwiesen, aber den Verf. unentschieden gelassen. Der Zend-Avesta besteht aus 5 Büchern, welche in der Zendsprache geschrieben sind. Ein Theil derselben soll dem Zoroaster von Ormuzd, dem höchsten Weltregierer, geoffenbart worden sein. Sie enthalten die Lehren von dem höchsten guten Wesen (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem bösen Wesen (Ahriman), von den Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt u. s. w., und werden beim öffentlichen Gottesdienste vorgelesen. Ein andrer Theil derselben besteht aus einer Sammlung kleinerer Aufsätze und Bruchstücke verschiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreisungen der vornehmsten Genien des Himmels, Sittensprüche u. s. w. Diese sind von verschiedenen Verfassern und in verschiedenen Mundarten geschrieben. Auch sind in diesen Büchern historische und geographische Notizen enthalten, die jedoch verschiedener Auslegungen fähig zu sein scheinen. Ueber den Inhalt der Zendschriften vgl. Rhode, »Die heil. Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zendvolks« (Frkft. am M. 1820).

Zenith (arab.), der Punkt, welcher gerade über dem Haupte, dem Scheitel des Zuschauers steht, und als der höchste Punkt des

Himmels betrachtet wird, Scheitelpunkt. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eigenes Zenith, und man findet es mit Hülfe des Bleiloths, nach welchem die Achse eines Fernrohrs lothrecht gestellt wird, sodaß das Auge dadurch gerade in dem Scheitel steht. — Der entgegengesetzte oder Fußpunkt heißt Nadir (s. d.).

Zeno, ein Philosoph der eleatischen Schule, aus Elea gebürtig, umgef. 500 vor Chr. Er wird als der Erweiterer und Vollender der Dialektik (der Kunst, sich und seinen Gegner bei philosoph. Gesprächen und Disputiren in strenger logischer Consequenz zu halten) angegeben. Seine Lehrsätze sind nur fragmentarisch auf uns gekommen. Er war übrigens der Lehrer des berühmten Perikles (s. d. A.), und ein moralisch guter, hochherziger Mann. Als sein Unternehmen, seinem Vaterlande die Freiheit gegen den Tyrann Nearchus zu verschaffen, mißlang, erduldete er die fürchterlichste Folter; ja er biß sich, um seine Mitverschwornen nicht verrathen zu können, die Zunge ab. Er soll zuletzt in einem Mörser zerstampft worden sein. — Ein anderer Philosoph gleiches Namens, ein Zeitgenosse Epikurs, aus Citium auf Cypern, blühte ungef. 260 vor Chr., welcher, als Kaufmann in Athen gescheitert, sich der Philosophie widmete und zuletzt der Stifter der stoischen Schule ward (s. Stoiker), dessen Philosophie auch bei den Römern viel Anhänger fand, und der wegen der Strenge seiner Moral bei den Athenern in dem höchsten Grade der Verehrung stand.

Zeno (Apostolo), berühmt als Dichter und Literator, geb. den 11. Dec. 1668 zu Venedig.

Zenobia (Septimia), eine berühmte Herrscherin in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh., die sich durch männlichen Heldenmuth, einen hohen Grad von Klugheit und List über ihr Zeitalter erhob. Gemahlin des Odenathus, des Stifters des palmyrenischen Reichs in

Syrien, übernahm sie nach dessen Tode im J. Chr. 267 die Regierung und verwaltete sie im Namen ihrer Söhne mit vielem Glücke. Bei der Schwäche der damaligen römischen Kaiser, die ihr Stolz verachtete, hatte sie sich der Oberherrschaft derselben entzogen, vergrößerte ihr Reich durch beträchtliche Eroberungen, und nannte sich Königin des Orients. Nachdem Kaiser Aurelian ihr Heer, welches den hartnäckigsten Widerstand leistete, geschlagen hatte, ward sie endlich selbst in Palmyra belagert. Alle Hoffnung eines glücklichen Ausganges für sie war verschwunden. Aurelian schrieb ihr eigenhändig und versprach ihr das Leben, wenn sie sich ihm ergeben würde. Aber Z. verwarf diesen Antrag mit Unwillen, und antwortete, daß ihr immer Muth genug übrigbleiben werde, wie Kleopatra zu sterben. Der Kaiser wagte nun einen neuen Angriff, eroberte im J. 273 Palmyra und nahm die Z. gefangen. Er führte sie mit sich nach Rom und verherrlichte durch sie den glänzenden Triumph, den er hielt. Z. erschien in unbeschreiblicher Pracht, in einem mit Edelsteinen reich besetzten Gewande, und war an goldene Ketten gefesselt, welche ihr nachgetragen wurden. Ihr schöner Wuchs, ihre schwarzen, lebhaften Augen und eine majestätische Würde in ihrem ganzen Betragen gewannen ihr die Herzen der Römer. Sie erhielt nachher so ansehnliche Ländereien in der Gegend von Tibur, daß sie davon ihrem vorigen Stande gemäß leben konnte. Ihre Töchter wurden mit den vornehmsten Römern verheirathet, ihr Sohn, Vabollath, erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien, und ihre Nachkommenschaft soll noch am Ende des 4. Jahrh. zu Rom geblüht haben. Calderon hat die Zenobia auf die Bühne gebracht.

Zeolith, ein Fossil, von meist weißer, auch rother, braunrother, gelber, bläulichgrauer Farbe, welches durch Erwärmen elektrisch wird,

u. a. die Eigenschaft hat, daß es sich vor dem Löthrohre schäumend aufbläht (daher auch Brausestein).

Zephyr, ein sanfter, kühler, angenehmer Wind; für Griechenland der Westwind, eigentl. der Westsüdwestwind. Der griech. Name bedeutet, nach der Herleitung, einen Wind, der lebendig macht, weil zu der Zeit, wenn dieser Wind anfängt zu wehen, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte er unter die geringern Gottheiten, war ein Sohn des Äolus oder des Asträus und der Aurora, und Liebhaber der Chloris oder Flora. Mit der Harpyie Podarge erzeugte er die schnellen Rosse des Achilles: Xanthos und Balios, und mit einer Andern den Arion. Verschmäht von Hyacinthos war er Ursache seines Todes, indem er des Apollo Wurfscheibe nach dessen Kopfe fliegen ließ. Auch gibt man ihm eine der Horen zur Gemahlin. Bei den Römern hieß er Favonius. Unter seinem Schutze standen die Blumen und Erdfrüchte. Man stellte ihn als einen schönen, sanften Jüngling vor, nackt mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, oder in der Falte seines Mantels Blumen tragend. Bei unsern Dichtern kommen nicht nur häufig Zephyre, sondern auch Zephyretten vor.

Zerboni di Sposetti. Durch die Revolution in Frankreich war eine besondere Furcht über die Höfe und Cabinette gekommen, überall witterten sie Jakobiner, jeder freigesinnte und freimüthige Mann ward verdächtig; mit besonderer Aengstlichkeit wachten die Preußen in dem eroberten Theile von Polen. Auf ein Schreiben, das der Minister v. Hoym dem Könige mitgetheilt hatte, wurde Z. zuerst nach Glaz dann nach Spandau und von da nach Magdeburg als Staats- und Majestätsverbrecher auf königl. Gnade gesetzt. Da jener Brief allein dazu nicht hinreichend schien, so hatte der Minister Hoym aus den Briefen, die in Z.'s Schreibtisch gefunden worden waren, Aus-

züge machen lassen, woraus sich ergeben sollte, daß Z. das Haupt einer Verschwörung sei. 3 Jahre lang schmachtete Z. in engem Gewahrsam, bis es ihm endlich gelang, auf dem Wege des Rechts seine Vertheidigung einzuleiten. Er ward freigesprochen. Später trat er in seine Dienstverhältnisse zurück und war zuletzt Oberpräsident des Großherzogthums Posen, geschmückt mit mehren Orden des Königreichs.— Unter dem Titel: »Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreuß. Kriegs- und Domainenraths Zerboni und seiner Freunde« (1801), machte Z. seine Schicksale bekannt. Im Jan. 1825 ward er wegen Kränklichkeit von seinen Amtsgeschäften entbunden, und der bisherige Regierungs-Chef-Präsident Baumann sein Nachfolger.

Zerbst, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, war ehemals die Hauptstadt des Fürstenthums Anhalt-Zerbst (s. Anhalt). Die Stadt liegt an der Nuthe, eine Meile von der Elbe, in einem ebenen, sandigen Boden, hat ein schönes, außerhalb gelegenes Residenzschloß, eine sehr alte Kirche von schönem altdeutschen Style (von dem gegenwärtigen Herzog erneuert), 4 Vorstädte und in 1580 H. 8000 Einw.

Zerdusicht, s. Zoroaster.

Zergliederung, s. Analysis; Zergliederungskunst, s. Anatomie.

Zerknirschung (contritio) wird die Traurigkeit genannt, welche sich des Menschen bei einer aufrichtigen und lebhaften Reue über seine Sünden bemächtigt, weil er sich durch das niederschlagende Bewußtsein derselben gleichsam zermalmt und in seinem Innern vernichtet fühlt. Sie entsteht durch die Schrecken des Gewissens, welche die Erkenntniß der Sünde bei der Vorstellung des übertretenen Gesetzes bewirkt; nach evangel. Ansicht ohne eignes Verdienst des Reuigen, zufolge einer göttlichen Einwirkung, weil das Gesetz und der Aus-

spruch des Gewissens Gottes Stimme ist; nach kathol. Ansicht, als Handlung des freien Willens, die ein Verdienst haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Diese Verschiedenheit hat einen bedeutenden Einfluß auf die Moral beider Kirchen gehabt, welcher noch jetzt in dem sittlichen Zustande ihrer Glieder merkbar ist.

Zerlegung oder Zersetzung (chemische Trennung, Scheidung) ist das chemische Verfahren, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichar igen Bestandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, wodurch dies geschieht, als Abdampfen, Auflösen, Niederschlagen, Schmelzen, Destilliren und Sublimiren, wirken mittelst der chemischen Verwandtschaft; denn indem sie mit einem Bestandtheile des zu zerlegenden Körpers näher verwandt sind, als dieser mit dem ihm verbundenen Bestandtheile, bewirken sie, daß er denselben verläßt und sich mit ihnen verbindet. Sie unterscheidet sich also wesentlich von der mechanischen Trennung der Körper, welche durch Druck und äußere Bewegung geschieht und die Körper in gleichartige Theile zertheilt.

Zerrenner (Karl Christoph Gottlieb), k. preuß. Consistorial- und Schulrath, Director des kön. Schullehrerseminariums in Magdeburg und Schulinspector daselbst, Ritter des rothen Adlerordens, wurde den 15. Mai 1780 in Beiendorf geb., einem Dorfe nicht weit von Magdeburg, wo s. Vater, Heinr. Gottlieb, der 1811 in Derenburg als Consistorialrath und Generalsuperintendent starb, als populairer Kanzelredner, sowie als Volks- und pädagogischer Schriftsteller berühmt, Prediger war. Z. hat sich auch als Schriftsteller durch praktische Lehr- und Methodenbücher große Verdienste um das Schulwesen erworben.

Zeruane Akherene, in der alten persischen Religion, die

Zeit ohne Grenzen, der Urgrund des Seins von welchem das wirkende Wort, Honover ausgeht.

Zeschau (Heinrich Wilhelm v.), kön. sächs. Generallieutenant, Staatssecretair der Militairangelegenheiten, erster Generaladjutant des Königs und Gouverneur von Dresden, ist geb. 1760 zu Garrenchen bei Luckau in der Niederlausitz, in welcher Provinz sein Vater eine Landesältestenstelle bekleidete.

Zettelbank, diejenige Bankanstalt, welche Zettel, sogenannte Banknoten, die auf einzelne bestimmte Summen von Münze lauten, in Umlauf setzt, mit dem Versprechen, den Nennwerth dieser Noten baar auszuzahlen jedem Inhaber, welcher dieselben der Bank zur Umtauschung gegen baare Münze einreicht (s. Circulationsbank).

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieses Wort zusammengesetzt ist, versteht man 1) den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2) ein mechanisches Hülfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird, z. B. Hebezeug, Reißzeug; 3) Geräthschaften zu verschiedenen Bedürfnissen (Weißzeug, Tischzeug). Daher ist Zeughaus 1) jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthschaften oder Werkzeuge verwahrt werden, z. B. in Seestädten das Gebäude, worin man Vorräthe zum Schiffbau hat, und beim Jagdwesen das Haus, worin das Jagdzeug aufbewahrt wird; 2) im engern Sinne ein Gebäude zur Aufbewahrung von Geschütz und andern zum Kriege erforderlichen Sachen. Das ausländische Wort Arsenal (wahrscheinlich von ars) drückt noch mehr aus und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfnisse (z. B. Geschütz, Schiffe u. s. w.) verfertigt werden. Zeugmeister, Zeugwärter sind Aufseher über gewisse Arten von Kriegsgeräthschaften. — Generalfeldzeugmeister ist bei dem östr. Heere ein Titel, der dem eines Generals der Cavalerie bei andern Heeren gleich ist, ohne alle Rücksicht auf Artillerie; aber im ehemali-

gen Königreiche Polen hieß der Befehlshaber der Artillerie Krongroß-feldzeugmeister.

Zeugung. Aus dem Standpunkte, welchen gegenwärtig die Naturwissenschaft erstiegen hat, muß die Zeugung als allgemeines Naturgesetz betrachtet werden. Demzufolge ist die Entstehung aller Dinge durch Zeugung bedingt, und es kann in der ganzen sichtbaren Natur nichts geben, was nicht gezeugt worden wäre. Diese Behauptung stimmt auch vollkommen mit dem Sprachgebrauch überein, welcher alle Naturdinge Naturerzeugnisse (Naturproducte) nennt, und dadurch verräth, daß man sehr früh schon die Allgemeinheit jenes Naturgesetzes geahnt habe. Wo aber von Erzeugnissen die Rede ist, da muß auch eine Zeugung vorausgesetzt werden, was sich von selbst versteht, weil sonst das Wort keinen seiner Ableitung entsprechenden Sinn hätte. Was in der Ahnung nur dunkel gefühlt wird, erhebt die Wissenschaft, wo sie es vermag, zur Klarheit und prägt es in deutlicher Darstellung aus: eine Wahrheit, zu welcher auch die weitere Ausführung dieses Artikels einen Beleg liefern möge. — Alle Zeugung beruht auf einem Gegensatz; dieser Gegensatz heißt Männlichkeit und Weiblichkeit, und diese Entgegensetzung ist ebenfalls keineswegs auf Pflanzen, Thiere und Menschen beschränkt, sondern ebenso allgemein als die Zeugung selbst. Die zeugenden Kräfte in der Natur sind demnach ein männliches und weibliches Princip (verursachende, zeugende Kraft), in deren Wechselwirkung die Zeugung besteht. Das Männliche verhält sich zum Weiblichen wie Positives zu Negativem, oder als Actives (Thätiges) zu Passivem (Leidendem), oder auch als Bestimmendes zu dem Bestimmtwerdenden, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob das Männliche das allein Thätige und Bestimmende, das Weibliche dagegen das rein Passive oder Leidende wäre, sondern so, daß das Männliche das vorzugsweise oder überwiegend Thätige in Beziehung auf das

Weibliche ist, welches daher in der Zeugung (Wechselwirkung) vom Männlichen mehr bestimmt oder modificirt wird, als umgekehrt das Männliche vom Weiblichen.

Zeuxis, einer der ausgezeichnetsten Maler aus Heraklea in Griechenland, ungef. 418 vor Chr., dessen Gemälde so theuer bezahlt wurden, daß er, zu großem Reichthume dadurch gelangt, zuletzt seine Gemälde verschenkte, weil sie, nach seiner eignen Behauptung, mit keinem Preise bezahlt werden könnten. An Parrhasiüs allein fand er einen Nebenbuhler, der, als Zeuxis so täuschend Weintrauben gemalt hatte, daß Vögel auf sie zuflogen, nun einen Vorhang so natürlich darüber malte, daß Zeuxis, darüber getäuscht, verlangte, er solle den Vorhang wegziehen. — Auch sein Tod wurde durch seine große Kunst herbeigeführt; denn über eine alte Hecuba, die er mit höchst lächerlicher Miene gemalt hatte, brach er einst, als er vor dies Gemälde trat, in solch ein heftiges Lachen aus, daß er den Geist darüber aufgeben mußte. Seine berühmtesten Gemälde waren: eine Helene; eine Penelope; ein Hercules, wie er als Kind die Schlange erdrückt; ein Jupiter auf dem Throne; ein Fechter ꝛc.

Ziegler (Friedrich Wilhelm), ehemaliger k. k. Hofschauspieler in Wien, Theaterconsulent und Dramaturg, geb. zu Braunschweig 1760. Er wurde ein sehr fruchtbarer Dichter, dessen Stücke damals mit jenen Iffland's und Kotzebue's die wiener und überhaupt die süddeutschen Bühnen vorherrschend erfüllten. Seit 1821 pensionnirt, lebte er in Preßburg, und starb 68 J. alt d. 21. Sept. 1827 zu Wien.

Ziethen (Hans Joachim v.), kön. preuß. General der Cavalerie, Ritter des schwarzen Adlerordens u. s. w., ward den 18. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin geb., begann seine militairische Laufbahn in seinem 14. Jahre beim

Infanterieregimente v. Schwendy, nahm einige Jahre darauf, wegen unverdienter Zurücksetzung, seine Entlassung, lebte drittehalb Jahre auf dem väterlichen Gute und trat 1726 beim Dragonerregimente v. Wuthenow als Premierlieutenant wieder in Dienste, wo er sich nun mit unermüdetem Eifer seiner neuen Waffe widmete. Nichtsdestoweniger ward er von einem unwürdigen Kameraden in Händel verwickelt, die ihm zuerst 1jährigen Festungsarrest, später sogar Cassation zuzogen. Er ward jedoch auf einiger Generale Verwendung 1730 wieder bei der Leibhusarencompagnie angestellt, die der König in Berlin errichten ließ, und aus welcher sein nachmals so berühmt gewordenes Regiment entstand. 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 den ersten Feldzug gegen Frankreich unter Befehl des östr. Generals Baronay mit, eines damals berühmten Parteigängers, auf dessen Empfehlung er 1736 zum Major ernannt ward. Im Laufe des ersten schlesischen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Obristlieutenant. Als er aber wenige Tage darauf, in der Affaire bei Rothschloß, sich besonders auszeichnete und seinen vormaligen Lehrer Baronay (der des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, verfügte der König seine Beförderung zum Oberst und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments und verlieh ihm den Verdienstorden. Es mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 mit der Vorhut eines von Olmütz aus abgesandten 15,000 Mann starken Corps bis Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der östr. Hauptstadt nie wieder ein preuß. Feldherr gekommen ist. Der zweite schlesische Krieg begann (1744), und Z. zeichnete sich schon im ersten Feldzuge so vortheilhaft aus, daß er zum Generalmajor befördert ward; im zweiten Feldzuge wollen wir nur seines berühmten Zuges nach Jägerndorf durch die östr. Armee, seiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve befehligte, und besonders des für ihn

so glorreichen Gefechts bei kathol. Hennersdorf (23. Nov.) erwähnen, mit welchem sich seine rühmliche Thätigkeit vor der Hand schloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf, nach der Schlacht bei Kesselsdorf, der Friede eintrat. Der ruhige Zeitraum von da bis zum Ausbruche des dritten schlesischen Krieges brachte dem Helden nicht den erfreulichen Zustand, den er so sehr verdiente; der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer als die Ungnade Friedrichs, die, von seinen Feinden angefacht, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte, und erst kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige auf eine Art beseitigt ward, die diesem Fürsten zur hohen Ehre gereicht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die ausgezeichneten Thaten aufzählen wollten, durch welche Z. in diesem Kriege seinen Feldherrnberuf so vielfach beurkundete. Wir erwähnen bloß, daß er für ausgezeichnet kluge Leitung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den schwarzen Adlerorden erhielt, bei Kollin, wo er auf dem rechten Flügel 100 Schwadronen befehligte, verwundet ward, bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Nádasti'schen Corps die Bahn zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit großer Umsicht und Thätigkeit leitete; späterhin aber bei Deckung des großen für das olmützer Belagerungsheer bestimmten Transportes der feindlichen Übermacht und Laudon's Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, wo er das östr. Hauptheer zurückhielt, zum General der Cavallerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entscheidung brachte, obwol ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Bald nach dem hubertsburger Frieden (1763) verheirathete sich Z. in s. 65. Jahre nochmals, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte, sowie

er denn von nun an seinen Feldherrn immer durch Beweise von Gnade und Zuneigung erfreute, die dieser so sehr verdiente, und wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch den Grabstichel verewigt sind. Unermüdlich wie er war, wollte der 79jährige Greis durchaus noch an dem bairischen Erbfolgekriege Theil nehmen, allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit gnädig ab. So von seinem Monarchen geehrt und geliebt, von seinen Untergebenen und Denen, die ihm näher standen, fast angebetet, von der großen Menge mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis am 26. Jan. 1786 zu Berlin ein sanfter, schneller Tod sein ruhmvolles Leben ohne lange Krankheit endete. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule des Helden, die Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen ließ. Sein Leben hat Louise Joh. Leop. v. Blumenhagen (Berl. 1800) herausgegeben. — Sein obengedachter, 1765 geb. Sohn war früher Rittmeister bei den Husaren und ist jetzt kön. Landrath des ruppiner Kreises und Ritter des rothen Adlerordens 3. Classe, noch jetzt wohnhaft auf dem väterlichen Gute Wustrau. — Der Generallieutenant, Graf v. Ziethen, Ritter des schwarzen Adlerordens und mehrer a. Orden, war der Sohn des Rittmeisters v. Z. bei dem ehemaligen Gendarmenregimente, diente 1806 bei dem Regim. Königin Dragoner (jetzt Königin Kuirassier), hat sich insbesondere in dem Kriege von 1813 — 15 gegen die Franzosen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Nach dem zweiten pariser Frieden ward er zum Befehlshaber des preuß. Besatzungsheers ernannt. Nach seiner Zurückkunft ward er Militairgouverneur von Schlesien. Er stammt aus dem Hause Dechtow, im Ländchen Bellin, und ist ein Vetter des Landraths.

Ziffern sind die Zeichen der Zahlen (s. d.). Sie sind aber entweder entlehnte Zeichen, wie die Buchstaben, mit welchen die Griechen und mehre nordische Völker die Zahlen schrieben, oder eigenthümliche, wie die römischen und die neuern, oder richtiger die arabischen Zahlen. Diese Zahlzeichen (1 2 3 4 5 6 7 8 9 0), welche sich noch dazu erst später bestimmter ausgebildet haben, kommen von den Arabern; welche nach Abulpharag („Dynast", I, S. 16.) den Indiern ihre Erfindung beilegen. Schon im 9. Jahrh. kommen sie, jedoch selten, z. B. in Frankreich vor. Erst im 11. Jahrh. wurde ihr Gebrauch in Europa allgemeiner. Die römischen Ziffern sollen nach de Matthäis von den Nägeln sich herschreiben, welche die Etrusker und dann die Römer in ihrer ältesten Zeit in ihre Tempel jährlich einschlagen ließen, um damit die Zeitrechnung zu bezeichnen. Von den römischen Zahlzeichen findet sich wahrscheinlich auf der Inschrift der **columna rostrata** die älteste Spur.

Ziffernmethode, in der Musik die Methode, die Töne und Tonverhältnisse durch Ziffern zu bezeichnen.

Zigeuner, ein Nomadenvolk, dessen offenbar asiatische Bildung, Sprache und Sitten durchaus von allen europäischen abweichen. Der Name wird zwar von Mehren für eigentlich deutsch gehalten, und von Zieh-Gauner hergeleitet, allein Dem steht entgegen, daß sie schon bei ihrer Ankunft in Ungarn im Anfange des 15. Jahrh. Zigani und Zingani, auch von den Italienern, Walachen und selbst von den Türken Zingari, Tschingani und Zigani genannt werden. Dieser Name kommt nicht von den Sigynnen her, welche Herodot vom Pontus bis zum adriat. Meere wohnen läßt, sondern es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß er ursprünglich indisch ist. Denn am Ausflusse des Indus gibt es noch jetzt ein solches Volk, die Tschinganen, und der Lieutenant Pottinger, welcher sie kürzlich in Beluchistan auf der persi-

schen Grenze traf, bestätigt die Ähnlichkeit ihrer Sitten mit den Gebräuchen der Zigeuner. Die Holländer nennen diese Heiden, die Schweden und Dänen Tataren, die Engländer Ägyptier (Gypsies), die Franzosen Böhmen (Bohémiens), die Spanier endlich Gitanos, welches überhaupt den schlauen Charakter bezeichnet. Sie nennen sich selbst Pharaòn, auch Sinte (was mit Sinde, dem hindostanischen Namen der Hindus, übereinstimmt). Dies Volk ist zwar durch ganz Europa verbreitet, und es können leicht an 700,000 durch Europa zerstreut sein; indessen scheinen die meisten im südl. Spanien herumzuschweifen. In England gibt es über 18,000. Meisterhaft hat sie Walter Scott im »Astrologen« geschildert. Auch in England glaubt man, daß sie indischen Ursprungs seien, und zwar sollen sie zum Stamme der Sinder gehört haben, einer indischen Kaste, die um 1400 bei Timur's Kriegszuge zersprengt worden sei. Ihre Sprache ist mit wenig Verschiedenheiten in ganz Europa dieselbe und stimmt noch jetzt mit der Sprache ihrer ehemaligen Landsleute überein. Man will jetzt für sie in England Schulen stiften und durch die Missionsanstalt sie bekehren. In Deutschland und Frankreich sind sie nur einzeln, desto zahlreicher aber in Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau, wo an 200,000 leben. Noch häufiger trifft man sie in Bessarabien, der Krim, um Konstantinopel und in der ganzen Türkei. Man kennt ihr äußeres Ansehen: die gelbbraune oder Olivenfarbe ihrer Haut, die Kohlenschwärze ihrer Haare und ihrer Augen, die blendende Weiße ihrer Zähne, weßwegen manche ihrer Mädchen, vorzüglich in Spanien, für große Schönheiten gehalten werden. Dazu kommt das Ebenmaß ihrer Glieder, welches selbst den Männern nicht fehlt, die übrigens ein zurückschreckendes, scheues Ansehen haben. Der Zigeuner ist schlank und gewandt, selten von hohem oder starkem Wuchs; seine Physiognomie zeigt Leichtsinn und Gemüthlichkeit. Sie haben selten feste

Wohnplätze. Wo es das Klima erlaubt (und sie ziehen deßwegen die südlichen Länder vor), sind sie hordenweise in Wäldern und Einöden anzutreffen. Selten führen sie Zelte mit sich, sondern gegen die Winterkälte schützen sie sich durch den Aufenthalt in Höhlen und Grotten, oder sie bauen sich Erdhütten, die einige Fuß in die Erde gegraben und obenher mit Rasen, auf Sparren gelegt, bedeckt sind. In Spanien, und selbst in Ungarn und Siebenbürgen, gibt es dennoch mehre, die Gewerbe treiben. Sie sind Gastwirthe, Pferdeärzte, Roßhändler, Schmiede, bessern alte Kessel und Pfannen aus, verfertigen Eisenwaaren, Nägel u. dgl. Einige arbeiten auch in Holz Löffel, Spindeln, Tröge, oder sie helfen dem Landmann auf dem Felde. Man rühmt ihre musikalische Anlage. Sie beschränkt sich aber auf Instrumentalmusik, die sie meist nach dem Gehör treiben. Sie spielen die Violine, die Maultrommel, blasen Waldhorn, Flöte, Hautbois. Ihre Tanzmusik ist froh und gefühlvoll, daher bei den Bällen in Klausenburg gewöhnlich eine Bande Zigeuner spielt; auch bei den ungarischen und polnischen Nationaltänzen gibt es keine bessern Spielleute. Bei ihren Nationaltänzen und überhaupt ist ihre Mimik sprechend. — Die in Deutschland sonst herumziehenden Zigeuner verübten meistens Gaunereien, indem die Weiber wahrsagten, die Karte schlugen, die Männer aber ihre sogen. »starken Mannskünste« (als Luftspringer, Seiltänzer ꝛc.) trieben. 1801 entdeckte man in der Mark eine Zigeunerbande, die sich das hohe Corps zum heil. Kreuz nannte, einen König hatte und Reichstage hielt. Ihre Weiber sind in den jüngern Jahren, besonders in Spanien, Tänzerinnen. Sobald sie etwas älter werden, treiben sie durchgehends Wahrsagerei und Chiromantie. Dies Gewerbe ist ihnen durch die ganze Welt eigen, und eine Hauptquelle ihres Erwerbes. Die Kinder gehen bis ins 10. Jahr vollkommen nackt. Erwachsene haben nur Hemd und Hose, oder Rock und Schürze, roth

oder hellblau, keine Fuß- oder Kopfbedeckung. Bei den ansässigen Zigeunern aber ist viel Kleidersucht wahrzunehmen. Zu ihrem Hausgeräthe gehört nothwendig, außer Topf, Schüssel, Kessel, Pfanne, noch ein silberner Becher; zu ihrem Viehstande ein Pferd und ein Schwein. Ihre Nahrung ist ekelhaft. Unter den Gemüsen lieben sie Zwiebeln und Knoblauch, ganz nach morgenländischer Sitte. Sonst aber ist alles Fleisch ihnen willkommen, selbst das von verreckten Thieren; daher eine Viehseuche für sie das willkommenste Ereigniß ist. In Ungarn wurden sie vor einigen und 30 Jahren beschuldigt, mehre Menschen geschlachtet und gegessen zu haben. Auch wurde dies Verbrechen mit der größten Strenge an ihnen bestraft; dennoch bleibt ihre wirkliche Schuld unerwiesen. Unter den Getränken ziehen sie den Branntwein allen übrigen vor. Taback ist ihre größte Leckerei. Sie kauen und rauchen ihn, sowol Mann als Weib, mit solcher Begierde, daß sie Alles hingeben, um diese Leckerei zu befriedigen. Eine eigentliche Religion haben sie nicht. Unter den Türken sind sie Mohammedaner, und in Spanien wenigstens, sowie in Siebenbürgen, nehmen sie christliche Gebräuche an, aber ohne sich um Unterricht oder um Begriffe von geistlichen Dingen zu bekümmern. In Siebenbürgen lassen sie ihre Kinder oft mehrmals an verschiedenen Orten taufen, um desto mehr Pathengeld zu bekommen. Die Ehen werden auf die rohste Weise geschlossen. Unbekümmert darum, ob das Mädchen seine Schwester oder eine Fremde ist, heirathet sie der junge Zigeuner, sobald er will, gewöhnlich in seinem 14. — 15. Jahre. In Ungarn lassen sie sich wol trauen, aber von einem Zigeuner, der die Stelle des Priesters vertritt. Kein Zigeuner heirathet eine andere als eine echte Zigeunerin. Wird er ihrer überdrüssig, so jagt er sie ohne Umstände fort. An Erziehung ist unter diesem rohen Volke nicht zu denken. Eine allgemeine, fast thierische Liebe zu ihren Kindern macht, daß sie dieselben

ben nie strafen, sondern daß diese von Jugend auf des Müßigganges, des Stehlens und der Betrügereien gewohnt werden. Das Sittenverderbniß ist unter diesem Volke so groß, daß sie eine wahre Freude an Grausamkeiten finden; daher ältere schlechte Regierungen sich ihrer als Nachrichter bedienten. Dabei sind sie höchst feige und stehlen nur da, wo sie es mit Sicherheit können. Sie brechen nie zur Nacht in die Häuser. Als in Spanien die Pest in einer Stadt herrschte, sah man die Zigeuner in ganzen Horden einbrechen, um die wehrlosen Einwohner zu plündern. Dabei kann man ihnen aber keineswegs Fähigkeiten absprechen. Sie sind nicht allein äußerst schlau bei ihren Unternehmungen, sondern in Siebenbürgen verrichten sie die Goldwäsche mit vieler Geschicklichkeit. Wegen ihrer natürlichen Feigheit sind sie, in Spanien wenigstens, nie zum Soldatendienst genommen worden. In Ungarn hingegen und in Siebenbürgen hat man sie bisweilen im Kriege gebraucht, aber ohne besondere Beweise ihrer Tapferkeit zu erfahren. — Lange und oft hat man schon an die Verbannung dieses Volks aus Europa gedacht. In Frankreich und Spanien, in Italien und Deutschland wurden schon im 16. Jahrh. Gesetze gegen die Duldung derselben gegeben. Doch halfen selbst die Verfolgungen nur auf kurze Zeit. In die südlichen Gegenden schlichen sie sich immer bald wieder ein. Da sie in den östr. Staaten sehr zahlreich sind, dort auch eine Art von Verfassung haben, indem sie von Oberzigeunern oder Woiwoden gewissermaßen regiert werden, so dachte die große Maria Theresia zuerst daran, sie zu Menschen und Bürgern umzuschaffen. Sie gab 1768 eine Verordnung, daß fortan die Zigeuner feste Wohnsitze wählen, sich zu Gewerben entschließen, ihre Kinder kleiden und in die Schule schicken sollten. Viele ihrer ekelhaften Gebräuche wurden untersagt, und selbst befohlen, daß man sie nicht mehr Zigeuner, sondern Neubauern nennen sollte. Da diese Verordnung ohne Erfolg

blieb, so griff man 1773 zu so strengen Maßregeln, daß man den Ältern ihre Kinder nahm, und sie auf christliche Weise erziehen ließ. Allein hierdurch wurde der an sich löbliche Zweck ebenso wenig erreicht als durch die milden Verfügungen der russischen Regierung. Doch sind Josephs II. weise Verordnungen (seit 1782) zur sittlichen und bürgerlichen Verbesserung der Zigeuner in Ungarn, in Siebenbürgen und im Bannat nicht ganz ohne Erfolg geblieben. — Was ihre Sprache betrifft, so sind die meisten Wörter indischen Ursprungs; theils kommen sie mit wenigen Veränderungen im Sanskrit, im Malabarischen und Bengalischen vor, theils haben sie allerdings seit den 4 Jahrhunderten, da sie sich in Europa aufhalten, manche Wörter von den Völkern angenommen, unter denen sie leben. Auch der engl. Bischof Heber zu Calcutta sagt in s. „Narrative of a journey through the upper provinces of India etc." (London 1828, 2 Bde.), er habe an den Ufern des Ganges ein Lager von Zigeunern, die das Hindostanische als ihre Muttersprache redeten, angetroffen; dasselbe Volk hatte Heber auch in Persien und Rußland gefunden. Auch ihre Grammatik ist ganz morgenländisch und stimmt mit den indischen Dialekten sehr überein. Diese Ähnlichkeit kann nicht für Werk des Zufalls gelten, zumal da auch Körperbildung und Sitten gleichfalls auf den indostanischen Ursprung schließen lassen. Man hat noch genauer den letztern dadurch erläutern wollen, daß man sie von einer eignen Kaste der Hindus ableitete. Nur kann dies nicht die in Hindostan geehrte Kaste der Sudder, d. h. der Handwerker und Ackerbauer, sein, sondern man muß auf die Parias schließen, die von allen Hindus verachtet werden, weil sie im äußersten Schmutz leben und das Fleisch von gefallenem Vieh verzehren. Indessen läßt sich doch gegen diese Vermuthung Das einwenden, daß nicht wol abzusehen ist, warum diese Kaste gerade ihr Vaterland verlassen und sich durch ganz Europa zerstreut

haben soll. Dazu kommt, daß die Nation der Tschinganen am Ausflusse des Indus, ein räuberisches Volk, wenigstens dem Namen nach mehr Ansprüche auf Verwandtschaft mit den Zigeunern macht, und daß sich die Zigeuner selbst Sinde nennen: ein Name, der ohne Zweifel mit Sind oder Indus zusammenhängt. Bei ihrer ersten Ankunft in Italien sagten sie selbst, daß sie vom Indus herkämen. Dann hat der Engländer Richardson vor einiger Zeit eine indische Nation beschrieben, die er Nuts, auch Pentschpiri und Bäsigers nennt. Man sehe eine Abhandl. über die Ähnlichkeit der Zigeunersprache mit der hindostanischen in den „Transactions of the lit. society of Bombay" (1820). Obgleich sie sich zur mohammedanischen Religion bekennen, so sind sie doch durch Sitten und Gebräuche, besonders durch Diebereien, Wahrsagerkünste und Unreinlichkeit den Zigeunern äußerst ähnlich. 1417 werden die Zigeuner zuerst in Deutschland erwähnt. Sie scheinen aus der Moldau zunächst nach Deutschland und Italien gekommen zu sein. Damals schon zogen sie in Horden, einen Anführer an der Spitze, umher. Man schätzte die, welche 1418 allein nach der Schweiz kamen, auf 14,000 Mann. In Paris liefen sie im J. 1427 herum. Man hielt sie anfangs für Pilger, die aus dem gelobten Lande kämen, daher schonte man nicht nur ihrer, sondern sie erhielten sogar Schutz- und Freibriefe, z. B. von Sigismund 1423. Indeß weiß man, daß sie in spätern Zeiten dergleichen Urkunden sehr geschickt unterzuschieben wußten. Welche Ursache sie aus ihrem Vaterlande vertrieben, ist nicht ganz klar, doch sehr wahrscheinlich, daß es die Grausamkeiten waren, die Tamerlan auf seinem Eroberungszuge nach Indien verübte. Es war 1398, als dieser wilde Eroberer ganz Indien durchstreifte und Alles mit Blut und Verheerung erfüllte. Vgl. Grellmann's »Histor. Versuch über die Zigeuner« (Bd. 3.), »Sämmtliche Werke« (Thl. 21, S. 369 fg.).

Zimmer (Patricius Benedict), einer der ausgezeichnetsten kath. Theologen, geb. zu Abtsgemünd den 22. Febr. 1752. 1795 erhielt er seine Entlassung, über deren Ursache ein noch nicht enthülltes Dunkel liegt. Eine Zeitlang lebte er nun als Pfarrer zu Steinheim. Als der 1825 verstorbene König von Baiern, Maximilian Joseph, zur Regierung kam, ward Z. 1799 an die bairische Universität Ingolstadt als Prof. der Dogmatik berufen und 1800 mit der Universität nach Landshut versetzt. 1806 ward ihm das Lehrfach der Dogmatik abgenommen, vermuthlich weil er sich in einigen seiner Schriften als Anhänger der Identitätsphilosophie gezeigt hatte. Nach einem halbjährigen Ruhestande wurde er jedoch als Lehrer der Archäologie und Exegese wieder angestellt. 1819 und 1820, wo er das Amt eines Rectors der Universität bekleidete, wählte man ihn zum Abgeordneten für die zweite Kammer der Ständeversammlung des Königreichs Baiern, und die Ständeversammlung selbst ernannte ihn zum Mitgliede der Gesetzgebungscomité, in welcher er als der Aelteste den Vorsitz hatte. Im Oct. 1820 starb er. Er schrieb mehre theologische und philosophische Schriften.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter v.), geb. zu Brugg im Canton Bern, am 8. Dec. 1728. Als praktischer Arzt hatte er einen großen Ruf; als Schriftsteller genoß er eines noch ausgebreitetern Ruhms, und seine Schriften vereinigten Scharfsinn und hellen Überblick mit einer anziehenden, nur zuweilen gesuchten Beredtsamkeit. Seine Werke »Über die Einsamkeit« (Leipz. 1784 und 1785, 4 Thle.) und »Vom Nationalstolze« (Zürich 1789) sind in dieser Hinsicht ausgezeichnet zu nennen. Er starb am 7. Oct. 1795.

Zimmermann (Eberhard August Wilhelm v.), ein achtungswerther Gelehrter, geb. den 17. Aug. 1743 zu Ülzen im Celliſchen.

Zimmermann (H.), großherzogl. hess. Hofprediger, ein aus-

gezeichneter Kanzelredner und thätiger theologischer Schriftsteller, Begründer und Herausgeber der »Allg. Kirchenzeitung«, st. am 24. Juni 1832 zu Darmstadt, in einem Alter von noch nicht 46 Jahren.

Zimmt, die Rinde des Zimmtbaumes (Laurus cinnamomum), welcher zum Geschlechte der Lorbern gehört und auf Ceylon, Borneo, der malabarischen Küste und Martinique einheimisch ist. Indeß ist der ostindische, namentlich der von Ceylon, der vorzüglichste. Auf Ceylon gibt es ganze Wälder von Zimmtbäumen. Sie blühen hier im Jan., und ihre Früchte, die erst grün, dann roth und zuletzt schwarz oder schwarzroth aussehen, riechen nebst den jungen geriebenen Blättern fast wie Gewürznelken. Die äußere graue Rinde hat weder Geruch noch Geschmack, die darunter befindliche macht den Zimmt aus. Man schält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht zu tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz abschneidet, damit der Baum neu treibe. Nachdem man die äußere graue Schale sorgfältig von der eigentlichen Zimmtrinde getrennt hat, trocknet man diese in der Sonne, packt sie dann in leinene Tücher, mit behaarten Fellen umschlagen, und bringt sie in den Handel. Der Gebrauch des Zimmts ist bekannt, so auch seine mancherlei Verfälschungen. Ein guter Zimmt muß von schöner, hellrothbrauner Farbe, und zwar scharfem, aber zugleich angenehmem und süßem Geschmack sein. Man rechnet, daß jährlich 3 — 400,000 Pfund Zimmt nach Europa gehen und hab so viel in Indien abgesetzt wird. — Zimmtblüthe, ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das fast die Gestalt der Gewürznelken hat, und für die unentwickelte Blüthenknospe des Zimmtbaums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), berühmter Tonsetzer, Capellmeister an der Peterskirche in Rom, war geb. zu Neapel d. 4. April 1752.

Zink (engl. spelter), ein Metall von blaulichweißer Farbe,

strahlig blätterigem Bruch, starkem Metallglanz und 7fachem specif. Gewicht. Es ist fast so hart als Kupfer, klingt und ist im erwärmten Zustande so biegsam, zähe und geschmeidig, daß es sich zu dünnem Draht und Blech verarbeiten läßt. Es schmilzt in einer Hitze, bei welcher das Eisen anläuft, und verflüchtigt sich in der Rothglühhitze. In der Luft überzieht sich das geschmolzene Zink mit einer grauen Haut, und verbrennt endlich in der Verflüchtigungshitze mit einer grünlichen Flamme unter Absetzung eines flockigen, gelblichweißen Sublimats, Zinkblumen genannt, welche das einzige bekannte Oxyd dieses Metalles sind. Es verbindet sich mit den meisten Metallen; sehr bekannt sind mehre seiner Verbindungen mit Kupfer, z. B. Messing, Tomback ꝛc. Ein kleiner Eisengehalt ertheilt dem Zink eine solche Sprödigkeit, daß es zu Blechen untauglich ist. — Es gibt nur 3 Zinkerze, aus denen das Metall dargestellt wird: 1) Kohlensaurer Galmei, 2) der kieselsaure Galmei, 3) die Blende. — Da in neuern Zeiten der Zinkverbrauch sich sehr vermehrt hat, besonders in Platten zum Dachdecken, auch zu Geschirren, zu galvanischen Säulen, zu Zeichnungsplatten u. s. w., so ist auch der Ertrag gut eingerichteter Zinkhütten immer wichtiger geworden. Eins der vollkommensten Hüttenwerke ist die Lygdonia-Zinkhütte bei der Königshütte in Oberschlesien.

Zinn, ein Metall von blaulich-silberweißer Farbe, starkem Metallglanz und verschmolzenem Bruch. Das specif. Gewicht ist = 7.3; die Härte und Biegsamkeit sind gering, doch weit größer als jene des Bleies; es ist klingend, läßt sich in dünne Bleche (Stanniol) schlagen und knirscht beim Biegen. Es ist eins der leichtflüssigsten Metalle, überzieht sich dabei in reiner Luft mit einer grauen Haut (Zinnkrätze), entzündet sich bei sehr hoher Temperatur und verflüchtigt sich in weißgrauen Dämpfen. Man kennt zweierlei Oxyde oder Kalke, einen grauen und einen weißen, welche beide zu ihrer Reduction die höchste

Weißglühhitze erfordern. Das Zinn vereinigt sich mit mehren Metallen, zumal mit Eisen, Kupfer und Blei. Die Legirung von Zinn und Kupfer scheint nach 2 bestimmten Proportionen zu erfolgen, welche in dem gewöhnlichen Glocken- und Stückgut mehr oder weniger deutlich gemengt sind.

Zins (census), ein sehr umfassender Name für Abgaben aller Art, in Geld, Naturalien (Getreide, Hühner, Eier, Wein, Wachs, Schweine, Leinwand u. s. w.). S. darüber Lang's »Historische Entwickelung der Steuerverfassung« (Berlin 1793), und Hüllmann's »Finanzgeschichte des Mittelalters«.

Zinszahl, Römerzinszahl, s. Periode.

Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf v.), der Stifter der unter dem Namen der Brüdergemeinde (s. d.) oder Herrnhuter bekannten Religionsgesellschaft, wurde d. 26. Mai 1700 zu Dresden geb. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der kursächsischer Conferenzminister war und in großer Achtung stand, ward er in der Lausitz auf dem Lande, in dem Hause seiner Großmutter, einer Frau v. Gersdorf, erzogen, welche eine fromme und gelehrte Dame war, eine Sammlung geistlicher Lieder und poetischer Betrachtungen herausgab und mit dem gelehrten Schurzfleisch, lat. Briefe wechselte. 1721 als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden angestellt, legte er diese Stelle 1727 wieder nieder, wie er denn während dieser Zeit sehr wenig Antheil an den Geschäften seines Amtes genommen, dagegen aber sich viel mit der Theologie beschäftigt und häufige Andachtsübungen gehalten hatee. 1722 vermählte er sich mit einer Gräfin Reuß von Ebersdorf und gab einigen der Religion wegen ausgewanderten mährischen Brüdern die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusiedeln. Diese im J. 1722 angelegte Colonie erhielt 1724 den Namen Herrnhut (s. d.). Z. faßte nun den Vorsatz,

eine besondere kirchliche Gemeinde nach seinen Grundsätzen zu stiften, und machte diese letztern in verschiedenen, sich bisweilen widersprechenden Schriften öffentlich bekannt. Er fand daher auch eine große Anzahl Gegner, sowie die Anlegung der neuen Colonie selbst ihm mancherlei Verdrüßlichkeiten zuzog. Doch ließ er sich durch Nichts von seinem Vorhaben abwendig machen. 1734 ging er, unter angenommenen Namen, nach Stralsund, ließ sich dort als Candidat der Theologie examiniren, und hielt in der Stadtkirche s. erste Predigt. Mit fast unglaublicher Thätigkeit machte er Reisen in verschiedene Länder, um die Glieder seiner Gemeinde, von welcher schon Missionen ausgingen, zu vermehren; aber nicht überall fand er eine günstige Aufnahme. Aus seinem eignen Vaterlande ward er (1736) durch ein landesherrliches Rescript förmlich verwiesen. Als Veranlassung zu diesem Befehl waren die von ihm eingeführten »Neuerungen, Conventikeln, gefährliche Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet werde«, angegeben. Doch wurde dieser Befehl 1747 zurückgenommen. Z. hatte sich unterdessen in Berlin zum Bischof der mährischen Kirche einweihen lassen. Da er in Berlin nicht öffentlich auftreten durfte, so hielt er eine Zeitlang Privatandachten in seiner Wohnung, welche sehr besucht wurden. 1739 schrieb er eine Art Katechismus: »Das gute Wort des Herrn«, und machte eine Reise nach Westindien auf die Inseln St.-Thomas und St.-Croix, wo bereits von der Brüdergemeinde Missionen errichtet worden waren, um diese ganz einzurichten. In gleicher Absicht reiste er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine 16jährige Tochter begleitete. Hier suchte er auch unter einigen entferntern indianischen Völkerschaften seine Gemeinde auszubreiten. Auf allen diesen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den andern Geschäften, die er bezweckte, fast unablässig mit Correspondenzen und

Bücherschreiben beschäftigt, und man muß über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings durch seine treffliche Gesundheit unterstützt wurde, erstaunen. Er schrieb während dieser Zeit gegen 108 Bücher, theils zur Unterweisung und Erbauung seiner Gemeinde, theils die Entstehung und Einrichtung der Brüderkirche und seine Bestrebungen darzustellen, theils Vertheidigungen gegen Angriffe auf seine Persönlichkeit und Stiftung. Man findet darin nicht selten herrliche Stellen, welche J. G. Müller in s. Schilderung Z.'s (in den »Bekenntnissen merkwürd. Männer«, Bd. 3, S. 166 fg., 222 fg.) gesammelt hat, aber auch viele verkehrte Ansichten und anstößige Aeußerungen, wozu ihn seine vorherrschende Phantasie, Flüchtigkeit im Arbeiten und das Streben, neu und originell zu scheinen, verbunden mit Mangel an Geschmack, verleiteten. Zumal sind s. Lieder, die unverändert im alten Gesangbuche der Brüdergemeinde stehen, voll spielender, zweideutiger und unanständiger Ausdrücke, besonders diejenigen Gesänge, worin er die mystische Verbindung des Seelenbräutigams Jesu mit seiner Braut, der Gemeinde schildert, und nicht minder anstößig war seine Lehre vom sogenannten Mutteramte des heiligen Geistes. Er fühlte jedoch in spätern Jahren selbst das Nachtheilige dieser Verirrungen, hätte gern viele s. Schriften zurückgenommen, um sie durch gehaltvollere zu ersetzen, und bot alle Kraft seines reichen und thätigen Geistes auf, seine Gemeinde auf einen bessern Weg zu leiten. Als er 1743 nach Europa zurückgekommen war, machte er eine Reise nach Liefland, wo sich bereits Glieder seiner Gemeinde befanden; der weitere Eingang in Rußland wurde ihm jedoch untersagt, und er selbst auf kaiserl. Befehl unter militairischer Bedeckung über die Grenze gebracht. Er machte hernach mehre Reisen nach Holland und England, hielt sich in letzterm Lande länger als 4 Jahre auf, und hatte die Befriedigung, ungeachtet die Zahl seiner Gegner stets wuchs, doch die von ihm gestif-

tete Gemeinde immer weiter verbreitet und neue Missionen in andern Welttheilen, z. B. in Ostindien, in Trankebar, entstehen zu sehen. Nach so vielen Wanderungen vermählte er sich zum zweiten Male mit Anna Nitschmann, die 1725 mit ihren Aeltern aus Mähren gekommen und viele Jahre Aelteste der ledigen Schwestern zu Herrnhut gewesen war. Er starb d. 9. Mai 1760 zu Herrnhut, wo er auf dem Gottesacker der Brüdergemeinde begraben liegt.

Zirbelbaum, s. Pinienbaum.

Zirbeldrüse, eine eirunde Drüse zu oberst im Gehirne, in welcher sich viele Nerven vereinigen, und welche von einigen Physiologen und Psychologen, z. B. Descartes, für den Sitz der Seele gehalten wurde.

Zirkel, s. Cirkel und Kreis.

Zisska (spr. Schischka), s. Zizka.

Zither. Der Name kommt wol von dem griech. κιθαρα her. Die κιθαρα der Griechen war nach Drieberg's richtiger Bestimmung ein Saiteninstrument mit Griffbret (zum Unterschied von der Lyra); und nach den meisten Nachrichten war sie mit 5 Saiten bezogen. Eine Art derselben scheint die φορμιγξ gewesen zu sein. Die Kithara wurde mit dem Plektron gespielt oder geschlagen. Amphion soll sie nach Plutarch erfunden haben.*). Andre leiten sie aus dem Morgenlande ab und finden sie auch bei den Hebräern, wo Jubal sie erfunden haben soll. Dort wird sie wol häufig mit der Harfe verwechselt. Die neuere zum Theil noch jetzt gebräuchliche Zither ist ein von Holz flach gebautes Instrument mit flacher Resonanzdecke und Schallloch, einer ungefähr 2 Zoll hohen Zarge; langem Hals mit Griffbret, und fla-

*) Die Zitherspieler heißen Kitharisten, und die Sänger zur Zither Kitharöden.

chem Boden. Gewöhnlich hat sie 6 Drahtsaiten, welche dann **G d h g d e** gestimmt sind; die polnische Guitarre findet man **C G E c g e** gestimmt. Aus der Zither ist die Guitarre entstanden.

Zittau, Stadt im königl. sächsischen Landestheile der Oberlausitz, an der Mandau, hat 1007 Häuser und an 7400 Einw.

Zitterfische oder elektrische Fische werden besondere Fischarten genannt, welche das Vermögen besitzen, Körpern, die sie unmittelbar oder vermittelst leitender Materie berühren, elektrische Schläge oder Erschütterungen mitzutheilen.

Zizka (Schischka). Johann Zizka von Trocnow, der furchtbare Feldherr der Hussiten, stammte aus einem adeligen böhmischen Geschlechte und ward um 1360 auf einem seinen Aeltern gehörenden Meierhofe zu Trocnov in der jetzt fürstl. Schwarzenberg'schen Herrschaft Forbes (Borowany) im budweiser Kreise, im Freien unter einer Eiche geb. Als Knabe verlor er das rechte Auge, hieß aber nicht deßhalb, wie fälschlich behauptet wird, Zizka, welches sein Geschlechtsname war, und auch nicht Einäugiger bedeut t. Er kam als Page an den Hof des böhmischen Königs Wenzel VI. und diente daselbst später als Kämmerer. Er zeigte von Jugend auf viel Geistesanlagen, aber auch einen düstern Hang zur Einsamkeit. Zuerst trat er als Krieger auf unter der Schar von Freiwilligen, welche aus Böhmen und Ungarn dem deutschen Orden gegen die Polen und Litthauer zu Hülfe zogen. Hier nahm er Theil an dem Treffen bei Tanneberg, d. 15. Juli 1410, in welchem der Orden, der schon den Sieg errungen zu haben glaubte, eine große Niederlage erlitt. Dann versuchte sich Z. in den Kriegen der Ungarn wider die Türken, hierauf mit den Engländern gegen die Franzosen, am Tage von Azincourt (1415). Nach seiner Rückkunft blieb er am Hofe des Königs Wenzel. Das Mißvergnügen eines großen Theils der böhmischen Nation über das

Schicksal der beiden Reformatoren, Huß und Hieronymus (s. d.), ergriff auch ihn. Als nun ein Mönch seine geliebte Schwester, die Nonne war, entehrte und ihrem grausamen Schicksale überließ, sann er auf Rache; Wenzel selbst äußerte eines Tages gegen ihn, wenn er ein Mittel wisse, die den Böhmen in Kostnitz zugefügte Schmach zu rächen, so möge er es thun, er habe dazu seine volle königliche Einwilligung. Nun verließ Z. den Hof, erforschte die Gesinnungen des Volks, und kehrte bald nach Prag zurück. Schon war Niklas von Hussynecz an die Spitze der Aufrührer getreten, und Wenzel verlangte von den Bürgern Prags, daß sie die Waffen ausliefern sollten. Da führte Z. sie bewaffnet auf das Schloß (15. April 1418). »So«, sprach er zum König, »wollen wir für dich fechten«, und die Bürger behielten die Waffen. Zizka galt von nun an für das Haupt der Hussiten. Bei einem Aufzuge (30. Juli 1419) traf den Priester der Hussiten ein Steinwurf. Alsbald stürmten sie, von Z. angefeuert, das Rathhaus und warfen 13 Rathherrn unter die Spieße des Volks. König Wenzel starb vor Schreck über diesen Vorfall. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Sigismund, zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen; dadurch gewann Z. Zeit, seine Macht zu vermehren. Doch mußte er sich anfangs von Prag nach Pilsen zurückziehen. Als nun Sigismund die Anhänger der neuen Lehre hinrichten ließ, verschworen sich die Hussiten unter Z., Sigismund nie als König von Böhmen anzuerkennen. Sie legten Festungen an, und Z. ließ auf dem Berge Tabor eine Stadt bauen, wovon die Hussiten den Namen Taboriten erhielten. Er befestigte die neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in der Kriegswissenschaft Ehre machte. Auch schreibt man ihm den vortheilhaften Gebrauch der Wagenburg (s. d.) zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fußvolk gegen die feindlichen Angriffe sicherte. In kurzer Zeit hatte er seinen

schlecht bewaffneten und ungezügelten Haufen zu einem Heere gebildet, dem man nicht widerstehen zu können glaubte. Einige glückliche Gefechte, die er lieferte, verschafften ihm bessere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Seine Unternehmungen wurden aber nicht bloß von Raubbegierde, sondern mehr noch von Rachsucht geleitet. Z. beging viele Grausamkeiten, theils um sich furchtbar zu machen, theils weil er dem wilden Ungestüm seines fanatischen Haufens nachgeben mußte. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, der mit großer Macht anrückte, zu vertheidigen, begab sich Z. dahin und verschanzte sich auf dem Berge Wittkow. Mit 4000 Mann schlug er hier (14. Juli 1420) die wiederholten Stürme von 30,000 zurück, und jener Ort heißt deßhalb noch jetzt der Zizkaberg. Geldmangel, den der Kaiser nur zu oft fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. 1421 eroberte Z. das Schloß zu Prag und bekam da die 4 ersten Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an wurden Kanonen, sowie das kleine Gewehrfeuer, welches letztere jedoch anfänglich nur Adelige sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer Gegner gewöhnlich. Z. setzte seine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehre feste Städte, gewöhnlich durch Sturm, und behandelte die Besiegten mit Grausamkeit. Nach dem Tode des Niklas v. Hussynecz (1421) erkannten ihn alle Hussiten als ihr Oberhaupt an, allein er ließ dem König von Polen die böhmische Krone anbieten. Durch unglaublich schnelle Märsche kam er überall seinen Feinden zuvor. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge. Jetzt ließ er sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, sodaß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Er hatte eine sogenannte unüberwindliche Brüderlegion, mit

welcher er gewöhnlich den Ausgang der Schlacht entschied. Ein beträchtliches Heer, das Kaiser Sigismund aufs neue wider ihn schickte, trieb er zurück, schlug es bei Deutschbrod (18. Jan. 1422) und drang (1422) selbst in Mähren und Oesterreich ein. Als hierauf die Prager seinem Willen nicht gehorchten, demüthigte sie der blinde Heeresfürst durch mehre Niederlagen. Nur einmal, bei Kremsir in Mähren, mußte er weichen, es war dies das einzigemal, daß er im offenen Felde geschlagen wurde. Sigismund bot ihm endlich die Statthalterschaft von Böhmen an mit großen Vortheilen, wenn er sich für ihn erklären wollte. Während der Unterhandlungen aber überfiel ihn, als er eben Przibislaw im czaslauer Kreise belagerte, eine pestartige Krankheit, und er starb am 12. Oct. 1424. Die über diesen Verlust rasenden Taboriten erstürmten die Stadt, hieben Alles nieder und verbrannten den unglücklichen Ort. Z. hatte 13 Schlachten gewonnen, und in mehr als 100 Gefechten gesiegt, obgleich alt und blind. Er hielt sich für ein Werkzeug der göttlichen Rache, und das Jammern von Mönchen und Priestern, die er zum Feuertode schleppen ließ, nannte er mit kaltem, fürchterlichem Hohne: der Schwester Brautlied! — Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben, und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben, über seinem Grabmal aufgehangen. Man erzählt, daß Kaiser Ferdinand I., mehr als 130 Jahre nachher, als er auf einer Reise nach Prag die Kirche zu Czaslau besuchte und erfuhr, daß Z. da begraben läge, darüber so betroffen worden, daß er augenblicklich nicht nur die Kirche, sondern die Stadt selbst, wo er übernachten wollte, verlassen habe. Das Grabmal wurde 1623 auf kaiserl. Befehl abgebrochen, und Z.'s Gebeine fortgeschafft. Eine Fabel ist es, daß Z. befohlen habe, seine Haut als Trommelfell zu gebrauchen, weil die Feinde dadurch in Furcht gesetzt werden würden.

S. Max. Millauer's »Diplomat.. histor. Aufs. üb. Joh. Zizka v. Trocnow« (Prag 1824). - (Vgl. Hussiten.)

Zobel (russisch Sobel), ein vierfüßiges Thier, das zum Geschlecht der Marder und Wiesel gehört, dessen kostbarer Pelz sehr geschätzt wird, und welches bloß in Sibirien und dem nördlichen China einheimisch ist. Ein vollständiger Zobelpelz aus lauter schwarzen Fellen, die einen Silberglanz haben, wird aus 5 — 10,000 Rubel geschätzt. Die Russen verstehen die Kunst, die Zobel zu färben oder durch Räuchern zu schwärzen, doch erkennt man die gefärbten Felle leicht an dem Mangel des Glanzes, den die von Natur schwarzen haben, oder dadurch daß sie abfärben. Daß sie durch Räuchern schwarz gemacht sind, erkennt man an den gekrümmten Haaren, denn bei einem guten Felle müssen die Haare alle gleich sein, und wenn man es mit der Hand streicht, nach allen Richtungen folgen. Die Chinesen aber sollen die Kunst die Zobel zu färben, in einem so hohen Grade der Vollkommenheit besitzen, daß man sie von den echten nicht unterscheiden kann.

Zobtenberg, ein Berg in Schlesien, 2 Meilen von Schweidnitz, 5 Meilen von Breslau entfernt, liegt im Regierungsbezirke Breslau und besteht eigentlich aus einer Reihe von Bergen wovon nur ein einzelner Zobtenberg heißt. Er hat wahrscheinlich s. Namen von dem nicht weit entlegenen Städtchen Zobten, wird aber im gemeinen Leben auch der Zottenberg (Zothenberg) genannt. Der Z. steht mit dem Riesengebirge in Verbindung, hat eine fast kegelförmige Gestalt und liegt 2318 F. über dem Meere. Auf der höchsten Spitze desselben stand schon im 11. Jahrh. ein Schloß, das, nach mancherlei Veränderungen der Besitzer, 1471 als Raubschloß zerstört wurde. Seit 1702 ist an dessen Stelle eine kleine Kirche erbaut worden, wo-

hin am Feste Mariä Heimsuchung zahlreiche Wallfahrten gemacht werden.

Zodiacallicht, Thierkreis-Licht. Man gewahrt in unsern Breiten, besonders um die Nachtgleichen, zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne, oftmals ein von derselben ab, in der Richtung des Thierkreises (daher der Name) fortgehendes, spitz zulaufendes, schönes, weißliches Licht, welches große Aehnlichkeit mit dem Schimmer hat, den die Milchstraße verbreitet. Ueber die Natur dieser zuerst von Cassini beobachteten Erscheinung hat unter den Astronomen ein langer, noch nicht entschiedener Streit geherrscht.

Zodiacus (Thierkreis) heißt in der Astronomie derjenige Streifen in der scheinbaren Himmelskugel, innerhalb dessen sich jederzeit die Planeten befinden. Dieser Streifen liegt zu beiden Seiten der Sonnenbahn (Ekliptik, vgl. d.) und wird von 2 derselben parallel laufenden Kreisen begrenzt. Er enthält 12 Sternbilder, die meist von Thieren hergenommen sind daher sein Name.

Zoega (Georg), einer der größten Alterthumsforscher unserer Zeit, war den 20. Dec. 1755 zu Dahler (Pfarrdorf in der jütländ. Grafschaft Schackenborg) geboren und starb zu Rom den 10. Febr. 1809.

Zoilus, ein griechischer Rhetor, geboren aus Amphipolis, einer Stadt in Thrazien, lebte ungefähr 270 vor Chr. Er ist bloß durch seine hämischen Kritiken der Werke des Plato und besonders der Gedichte des Homer bekannt oder vielmehr berüchtigt worden; wegen der letztern ward er die Geißel des Homer (Homeromastix) genannt. Von s. Schriften ist Nichts auf die Nachwelt gekommen.

Zoll ein Längenmaß. (S. Fuß.)

Zoll, Mauth, Douane, ist eine auf die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr von Waaren gelegte Abgabe, welche entweder nach dem

Werthe oder nach dem Gewichte oder nach dem cubischen Inhalte der Waaren erhoben wird.

Zoolithen, ein aus 2 griech. Worten zusammengesetztes Wort, wodurch man in der Naturgeschichte fossile thierische Körper bezeichnet, die bisweilen gefunden werden, und die für die Naturkunde der organisirten Körper (Zoologie) nicht unwichtig sind. Sie unterscheiden sich von den eigentlich sogen. Versteinerungen oder den wahren Petrefacten dadurch, daß diese letztern organisirte, mit fremden Erdtheilen durchdrungene und durch die Länge der Zeit verhärtete und steinartig gewordene Körper sind. Man unterscheidet die Zoolithen nach der in der Naturgeschichte angenommenen Eintheilung der Thiere in 6 Classen: in Tetrapodolithen oder fossile säugende Thierarten und deren Theile; zu diesen gehören die Knochen und Zähne von der nicht mehr bekannten Thierart Mammuth (s. Geognosie und Urwelt); Ornitholithen oder fossile Vögelgerippe, von denen man jedoch erweislich noch keine gefunden hat; Amphibiolithen, oder fossile Körper oder Theile von Amphibien; Ichthyolithen oder fossile Fische, von denen sich gut erhaltene Gerippe in der Gegend von Verona finden, wobei dieses Besondere ist, daß in einer gemeinschaftlichen Lage Fluß- und Seefische, und von letztern aus den entferntesten Oceanen vorkommen; Entomolithen oder fossile Insekten, besonders in Bernstein; Helmintholithen oder fossile Gewürme und Theile derselben, die zum Theil sehr häufig gefunden werden.

Zoologie s. Thier.

Zoophyten, Pflanzenthiere, s. Thier.

Zootomie, s. Anatomie.

Zorn ist der Verdruß als Affect in seiner männlichen, energischen Aeußerung erscheinend, welche nach Außen geht und der unangenehmen Aeußerung Widerstand entgegensetzt. Hierdurch ist er vom

Aerger verschieden. Er wird am heftigsten durch Beleidigung und Widerspruch, überhaupt durch ein unangenehmes Einwirken oder Entgegenwirken eines Andern veranlaßt, und bringt das Bestreben hervor, die Beleidigung zu rächen, den Widerspruch zum Schweigen zu bringen, das Entgegenwirken zu vernichten. Das arterielle Gefäßsystem wird aufgeregt, der Puls ist im Paroxysmus des Zorns groß, voll, hart, das Gesicht roth, aufgetrieben, die Augen strotzen und ragen aus der Augenhöhle hervor, die Muskelkraft wird ungewöhnlich gesteigert, lebhaft und sich zu äußern geneigt; daher die lebhaften Gesticulationen und die Verzerrung der Gesichtszüge. Die Absonderung der Galle ist besonders reichlich, auch scheint sie eine krankhafte Beschaffenheit anzunehmen. Auch der Geist und das Gemüth sind heftig aufgeregt, meistens auch gestört, namentlich concentrirt sich das Wahrnehmungsvermögen nur auf den Gegenstand des Zornes selbst. In den höchsten Graden aber und bei nervösen Individuen springen diese Aufregungen vieler Organe und Functionen sehr bald in den entgegengesetzten Zustand von Unterdrückung über; in der Regel geschieht dies erst, wenn die Leidenschaft ausgetobt hat, worauf noch längere Zeit einige Abspannung zurückbleibt.

Zorndorf (Schlacht bei), die blutigste und in mehrer Hinsicht auch eine der merkwürdigsten des Siebenjährigen Kriegs (s. d.), den 25. Aug. 1758.

Zoroaster oder Zerdusch't, Reformator der Volksreligion in Medien und zufolge ihrer fortschreitenden Entwickelung auch in Persien. Zuverlässige Nachrichten fehlen über ihn; seine Geschichte ruht überhaupt in einem Dunkel, das auch die strengste Kritik bis jetzt noch nicht ganz zerstreuen konnte. So viel geht indessen in hoher Wahrscheinlichkeit hervor, daß er, von Geburt ein Meder, unter dem medischen Könige Gustasp lebte, welchen v. Hammer für den

Darius Hystaspis hält, Andere aber für Cyaxares I.; in letzterm Falle würde sein Zeitalter der Epoche des Cyrus nicht weit vorangehen. Die ihm beigelegte Religionsveränderung darf nicht als eine durchgängige Neuerung angesehen werden, er ging vielmehr sehr bestimmt von einem vorgefundenen volksmäßigen Grunde aus und baute darauf zweckmäßig weiter. Nach Hammer's Forschungen nämlich war reiner Feuerdienst, bei welchem das Feuer aber nur den Altar bezeichnete, wohin sich der Betende wandte, die älteste Religion und der reine Gottesdienst des baktrisch-medischen Volks, worauf der Planetencultus entstand, Z. aber den Feuerdienst reinigte. (S. Hammer's Abhandl. in den wiener »Jahrb. der Liter.«, X., S. 210.) Es ist nicht ausgemacht, ob anfänglich bloß die Magier diese verbesserte Glaubensordnung annahmen, oder ob dieselbe sogleich im Allgemeinen unter den Medern Wurzeln faßte und später von ihnen auf die Perser, ihre siegreichen Beherrscher, überging. Die letztere Annahme hat Manches für sich, besonders den Umstand, daß die Perser bei ihrem religiösen Naturdienst eine große Empfänglichkeit für jeden fremden Cultus bewiesen, was größtentheils aus ihrer Vergötterung der wahrnehmbaren Grundkräfte hervorgekommen sein mag. Kurz nach der Zeit des Sokrates war die Zoroastrische Religion übrigens schon tief in Persien eingedrungen. Die neuesten Untersuchungen des religiösen Alterthums, insofern sie besonders Indien umfassen, haben manchen Punkt in der Lehre des Z. beiläufig aufgeklärt. Die große literarische Ausbeute, welche kürzlich der berühmte dänische Linguist Rask von s. Reise nach Indien zurückgebracht hat, verspricht neue Erläuterungen und drückt der Echtheit des Zend-Aveſta ein unverletzliches Siegel auf, wenn es dafür noch andrer Beweise bedürfte als der bisherigen. (Vgl. Zend-Aveſta).

*Zrinyi (Zrini) (Niklas, Graf v.), ein berühmter Feldherr Kai-

ser Ferdinands I., geb. 1518. Schon früh zeichnete er sich bei der Belagerung Wiens, in den Feldzügen gegen Zapolya und gegen den Sultan Suleyman aufs vortheilhafteste aus und machte sich durch sein ganzes Benehmen zum Abgott seiner Schaaren. Zwölf Jahre lang vertheidigte er Croatien, dessen Ban er war, gegen die Osmanen; und endlich, als diese i. J. 1562 die Festung Szigeth belagerten, Zrini aber sich mit seinen Kriegern verschworen hatte, für den Kaiser und das Vaterland zu sterben, und nun die Belagerer von allen Seiten die Stadt erstürmten, da stürzte der Held, bis in das Schloß zurückgedrängt, und alle Vorschläge des Feindes zurückweisend, an der Spitze der Seinen unter die zahllosen Heere der Türken und fiel, nachdem ihn schon zwei Schüsse getroffen hatten, endlich beim dritten; aber sein Tod wurde theuer genug gerächt; denn die Pulverkammern, unter welche Zrinyi Lunten hatte legen lassen, sprangen auf einmal in die Luft und die Türken wurden in Masse zerschmettert. Die Belagerung kostete dem Sultan über 20,000 Mann und ihm selbst auch das Leben. Z.'s Kopf wurde von den Türken auf einer Stange aufgestellt, nachher aber an den Feldherrn des Kaisers abgeschickt.

Zschokke (Johann Heinr. Dan.), einer der ausgezeichnetsten Zeitgenossen, gleich hochachtbar als Schriftsteller und als Mensch, geb. am 22. März 1771 zu Magdeburg. Er besuchte die dortigen Schulen und bezog dann die Universität Frankf. a. d. O., neben der Theologie alles Übrige mit gleicher Liebe treibend. Die Kraft und Wärme seiner Vorträge erwarben dem jungen Candidaten den größten Beifall, welcher ihm auch, als er 1792 in Frankf. Vorlesungen über verschiedene Fächer hielt, zu Theil wurde. Die Verweigerung einer Professur und die besondere Vorliebe für die Schweiz veranlaßten ihn zu einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Der Director des Seminariums zu Reichenau bei Chur, Nesemann, bewog ihn,

die Leitung dieser sinkenden Anstalt zu übernehmen. Sie hob sich alsbald, mußte aber, als 1798 die ganze Eidgenossenschaft sich auflöste, gleichfalls aufgehoben werden. Herrlich ist das Bild, das der wackere Zsch. von dieser Anstalt in den »Erinnerungen aus Rhätien« entwirft. Von da an erweiterte sich der Kreis seiner Wirksamkeit. Er ward nach und nach Deputirter bei den helvet. und franz. Behörden in Aarau, Chef für das Depart. des Schulwesens, Regierungscommissair in Unterwalden ꝛc. und Regierungsstatthalter des Canton Basel. Der langsame Gang der Dinge bewog ihn jedoch, diese Stelle niederzulegen und lediglich seinen Lieblingswissenschaften auf dem Schlosse Biberstein im Aargau zu leben; bis er 1804 Mitglied des Oberforst- u. Bergamts im Aargau wurde. Gleichzeitig begann er sein vielverbreitetes Volksblatt: »Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote«, durch welches er auf das wohlthätigste bis in die neueste Zeit für die Schweiz gewirkt hat. Von 1807 bis 1813 erschienen die für einen weitern Kreis berechneten »Miscellen für die neueste Weltkunde«. Diesen stellten sich von 1811 an die »Erheiterungen« zur Seite. 1812 — 1813 arbeitete er die ausgezeichnete »Gesch. des bairischen Volkes«. 1814 ward er in den großen Rath, 1820 in den evangelischen Kirchenrath und in den Bezirksschulrath, 1821 in die Bibliothek-Commission, und 1823 u. 1824 zum Mitglied der Cantons-Schuldirection ꝛc. berufen. Während dieser Zeit erschienen von 1817 — 1823 die »Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit«, das treffliche Volksbuch »das Goldmacherdorf«, später »des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk« u. eine Reihe von kleinern und größern Erzählungen, Novellen, Sittengemälden u. kleinern historischen Darstellungen in wechselnden Formen. Seine letzterschienenen größern schriftstellerischen Arbeiten sind: »der Creole«, die Besorgung einer neuen Auflage seiner »ausgewählten Dichtungen,

Erzählungen und Novellen« 10 Thle. und der »ausgewählten historischen Schriften«, 16 Thle., »Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften«. 2 Thle. Der 2. Theil enthält einen ungemein interessanten Briefwechsel zwischen Zsch. und Bonstetten. — Zsch.'s Schriften sind von so allgemeiner, tief in das moralische, physische, in das bürgerliche und Staatsleben eingreifender Tendenz, daß sie sich für jede Klasse von Lesern eignen. Sie unterhalten auf das Angenehmste den, der nur Unterhaltung sucht, lassen aber im Gemüthe tiefere Eindrücke zurück, als die meisten Schriften unserer heutigen, zum größten Theil herzlosen, allen Freimuth verbannenden Literatur. Es ist eine kräftige, gesunde Nahrung, durch die er einflußreich auf seine Zeitgenossen gewirkt hat. Sein Streben war in allen Verhältnissen rein und nach dem Besten gerichtet. Mit Kraft und Entschlossenheit das als gut Erkannte durchführend und jede Art der Unterdrückung hassend. Nah und fern erwarb er sich die allgemeinste Liebe u. Hochachtung. Viele Cantone und Städte der Schweiz ehrten ihn durch Ertheilung des Bürgerrechts. Gleiches geschah auch im J. 1830 von seiner Vaterstadt Magdeburg. Ein widerrechtliches Verfahren gegen ihn als Redacteur des Schweizerboten veranlaßte ihn, alle Aemter niederzulegen. 1831 stand er jedoch wieder dem biedern Fischer von Meerischwanden als Vicepräsident des Canton Aargau zur Seite. Möge sein Wirken noch recht lange unter uns dauern. Noch manche schöne Frucht wird er dann zur Reife bringen können. Kurze lebensgeschichtliche Umrisse stehen der Sammlung seiner Werke voran. Wir sind denselben in diesen biographischen Nachrichten gefolgt. Ein besonders interessantes Werkchen über ihn lieferte der ihm mit Achtung und Liebe ergebene Ernst Münch im J. 1831.

Zuchthäuser sind Erziehungshäuser für strafbare, aber noch einiger Besserung fähige Mitglieder des menschlichen Geschlechts. In

England bestand zu Bury (Südbury) in der Grafschaft Suffolk bereits 1589 ein Zucht- und Arbeitshaus, dessen Reglement Morton Eden in s. »Geschichte der arbeitenden Classen in England« erwähnt. Die gewerbfleißigen und speculativen Niederländer gaben uns Deutschen, wie in vielen andern Dingen, so auch darin ein Beispiel, die Kräfte und Fähigkeiten, selbst böser und verdorbener Menschen, zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Indem Menschen dieser Art in eigens dazu errichteten Anstalten von weitern Vergehungen abgehalten werden, sucht man zugleich sie durch Arbeiten zu beschäftigen und nützlich zu machen. In dieser Absicht wurden zu Amsterdam 1595 ein Zuchthaus für Männer, und 1596 ein zweites für liederliche Weibspersonen errichtet. Bald nachher waren fast in allen niederländ. Städten ähnliche Anstalten zu finden. In Deutschland entstanden diese Anstalten ebenfalls mit dem 17. Jahrh. Die freien Reichsstädte, die durch Gewerbsamkeit blühend geworden waren, und früher, als in souverainen Staaten geschah, eine regelmäßige Polizei einführten, gingen voran. Der Magistrat zu Hamburg faßte 1609 den Beschluß, ein Zucht- und Arbeitshaus anzulegen, »damit die Armen unterhalten, die Bettler abgeschafft, und allerhand Unheil gewehrt würde«. In Bremen bestand 1617 ein Zuchthaus. Mehre andere Reichsstädte folgten diesen Beispielen. Später thaten es auch die Regenten souverainer Staaten. So wurde 1708 das Zuchthaus zu Halle, und 1716 zu Waldheim in Sachsen, auf den Antrag der Landstände, ein Zucht- und Armenhaus errichtet. Gegen die Hälfte d. 18. Jahrh. waren schon mehr als 50 Zucht- und Arbeitshäuser in Deutschland vorhanden. Kleinere Städte verbanden sich zu gemeinschaftlicher Errichtung solcher Anstalten, oder gaben ihre Sträflinge in ausländische Zuchthäuser gegen eine gewisse jährliche Bezahlung. Diese öffentlichen Anstalten waren in ihrem ersten Ursprunge meistens ziemlich eingeschränkt.

Als aber in Deutschland die Folter nach und nach abgeschafft, und, statt der sonst gewöhnlichen Landesverweisung, häufiger auf Zuchthausstrafe erkannt wurde, da fand man es in verschiedenen Ländern nöthig, die schon bestehenden Anstalten dieser Art zu erweitern und neue Zucht- und Arbeitshäuser zu errichten. Durch die mildern Gesetze unserer Tage, durch die seltener vollzogene Todesstrafe der Verbrecher, sind zwar unsere Zuchthäuser mit Sträflingen aller Art größtentheils überfüllt; aber wer wollte deßwegen jene strengern Gesetze, jene häufigern Todesstrafen zurückwünschen!

Zucker oder Zuckerstoff. Der Zuckerstoff war schon im höchsten Alterthum bekannt, wo man den Honig, wie auch den Saft süßer Früchte zur Bereitung geistiger Getränke und zur Speise benutzte. In Indien und Arabien sammelte man den an der Luft gehärteten Saft des dort wildwachsenden Zuckerrohrs und trieb Handel damit. Man gebrauchte ihn wegen seiner Kostbarkeit nur als Arznei. Schon früh aber, wie es scheint, preßten die Araber das Zuckerrohr aus und dickten den Saft zu Syrup ein. Die Europäer lernten das Zuckerrohr während der Kreuzzüge kennen, das aus Ostindien und Arabien und Aegypten, Cypern, Candia und Griechenland verpflanzt wurde, und von hier nach Sicilien kam, wo es schon im 12. Jahrh. große Pflanzungen gab, späterhin aus Italien nach Südfrankreich, Madeira (1420) und den canarischen Inseln gebracht wurde. In Südamerika lernte man es erst im 15. Jahrh. kennen, doch ist ungewiß, ob man es dahin verpflanzt oder wildwachsend gefunden habe. Nach der Einführung des Sklavenhandels ward es auch in Westindien angebaut, welches bald so viel Zucker lieferte, daß es fast die ganze übrige Welt damit versehen konnte und der Zuckerbau in Europa einging. In Nordamerika wurde das Zuckerrohr erst im 18. Jahrh. angepflanzt, nachdem man schon lange vorher Ahornzucker gewonnen hatte, den

selbst die Wilden aus dem Safte des Zuckerahorns auf eine einfache Weise zu gewinnen wissen. Die fortgeschrittene Chemie lehrte in neuern Zeiten den Zuckerstoff aus vielen europäischen Pflanzen scheiden, wie Glauber aus Trauben, Marggraf schon 1747 aus Runkelrüben, Parmentier aus süßen Kastanien und Mais. Marggraf's Entdeckung wurde seit 1796 von Achard im Großen ausgeführt. — Die raffinirten Zuckersorten kommen im Handel in folgender absteigender Ordnung vor: Canarien- oder Königszucker (weil man ihn früher von den canarischen Inseln erhielt, oder aus canarischem Rohzucker gewann), Superfeinzucker, Ordinairfein, feine Raffinade, Mittelraffinade, Ordinairraffinade, feiner kleiner Melis (nach der Insel Malta genannt), feiner großer Melis, ordinair großer Melis, feiner Lumpenzucker, Mittellumpenzucker, ordinair Lumpenzucker. Der Candiszucker wird aus einer Auflösung von weniger concentrirtem Zucker bereitet, die man nach der Absiedung in ein mit Zwirnfäden durchzogenes kupfernes Gefäß gießt, wo dieselbe in der geheizten Darrkammer um die Fäden in Krystallen anschießt. Er ist nach Beschaffenheit des dazu gebrauchten Zuckers entweder weißlich, gelb oder braun.

Zufriedenheit nennen wir gewöhnlich den dauernden Gemüthszustand, vermöge dessen der Mensch seine Schicksale und Verhältnisse seinen Wünschen angemessen findet. Unter Selbstzufriedenheit insbesondere versteht man die Zufriedenheit des Menschen mit seinen Handlungen.

Zuidersee (Süderſee), ein Meerbusen der Nordsee, von den holländ. oder niederländ. Provinzen Holland, Oberyssel und Friesland ꝛc. umgeben. Seine Fläche beträgt 57 □M.

Zumsteeg (Joh. Rudolph), dieser beliebte Tonkünstler, geb. zu Sachsenflur im Odenwalde 1760, war eigentlich zum Bildhauer bestimmt; allein sein musikalisches Talent erhielt das Übergewicht. Auf

der herzogl. Akademie zu Stuttgart, wo er zugleich mit Schiller den engsten Umgang pflog, genoß er seine erste Bildung, zeichnete sich in der Folge als Violoncelliſt aus, und wurde, nach Poli's Abgange, Concertmeiſter zu Stuttgart. Leider! riß ihn ein plötzlicher Stick- und Schlagfluß schon im 42. Jahre (1802) dahin! Welcher Gesangliebhaber kennt nicht die trefflichen Compoſitionen, den schönen, ungekünſtelten, herzerhebenden Gesang dieſes trefflichen Künſtlers? Ohne ſeine größern theatraliſchen Arbeiten: die Geiſterinſel, das Pfauenfeſt, Elbondocani ꝛc. weitläufig zu erwähnen, bedarf es nur, um den Verluſt des Mannes ganz fühlbar zu machen, der Erinnerung an die trefflichen, meiſterhaft geſetzten Balladen: Colma, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, Lenore, die Entführung, die Büßende ꝛc., ingleichen der einzelnen Meiſterſtücke in den erſten vier Heften ſeiner kleinen Balladen und Lieder, um deren, ſo wie um die Herausgabe der ſämmtlichen Zumſteegſchen Compoſitionen ſich die Breitkopf- u. Härtelſche Muſikhandlung groß. Verdienſt erworben hat. Zartheit, Anmuth, tiefes Gefühl und Herzlichkeit ſprechen faſt in allen ſeinen Compoſitionen; am ſtärkſten aber die Wahrheit und Tiefe, mit welchen er in den Geiſt und Sinn des Dichters eindringt und dieſe ſo ganz wiedergibt.

Zunftweſen. Eine Zunft oder Innung heißt eine Geſellſchaft von Gewerbleuten, die zur Betreibung ihres Gewerbes ausſchließend berechtigt ſind und eine beſtimmte geſellſchaftliche Verfaſſung haben. Die Benennung Gilde (vgl. d.) wird zwar zuweilen gleichbedeutend mit jenen Ausdrücken gebraucht, ſcheint ſich aber nicht auf eine Verbindung von Handwerkern zu beſchränken, ſondern auf politiſche Zwecke ſich zu beziehen, und die Gilden, urſprünglich Verbindungen von Kaufleuten, waren älter als die Handwerkerinnungen. Das Weſen der Zünfte beruht auf dem Rechte der Gewerbetreibenden, als mo-

ralische Personen Verordnungen über Gewerbsangelegenheiten zu machen und die verbindende Kraft derselben auch auf Andere außer ihrer Genossenschaft auszudehnen. — In neuern Zeiten aber setzte man der Zunftverfassung die Gewerbefreiheit entgegen, und Frankreichs Beispiel ward auch in Deutschland befolgt. Die Gewerbefreiheit muß allerdings als Grundsatz vom Staate gehandhabt werden weil in rechtlicher wie in staatswirthschaftlicher Hinsicht der Mensch die freieste Ausübung seiner Arbeitsfähigkeit erhalten muß. Jede Beschränkung seiner Gewerbthätigkeit stört ihn in dem Rechte, sich durch seine Betriebsamkeit Güter zu erwerben, und Niemand darf ihn deßwegen an der Ausübung desselben hindern, weil etwa durch die Mitbewerbung des Andern die Einträglichkeit seiner eigenen Gewerbthätigkeit beschränkt wird. Auch hier aber ist es unvermeidliche Folge der fortschreitenden Entwickelung, das Hemmende und Widerstrebende auszustoßen, und je mehr die Zunahme der Fabrication und des Handels die freieste Regung der Thätigkeit verlangen werden, desto schwieriger wird es sein, die alten Befugnisse und Anmaßungen der Zünfte zu erhalten, die sich offenbar überlebt haben. Es bedarf keiner Vereine mehr, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhalten, welche die bürgerliche Gesellschaft unverlierbar gewonnen hat, und was früher das Ehrgefühl bewirkte, leisten jetzt vollkommener die vermehrte Mitbewerbung in der Hervorbringung, und das Bestreben, die Zunftgenossen in vorzüglicherer Arbeit und stärkerem Absatze zu übertreffen. In neuester Zeit hat jedoch die Erfahrung gelehrt, daß unbedingte Gewerbefreiheit ebenfalls große Nachtheile hat, indem sie die Vermehrung der Menschen überhaupt, sowie insbesondere der Armen auf directe Weise außerordentlich befördert, da den jungen, ungeschickten, armen Handwerker, der soeben die Lehre verlassen hat, nichts behindert sich zu etabliren, zu heirathen, Kinder zu erzeugen und somit recht bald seiner Commune zur Last zu fallen. Man

wird daher bald auf eine vermittelnde Gewerbeordnung denken müssen, die darauf achtet, daß Niemand zu jung, unwissend und ohne hinreichende Mittel ein Handwerk für eigene Rechnung auszuüben beginne.

Zunge, der fleischige, mit Haut umgebene Körper in der Mundhöhle, den wir in die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befestigt ist, in den Körper und die Spitze theilen. Die Haut, welche die Zunge umgibt, ist eine Fortsetzung der, die den Mund im Innern überhaupt überzieht. Im Ganzen genommen ist sie sehr gefäßreich, auf der Fläche sehr feucht, weil ihre Gefäße viel Säfte absondern und der Schleim im Munde sie befeuchtet.

Zungen wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche sich sonst der Malteserorden theilte. Diese waren Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England (s. Johanniterritter).

Zurechnung (Imputation) ist das Urtheil, wodurch ein Mensch für den freien Urheber einer mit Befolgung oder Übertretung sittlicher Gesetze unternommenen Handlung erklärt wird. Die bürgerliche Gesetzgebung schreibt zur Beurtheilung des Grades der Zurechnungsfähigkeit folgende Regeln vor: Einem Menschen wird seine Handlung um desto mehr zugerechnet: 1) je weniger äußere Veranlassungen und Gründe und innere sinnliche Reize er hatte, sie zu begehen; 2) je stärker sein Vorsatz dabei war; 3) je mehr er aus eigner Kraft und mit eignen Mitteln dazu gewirkt hat; 4) je wichtiger und zahlreicher die Folgen seiner Handlung sind, und je deutlicher er sie vorhersah oder vorherzusehen fähig war; 5) je mehr er Zeit hatte, die Handlung zu überlegen und sie wirklich überlegte.

Zürichersee, nach dem Genfersee der größte in der Schweiz, 5 Meilen lang, aber höchstens nur 1½ Stunden breit, gehört theils zum Canton Zürich, theils zu St.-Gallen und Schwyz. Da, wo er

an Zürich stößt, geht die Linth, welche hier den Namen Limmat erhält, aus demselben hervor. Die Schifffahrt auf diesem See ist bedeutend, doch wird sie, der vielen seichten Stellen wegen, nur mit kleinen Schiffen, die höchstens 250 Ctnr. tragen, betrieben.

Zurlo (Giuseppe, Graf), berühmter italien. Staatsmann, war 1759 zu Neapel geb. und starb daselbst den 10. Nov. 1828.

Zurückprallung (Zurückwerfung). Wenn ein bewegter Körper auf s. Wege an Hindernisse stößt, wodurch eine Veränderung der ursprünglichen Richtung veranlaßt wird, so sagt man, der Körper pralle an jenem Hindernisse ab, von demselben zurück. Hierbei gilt das bei der Zurückstrahlung der Lichtstrahlen stattfindende Gesetz, daß nämlich senkrecht anprallende Körper auch senkrecht zurückprallen, sonst aber der Winkel der Zurückprallung dem Winkel, unter dem der Körper anstößt, gleich ist und in keinem Falle die Ebene der Richtung eine Veränderung leidet, d. h. daß die Linie der Zurückprallung in der Ebene durch die Linie des Anprallens und den Perpendikel vom bewegten Punkte auf dem getroffenen Gegenstand liegt (s. Zurückstrahlung).

Zurückstrahlung (Reflexion). Wenn das Licht auf ganz oder doch zum Theil undurchsichtige Flächen fällt, so wird es unter einem Winkel (dem Zurückwerfungswinkel) zurückgestrahlt, welcher dem Einfallswinkel gleich ist, bleibt aber in derselben Ebene (der Zurückwerfungsebene): senkrecht einfallende Lichtstrahlen werden also auch senkrecht zurückgeworfen. Dies ist das der gesammten Kateptrik zum Grunde liegende Gesetz, davon wir zur Erklärung der Erscheinungen des Sehens in Spiegeln (s. d.) Gebrauch gemacht haben. Die Zurückstrahlung mit ihren Gesetzen erscheint hiernach nur als ein besonderer Fall der Zurückprallung (s. d.); die Gesetze selbst scheinen aber in ihrer Einfachheit begründet zu sein.

Zurzach, Marktflecken im Canton Aargau in der Schweiz.

Die h. Veronica soll hier mehre Wunderwerke gethan haben und begraben sein, was eine große Wallfahrt dahin begründete. Aus ihr bildeten sich 2 noch bestehende Messen, zu Pfingsten und zu Ende Augusts.

Zuydersee, s. Zuidersee.

Zwang ist äußere Nöthigung lebendiger Wesen; in Beziehung auf das Recht, die Kraftäußerung freier Wesen gegen den Willen Anderer gerichtet, folglich insofern sie angewendet wird, um Anderer Willen zu bestimmen. Sofern sie also aus der Willkür des Handelnden hervorgeht, ist sie Unrecht; aber als Mittel zur Realisirung des Rechts und unter der Form des Rechtes angewendet, ist sie der Rechtsgesellschaft wesentlich (vgl Rechtspflichten, Staat, Naturstand). Dadurch, daß der Zwang durch das Gesetz bestimmt wird und dieses schützend zur Seite steht, folglich als gesetzliche Macht und Gewalt, sind erst bestimmte Rechte möglich; und auf der Anwendung desselben gegen Übertretung des Gesetzes beruht der Begriff der Strafe (s. d.). Man unterscheidet aber in Hinsicht der Mittel der Nöthigung den physischen und den psychischen Zwang, zu welchem letztern die Drohung der Übermacht gehört.

Zwanzigguldenfuß, s. Münzfuß.

Zweck (finis nennt Kant den Begriff von einem Objecte, sofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieses Objects enthält, oder an einem andern Orte: die vorgestellte Wirkung, deren Vorstellung zugleich der Bestimmungsgrund der verständig wirkenden Ursache zu ihrer Hervorbringung ist. Bei einem endlichen verständigen Wesen wird dieser Bestimmungsgrund, der auf die Wirkung seines Handelns geht, die Absicht genannt. Man unterscheidet hiermit die wirkende Ursache (causa efficiens) von der Zweck- oder Endursache (causa finalis); letzteres ist der Zweck selbst, indem er der Bestimmungsgrund der wir-

kenden Ursache ist, und er heißt Endzweck, wenn er der höchste Zweck ist, welchen ein Object hat, welchem dann als Hauptzweck verschiedene Nebenzwecke (fines secundarii) untergeordnet sein können. Ein Ding aber hat einen äußern Zweck, wenn es Mittel ist für die Erreichung eines von ihm verschiedenen Zweckes. In dieser äußern oder relativen Zweckmäßigkeit beruht Das, was wir Nutzen und Brauchbarkeit nennen, und es kann eine äußere Zweckmäßigkeit auch ohne innere stattfinden; aber sie setzt doch Etwas voraus, was einen innern Zweck hat und für welches sie Mittel ist. Die innere Zweckmäßigkeit ist aber die Uebereinstimmung eines Dinges mit dem in seinem Begriffe liegenden Zwecke. Sie findet statt, wo die Form und Materie Eins ist, der Gegenstand also in sich zweckmäßig ist, z. B. der Organismus. Absoluter Zweck kann aber kein bloßes Naturwesen sein (s. Teleologie).

Zweibrücken (franz. **Deux-Ponts**), eine jetzt zum Rheinkreise des Königreichs Baiern gehörende Stadt, ehemals die Hauptst. eines besondern Fürstenthums gl. N. im oberrheinischen Kreise. Nach dem Absterben der ehemaligen Grafen von Zweibrücken kam dieses Land (1390) an das Haus Pfalz. In der Folge wurde es das Fürstenthum Zweibrücken genannt. Aus diesem Hause stammt Karl Gustav, der, als s. Verwandte, die Königin Christina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den schwedischen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode seines Enkels, Karls **XII.** (1718), kam Zweibrücken an einen der nächsten Verwandten, und nach dessen unbeerbtem Absterben an die Nebenlinie des pfälzischen Hauses Birkenfeld. Von dieser pfalzzweibrücken-birkenfeldischen Linie stammt das jetzige königl. bairische Haus ab (s. Baiern). Das Fürstenthum Zweibrücken wurde während des Revolutionskrieges von den Franzosen besetzt, durch den luneviller Frieden mit dem übrigen linken

Rheinufer an Frankreich abgetreten, und machte nachher einen Theil des Depart. des Donnersbergs aus. Es enthielt auf 36 □M. eine Bevölkerung von 70,000 Menschen. Durch den Frieden zu Paris am 30. Mai 1814 wurde es an Deutschland zurückgegeben und gehört jetzt größtentheils zum Rheinkreise des Königreichs Baiern; der übrige kleinere Theil gehört zu den überrheinischen neuen oldenburgischen, sachsen-koburgischen und hessen-homburgischen Besitzungen. Wichtig ist der Krapp- und Hopfenbau. Das ehemals wichtige Landgestüt von Zweibrücken hat der vorige König v. Baiern wieder hergestellt. — Die Stadt Zweibrücken ist nicht groß, aber gut und regelmäßig gebaut, besteht aus der Altstadt, Neustadt und Vorstadt, liegt in einer angenehmen Gegend, von Anhöhen und Gehölz umgeben, und hat 800 H. mit (im J. 1832) 6200 E. (ohne die beiden Vorstädte, welche 826 E. zählten). Es ist hier ein Gymnasium und der Sitz des Appellationsgerichts für den Rheinkreis. Das vormalige große herzogliche Residenzschloß, sonst eins der prachtvollsten Fürstenschlösser Deutschlands, liegt jetzt in Ruinen, die zu einer kath. Kirche umgebaut worden sind. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Stadtkirche und die luth. Kirche. Zweibrücken hat Tuch-, Leder- und Tabacksfabriken. In der Literargeschichte ist Zweibrücken nicht unbekannt. Es erschien hier ehemals eine gut geschriebene franz. Zeitung („Gazette de Deux-Ponts"), und von 1779 an gab eine Gesellschaft von Gelehrten in der hiesigen herzogl. Druckerei eine Reihe von correcten Handausgaben griechischer, römischer und franz. Classiker heraus.

Zweideutigkeit, s. Amphibolie.

Zweifel heißt derjenige Zustand der Seele, in welchem entgegenstehende Gründe für und gegen die Wahrheit einer Sache sich das Gleichgewicht halten. Dieser Zustand der Ungewißheit ist ver-

nünftig, wo er seinen Grund in der Sache hat, indem man nämlich die Richtigkeit der Beweisgründe oder die Richtigkeit der Sache selbst nicht einsieht. Weil bei dem Übergange von niedern zu höhern Stufen der Erkenntniß die Meinung schwanken muß, bis sie den vorigen Standpunkt aufgegeben und einen neuen errungen hat, so ist dieser Zustand unvermeidlich für Den, der redlich nach Wahrheit forscht, doch nur vorübergehend, da sein Streben ihn zur Gewißheit oder zum Glauben führt. Im Zweifel beharren, verräth Trägheit oder Unglauben, jene, wo durch weiteres Forschen neues Licht und festere Ueberzeugung zu erringen ist, diesen, wo die Grenzen, an denen die menschliche Wißbegierde in allen Richtungen ihres Strebens endlich stillstehen muß, auf Entscheidungen hinweisen, bei denen der religiöse Glaube sich beruhigt. Zweifel in Sachen der Religion entsteht viel öfter aus Unwissenheit und Verworrenheit der Begriffe, oder aus muthwilliger Empörung gegen die Autorität, die den Glauben empfiehlt, als aus echter Wahrheitsliebe. Baco von Verulam sagt: »Oberflächliches Kosten in der Philosophie bringt vielleicht zum Atheismus, tieferes Eindringen führt zur Religion zurück« (vgl. Glaube und Skepticismus).

Zweikampf. Ganz eigenthümlicher Art waren die gerichtlichen Zweikämpfe der Deutschen, da nämlich in zweifelhaften Fällen die Richter durch das Gesetz verpflichtet waren, den Parteien einen Zweikampf vor Gericht anzutragen und ihnen aufzugeben, ihren Streit mit den Waffen in der Hand auszumachen. Durch die gerichtlichen Zweikämpfe glaubte man eben Das zu bewirken, was durch die sogen. Gottesurtheile oder Ordalien bewirkt werden sollte. Wann diese Gewohnheit der gerichtlichen Zweikämpfe entstanden, ist ungewiß. Zu den Zeiten des Tacitus scheint sie noch nicht üblich gewesen zu sein, sie würde sonst wol seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen sein und er würde ihrer in seiner umständlichen Beschreibung von der gerichtlichen

Verfassung der Deutschen gewiß erwähnt haben. Von den Franken ist es gewiß, daß sie den Zweikampf erst nach der Eroberung Galliens von den Burgundern annahmen und unter sich einführten. Da der Charakter dieser Nationen durch die beständigen Kriege verwildert war und Tapferkeit mehr als jede andre Tugend galt, so konnte leicht der Gedanke entstehen, daß der Tapfere auch immer das gute Recht auf seiner Seite habe. Und so kam denn die barbarische Gewohnheit auf, zum Beweise seiner Behauptung sich auf sein Schwert zu berufen. Beim gänzlichen Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfassung und bestimmter Gesetze wurde das Schwert als die einzige Richtschnur des Rechts und Unrechts angesehen. Bei diesen Zweikämpfen waren gewisse Formen festgesetzt, die genau beobachtet wurden. Die Richter trugen entweder selbst auf den Zweikampf an, oder der Beleidigte forderte seinen Gegner dazu heraus, um seine Unschuld zu beweisen. Selbst die Zeugen waren verbunden, ihre Aussagen durch den Zweikampf zu bestätigen. Wenn die Parteien an dem vorher bestimmten Tage und Orte erschienen, wurden Kampfrichter (Griesswärtel) bestellt, deren Amt es war, genau Acht zu geben, daß Keiner von den Streitenden einen überwiegenden Vortheil über den Andern haben möge. Nicht die Adeligen allein, sondern alle Freigeborne überhaupt hatten das Recht, ihre Sache durch den Zweikampf zu entscheiden, weil kein freier Mann mit Leibesstrafen belegt werden durfte. Wer den Zweikampf ausschlug, wurde sogleich für schuldig erkannt. Personen, die selbst nicht fechten konnten, als Geistliche, Weiber, Greise und Schwache, mußten Verfechter stellen, die für sie schlugen. Die Kaiser errichteten selbst privilegirte Kampfgerichte, von denen das zu Hall in Schwaben sich am längsten erhielt. Jeder konnte seinen Gegner an einem solchen Orte zum Zweikampf herausfodern. Durch die Einführung der päpstl. Decretalen (1235) und einer bessern Gerichtspflege wurden

auch die gerichtlichen Zweikämpfe, sowie die Ordalien, nach und nach abgeschafft. Als im 11. Jahrh. der Geist des Ritterwesens sich ausbildete, wurden auch außergerichtliche Zweikämpfe gewöhnlich, die vor selbstgewählten Schiedsrichtern gehalten wurden, um über Ehrensachen zu entscheiden. Gegen das Duell, namentlich unter Officieren, erließ der König von Preußen 1828 eine merkwürdige Cabinetsordre. Auf den deutschen Universitäten kam das Duellwesen erst im dreißigjährigen Kriege auf.

Zweischattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt.

Zweistimmig ist der musikalische Satz (s. d.), wenn die Harmonie eines Tonstücks aus 2 Stimmen wesentlich besteht. Dies ist der Fall bei dem einfachen Duett für 2 Instrumente oder Singstimmen; dann aber auch in den vollständigen Musikstücken, aus welchen 2 Partien sich concertirend hervorheben. Der zweistimmige Satz hat seine besondern Schwierigkeiten, wenn er rein und wohlklingend sein soll, und kann nur von demjenigen bearbeitet werden, der schon den vollstimmigen Satz versteht, weil hier die wesentlichste Intervalle immer anzuwenden ist, und der Componist nicht alle Töne des Accords immer gebrauchen kann.

Zwerge sind eine bloße Spielart, keine besondere Gattung des Menschengeschlechts. Die Pygmäen der Alten, die Quimos, die Commerson gefunden haben will, und andre Zwergnationen sind bloß Geschöpfe der Einbildungskraft. Es ist bisweilen der Fall, daß unter den großen und starken Kindern gleich großer und starker Aeltern sich auch ein Zwerg befindet. Die Natur behandelt diese Geschöpfe nicht immer ganz stiefmütterlich, und wenngleich kein Beispiel von einem Zwerge vorhanden ist, der sich durch außerordentliche Talente ausge-

zeichnet hätte, so sind sie doch öfters nicht ohne Anlagen. Ein Zug, der sie besonders charakterisirt und sie den Kindern noch mehr gleich macht, ist die hervorstechende Eigenliebe und hohe Meinung, die sie gewöhnlich von ihrer kleinen Person haben. Bei den Römern wurden die Zwerge zu mancherlei Verrichtungen, bisweilen selbst, um des Contrastes willen, bei Fechterspielen gebraucht. Am Hofe zu Konstantinopel wird immer eine Anzahl Zwerge als Pagen unterhalten. Die, welche zufälligerweise zugleich taub und stumm oder verschnitten sind, werden als treuere Leute vorgezogen. Auch an den deutschen Höfen fehlte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. unter der Hofdienerschaft nicht an einem Kammerzwark, wie man ehemals schrieb, der bisweilen auch die Rolle eines Hofnarren spielte. Der Geschmack an dergleichen Belustigungen hat sich verloren. Am weitesten trieb es damit in Rußland Peter der Große, der die Zwerge seines Reichs an seinem Hofe versammelte, und die bekannte Zwergenhochzeit veranstaltete. Die Sagen von Zwergen leiten Einige davon ab, daß die Bekenner älterer Religionen von denen der neuern (z. B. in dem alten Skandinavien) in die Berge vertrieben worden, und daß man ihnen bald ein formloses Ansehen angedichtet habe. — In der Naturgeschichte nennt man einen Zwerg einen Organismus, der die gewöhnliche Höhe seiner Species nicht erreicht hat, ohne doch verkrüppelt zu sein, z. B. in der Botanik ein Gewächs, das in seiner Art niedriger ist als andre, wie Pflanzen auf hohen Bergen, z. B. das Knieholz auf den Sudeten. In den Gärten heißt Zwergbaum ein Baum, der durch Pfropfen und besondere Wartung so gezogen ist, daß er keinen Stamm in die Höhe treibt, sondern bald über der Wurzel sich in Zweige ausbreitet, und nichtsdestoweniger viele und gute Früchte trägt.

Zwickau, Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs

Sachsen, liegt an der Mulde, und hat in ungefähr 900 Häusern etwas über 4000 Einw. In dem Schlosse Osterstein, welches von der Stadt durch Mauern und Graben getrennt ist, wurde 1775 ein Zucht- und Arbeitshaus angelegt.

Zwietracht s. Eris.

Zwilling. Man rechnet, daß ungefähr unter 80 Geburten eine Zwillingsgeburt vorkommt, d. h. eine solche, wo 2 Kinder in kurzer Zeit nach einander geboren werden. Ob beide in einem und demselben Geschlechtsacte oder in zweien, die sich in kurzer Zeit nach einander folgen, erzeugt werden, darüber sind die Meinungen noch getheilt; mehre Beobachtungen machen jedoch das Letztere wahrscheinlich. Zwillingskinder sind oft ebenso verschieden in ihren Neigungen und körperlichen Eigenschaften als andre; oft sind sie jedoch schwächlich und sterben bald nach der Geburt, wenn sie nicht mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt abgewartet werden. Bei der Geburt von Zwillingen sind viele besondere Regeln zu befolgen, welche hier nicht weiter zu erörtern sind. — In der Astronomie sind die Zwillinge ein Sternbild des Thierkreises, sogenannt von den Dioskuren. (S. Kastor und Pollux.)

Zwingli (Ulrich), geb. 1484 zu Wildenhausen in der Schweiz, studirte zu Wien und Basel, ward Prediger in Glarus, 1519 aber in Zürich, wo er die Grundsätze besserer Erkenntniß und einer geläuterten Religionslehre öffentlich predigte. Weit entfernt, der Stifter einer neuen Religionsgemeinde werden zu wollen, arbeitete er bloß dahin, daß seine Landsleute aufgeklärt und von dem unerträglichen Joche des Papstthums befreit werden sollten. Auf einer 1523 von ihm angekündigten Versammlung trug er über Faber, Großvicar des Bischofs von Costnitz, den Sieg davon, und, unterstützt von dem großen und kleinen Rathe, ward er der religiöse Reformator seines Va-

terlandes. Auch wurde Zwingli's Lehre bald, sowie im ganzen Canton Zürich, also auch in den Cantonen Bern, Basel, Schaffhausen angenommen. In einem Kriege der altgläubigen Cantons gegen die vorgedachten, dem Z. als Feldprediger beiwohnte, wurde er in der Schlacht bei Kappel 1531 getödtet. — Eine auffallende Abweichung dieses berühmten schweizerischen Reformators von Luther war die, daß er, eigentlich noch stärkerer musikalischer Dilettant, doch in Ansehung der Kirchenmusik Luthern ganz entgegen war, und den Gesang und die Orgel aus der Kirche verbannt wissen wollte.

Zwischenact (Entre-acte), bei theatralischen Vorstellungen diejenige Zeit, welche entweder zwischen 2 verschiedenen Stücken, oder zwischen den verschiedenen Acten eines Stücks verläuft. In Deutschland wird während dieser Zeit jedesmal der Vorhang herabgelassen, welches aber in Frankreich nicht, oder nur dann geschieht, wenn während dieser Zeit die Decorationen zu verändern, oder Vorkehrungen zur folgenden Abtheilung auf der Bühne zu treffen sind. (S. Schauspiel und Act. Bei Dramen, Schauspielen, Lustspielen und dgl. wird (wenigstens in Deutschland) diese Zwischenzeit gewöhnlich durch Instrumentalmusik, welche aber selten der Handlung des Stücks recht angemessen ist, ausgefüllt. Daher nennt man auch die Musikstücke (und vorzüglich die eigens hierzu componirten, z. B. von Lindpaintner), durch welche jene Zeit ausgefüllt wird, Entre-actes (Zwischenacte). Bei Opern und großen pantom. Ballets fällt dies jedoch in Deutschland in der Regel weg, um die Zuhörer nicht mit Musik zu überladen. In Frankreich finden auch bei den Opern solche Entre-actes statt, welche vom Componisten als eine Art kurzer Ouverturen oder Einleitungen mit charakteristischer Beziehung auf die Handlung des folgenden Acts dazu componirt werden. Zweck und Bestimmung dieser Zwischenacte ist: dem Zuschauer oder Zuhörer einen Ruhepunkt zu

geben, um durch zu anhaltende geistige Anstrengung nicht Ueberspannung oder Erschlaffung zu erzeugen, zugleich aber auch einen leisen Nachklang der durch das Vorangegangene erregten Gefühle zu erhalten, und das Gemüth in eine für das Nachfolgende empfängliche Stimmung zu versetzen und darauf vorzubereiten. Man sieht hieraus, in welcher genauen Verbindung diese Zwischenmusik mit dem Ganzen steht, und wie bedeutend dadurch der Eindruck desselben unterstützt oder (durch unzweckmäßige Wahl derselben) gestört werden kann. Hieraus entspringt daher die so bedeutende und unerlaßliche Verpflichtung für jeden Orchesterdirigenten eines Theaters, in der Auswahl dieser Zwischenmusiken sehr behutsam und mit steter Rücksicht auf den Inhalt und Charakter der Darstellung überhaupt, und auf den Ausgang der vorhergehenden und den Anfang und Inhalt der folgenden Abtheilung des Stücks zu Werke zu gehen. Denn welchen störenden, widrigen Eindruck es macht, wenn z. B. ein Act eines Stücks mit Verzweiflung oder Trauer schließt, und nun unmittelbar, während die Mitempfindung des Zuhörers noch in voller Thätigkeit ist, das Orchester mit einem lustigen Rondo, einer Symphonie ꝛc. einfällt und so jeden Nachklang der vorher erregten Gefühle gewaltsam erstickt, davon kann man sich fast in jedem Theater überzeugen. Vormals wurden bei den Italienern die Zwischenacte der sogen. großen (d. h. ernsten) Opern durch Ballets oder durch kleine Zwischenspiele, die man Intermezzi (s. d.) nennt, ausgefüllt. Während des Zwischenactes sollte eigentlich, wie bei den Alten, die Handlung des Schauspieles nicht fortschreiten; das neuere aber spielt oft noch hinter dem Vorhange fort. S. Cailhava, „Art de la comédie", I, 16., und Diderot, „Disc. de la poésie dramatique", Cap. 14.

Zwischenhandel ist derjenige Handel, in welchem ein Land die Erzeugnisse eines andern an ein drittes Land absetzt. Er beschäf-

tigt sich daher bloß mit dem Umtausche ausländischer Erzeugnisse gegen einander, ohne den Producenten des eignen Landes Absatz, oder den Consumenten desselben Zufuhr zu verschaffen. S. Rau's »Volkswirthschaftslehre«, §. 432 fg. Gegen den Zwischenhandel der Holländer war Cromwell's Navigationsacte (s. d.) gerichtet.

Zwischenmittel sind in der Chemie im Allgemeinen solche Substanzen, welche eine sonst nicht stattfindende Verwandtschaft vermitteln; Oel z. B. läßt sich unmittelbar nicht im Wasser auflösen. Hat man aber das Oel durch Verbindung mit einem Laugensalze, zu Seife gemacht, so erfolgt die Auflösung, und das Laugensalz ist das Zwischenmittel der Verbindung geworden.

Zwischenräume der Körper, s. Poren.

Zwischenspiel (Interludium) nennt man bei dem Choralspiel auf der Orgel diejenigen kurzen Sätze oder Accordfolgen, wodurch man von einer Verszeile des Chorals, auf welche ein Ruhepunkt der singenden Gemeinde fällt, zu dem Tone und Accorde, mit welchem die folgende beginnt, überleitet. Auch dehnt man diesen Ausdruck auf den Satz oder die Accordfolge aus, durch welche man 2 Strophen des Liedes verbindet Letzteres ist unwesentlich, ersteres aber, um Lücken zwischen den Absätzen der Melodie zu vermeiden, zweckmäßig; nur dürfen sie keine bloßen Verzierungen oder dem Charakter des Chorals widersprechende Figuren enthalten. Hieran aber erkennt man vorzüglich den wahren Organisten.

Zwitter (Hermaphroditen) nennt man Geschöpfe, die mit vollkommen ausgebildeten Zeugungstheilen beider Geschlechter versehen sind; allein diese sind und bleiben fabelhaft. Was Hyginus und Ovid erzählen, s. im A. Hermaphroditos. Man erklärt übrigens diese Fabel aus der Weichlichkeit und dem weiblichen Wesen der Anwohner jener Quelle, worauf Strabo, da er den Halikarnaß be-

schreibt ausdrücklich hindeutet. Indeß war die Idee einmal da, und was sonst Künstlergrille gewesen, das glaubten Naturforscher und Aerzte in ältern und neuern Zeiten als wirkliche Erscheinung beobachtet zu haben. Ja, die Gesetzgeber der Juden unterschieden schon, wie gewöhnlich sehr fein, 4 Arten von Zwittern bei den einen herrsche das männliche, bei den andern das weibliche Geschlecht vor, bei den 3ten seien beiderlei Geschlechter gleich, und bei der 4ten Classe sei weder das eine noch das andere Geschlecht vorherrschend.

Zwölftafelgesetze waren diejenigen Gesetze bei den Römern, welche sie, nachdem man zuvor Abgeordnete nach Griechenland gesendet hatte, um die Gesetze zu sammeln, nun durch 10 ausdrücklich dazu bestimmte Männner in ein Gesetzbuch bringen ließen, welches im J. Roms 303 auf 10 (wahrscheinlich hölzernen) Tafeln bekannt gemacht, und wozu im folgenden Jahre noch 2 Tafeln hinzugefügt wurden. Diese zwölf Tafeln sind in der Folge mehre Male verloren gegangen, und auch auf uns nur fragmentarisch gekommen.

Zygia,, Beiname der Juno, und zwar als Vorsteherin der ehelichen Verbindungen, als welche sie auch Juga, Jugalis heißt.

Zymosis, die Gährung, Säuerung. Fermentation; daher Zymosimeter, Gährungsmesser, ein Instrument zur Abmessung der verschiedenen Grade der Gährung. Die Zymotechnik, die Gährungskunst, d. h. der Theil der Chemie, der sich mit der Gährung beschäftigt.

Ende des fünfundsechzigsten und letzten Bändchens.